Pädagogische Psychologie

für Schule und Haus

auf Grund der Erfahrung und neueren Forschung

dargestellt

von

Dr. phil. **Gottfried Maier,**
Schulinspektor des Bezirks Reutlingen.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1894.

Vorwort.

Dem Leser wünscht der Verfasser zum Eingang, etwas von der frischen Freude zu verspüren, die ihm seine Arbeit über die Seele gewährte. Ist das eigentliche, das tiefste und fruchtbarste Studium des Menschen der Mensch, erfreut es schon Auge und Herz, die äußere Schönheit des menschlichen Leibes, zumal des Antlitzes zu schauen, eine wieviel reichere Quelle froher Erhebung muß es sein, in der Gestaltung der inneren Seele Maß und Gesetz zu entdecken, die Wohlordnung einer reinen Harmonie zu finden und in die verborgene Werkstätte der höchsten Bildung einzudringen, die aus dem Schönen das Schönste hervorbringt, die Entfaltung der Kräfte und Gaben eines gottgeschaffenen Geistes. Ist es sonst überall unmöglich, der Natur ins Herz zu sehen, so wird uns hier der geheime Grund enthüllt, in dem sich Natur und Geist innig berühren, ja in eins verschmelzen. Was im Raum sich in bunter Mannigfaltigkeit um uns her äußerlich ausdehnt, diese weite große Welt wird hier von einer ganz besonderen Kraft innerlich einheitlich erfaßt, vergegenwärtigt und in ein neues eigenartig lebendiges Dasein gerufen, und seinerseits wirkt dieser einheitliche Mittelpunkt unseres Daseins nach seinen eigentümlichen und insofern selbständigen Kräften machtvoll hinaus in den umgebenden weiten Kreis der Welt.

Was Seele und Geist, was Verstand und Vernunft im Grunde sind, nehmen wir nicht unmittelbar wahr; aber sie erscheinen uns in mannigfachen Gebilden. Daß sie nicht bloße Sammelbegriffe oder leere Formen, vielmehr von Anfang an ganz bestimmte Anlagen und Kräfte sind, das anzunehmen nötigen uns die eigentümlichen, mit allem Räumlichen unvergleichlichen, aus aller Mechanik der Natur unerklärten und unerklärlichen Vorgänge unseres inneren Lebens. Die Fragen über die Seele hat man zwar neuerdings als metaphysische aus der Psychologie, die nur die psychischen Prozesse und Gesetze zu untersuchen und dafür aus der

Natur der im Hintergrund weilenden Seele keinen Aufschluß zu erwarten habe, hinausgewiesen. Aber doch wird hierüber eine Aussprache in einer „Seelenlehre" ganz am rechten Orte sein und wohl am besten gleich zu Anfang in einem grundlegenden, allgemeinen Teile, dessen Ausführungen in den nachfolgenden Einzeldarlegungen, auf denen sie freilich teilweise beruhen, weitere Verdeutlichung und Begründung erfahren.

Aus unserer wissenschaftlichen Überzeugung schöpfen wir die sichere Hoffnung, daß die physiologische Hochflut, mit der gegenwärtig die Psychologie, vielfach ohne wirklichen Nutzen für die Erklärung der psychischen Erscheinungen, überschwemmt wird, in nicht zu langer Zeit eine klärende Rückströmung erfahren und erkannt werden wird, wie wenig einzelne wertvolle Entdeckungen und gelungene Experimente auf dem physischen Gebiete zu der Meinung berechtigen, nun auch alles physiologisch erklären zu können.

Die Anzeichen hierfür mehren sich auch im Lager der Physiologen: z. B. Wilhelm Wundt, der erfolgreiche Verfasser der 1887 in dritter Auflage erschienenen „Physiologischen Psychologie", eines Werkes, dem wir neben der im gleichen Jahre herausgekommenen feinsinnigen „Psychologie auf Grundlage der Erfahrung" von Harald Höffding sehr viel verdanken, glaubt, das physische Prinzip von der Äquivalenz der Ursache und Wirkung gelte nicht für die psychische Kausalität, welche vielmehr eine stets anwachsende Energie offenbare.

Dies Wachstum seelischer Energie ist mit der steigenden Kraftentwicklung im leiblichen Organismus, der sich aus der physischen Umgebung erbaut, nicht erklärt (vgl. Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philosophie von Avenarius 1891, S. 379), nicht einmal aus dessen Analogie, da die eigenartige psychische Aktualität nicht die gleiche Abhängigkeit von der psychischen Umgebung erwarten läßt. Immerhin ist auch hier die Abhängigkeit eine große.

Je tiefgreifender aber der Einfluß der Umgebung auf die Bildung der sich entwickelnden Seele ist, um so höher ist der Wert einer richtigen Erziehung anzuschlagen, die die Anlagen der Seele zu nützen und zu fördern weiß. Eine pädagogische Psychologie hat nicht nur die natürlichen seelischen Ereignisse zu beschreiben und ihre Gesetze darzulegen, sondern sie auch für Bildung des

Menschen zu religiös-sittlichen Zielen zu verwerten. Notwendigkeit, Recht und Richtung solcher Wissenschaft für alle Erzieher mögen aus den nachfolgenden Stimmen bedeutender Lehrer noch klarer erhellen. —

Unser Versuch gründet sich nicht auf Herbart, nicht auf eine vorgefaßte Theorie, sondern auf die Erfahrung und deren neuere wissenschaftliche Bearbeitung. Ohne die bedeutenden Verdienste zu unterschätzen, welche dessen Psychologie sich um den Unterricht im Laufe mehrerer Jahrzehnte erworben hat, darf doch die Pädagogik die Fortschritte der psychologischen Forschung nicht länger umgehen. Sie sind freilich mehr negativer Art: nämlich daß die Vorstellung, auf welche der Unterricht zunächst einzuwirken hat, für das Gebiet des Fühlens und Wollens nicht die Zaubermacht besitzt, die man ihr früher zugetraut hat, daß vielmehr die Vorstellung selbst in ihrem Werden und Vergehen von der triebkräftigen Macht des Gefühls und Willens, von der einheitlichen, durch elementare Prozessen vielbewegten Seele abhängt. An dieser Erkenntnis muß die versuchte Mechanisierung des Vorstellungsverlaufs scheitern. Aus der Natur des in Gegensätzen sich bewegenden, unberechenbaren Gefühls geht aber auch hervor, wie unmöglich es sein wird, eine Mechanik der praktischen Seite des Seelenlebens festzustellen, wie Dilthey anzustreben scheint („Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft", Sitzungsbericht der Akademie. Berlin 1888, II, 807—832). Im Verhältnis zu der Klarheit der objektiveren Vorstellungswelt wird die wechselvolle Welt der Stimmungen und Triebe stets etwas Dunkleres behalten. Wir dürfen wohl auch nicht annehmen, daß der moderne Mensch, der allerdings den organischen Ausdruck seines Gefühls zurückzudrängen strebt, im Laufe von Generationen sich zum reinen Verstandesmenschen entwickeln werde. Die ursprünglichen Grundlagen seiner Natur, die vollen, reichen Lebenselemente wird er auf Erden nie abstreifen. Das Gefühl ist nun einmal nicht bloß das Herbartsche Innewerden einer Hemmung von Vorstellungen, Wollen nicht bloß das erfolgreiche Hervordrängen einer Vorstellung, beide sind nicht nur Anhängsel des Vorstellungslebens, vielmehr verleiht erst die Einheit des Willens den Vorstellungen Zusammenhang und die Festigkeit des Willens dem ganzen Seelen-

leben Ordnung. Die Not der Zeit verlangt denn auch nicht gelehrte, sondern willenskräftige Menschen, nicht nur Kenntnisse, sondern vor allem Tugend und Tüchtigkeit. Mögen die nachfolgenden Blätter als ein Beitrag zu solcher Erziehung angesehen werden können. — Wiederholungen waren bei der Natur des Gegenstandes nicht zu vermeiden: an verschiedene Erscheinungen des Seelenlebens waren die gleichen Grundwahrheiten der Pädagogik anzuschließen; z. B. des öfteren zu betonen: unterrichte anschaulich.

Wozu aber schon wieder eine neue pädagogische Psychologie? Wir haben treffliche Werke: Bartels giebt breite Ausführungen nach Lotze, Baumann große Ideen, Dörpfeld mahnt dringend, den Lehrstoff denkend durchzuarbeiten, Martig führt klar und anschaulich in die Elemente ein, Ostermann wehrt Herbartsche Einseitigkeiten ab, Pfisterer zeigt eine reiche Bildergallerie pädagogischer Meisterworte, Strümpell arbeitet das Herbartsche Begriffssystem aufs neue geistvoll durch. Aber es fehlt eine Arbeit, welche den Ertrag der Forschung der letzten Jahrzehnte, namentlich mit Rücksicht auf die Physiologie, zu nützen sucht, ohne das erprobte und gewisse Alte preiszugeben und ohne von der Experimentalpsychologie, insbesondere der französischen, die sich mehr mit dem kranken Menschen beschäftigt (vgl. Binets „Altérations de la personnalité“, Paris 1892), allzu viel zu erwarten. Da sich immer noch kein Philosoph von Fach gefunden hat, der sich dazu entschlösse, so möge man es wohlwollend aufnehmen, wenn hier versucht wurde, die Gedanken der großen Psychologen allseitig und gründlich durchzuarbeiten und zu Nutz und Frommen denkender Erzieher in Schule und Haus zurechtzulegen.

Als ein glückliches Zusammentreffen erscheint es, daß sich an Pfingsten dieses Jahres die Allgemeine deutsche Lehrerversammlung und der Deutsche Lehrertag zum erstenmal in unserer schwäbischen Hauptstadt vereinigen. Der Vereinigung möge auch dieser Beitrag zur Erziehung als ein Gruß der schwäbischen Schule dargebracht werden dürfen.

Pfullingen, den 18. Februar 1894.

Der Verfasser.

Betrachte die junge Mutter und ihre Kinderstubengebote. Nur wenige Jahre sind es, daß sie in der Schule saß, wo ihr Gedächtnis mit Worten, Namen und Zahlen vollgepfropft und ihre Denkkräfte kaum im schwächsten Maße geübt wurden, wo ihr keine Vorstellung von der Art und Weise, wie man mit dem aufblühenden Geiste der Kindheit umzugehen habe, beigebracht ward, und wo der empfangene Unterricht sie nicht im geringsten befähigte, eigene Methoden selbständig auszudenken. Die dazwischenliegenden Jahre sind mit Musiktreiben, Modearbeit, Novellenlesen und Gesellschaftsbesuch verbracht worden: kein Gedanke ist den schweren Verantwortungen einstiger Mutterpflicht gewidmet und kaum etwas von jener gediegenen geistigen Bildung erlangt worden, welche als Vorbereitung auf solche Verantwortungen dienen könnte. — Sie weiß nichts über die Natur der Gefühle und Gemütserregungen, deren Entwicklungsstufen, deren Thätigkeiten, und wo das Erlaubte endet, das Unerlaubte beginnt. — Da ihr die Kenntnis geistiger Erscheinungen mit ihrer Ursache und ihren Folgen fehlt, ist ihre Einmischung häufig schädlicher, als gänzliche Passivität gewesen sein würde. Dieser und jener Art von Thätigkeiten, welche ganz gesetzmäßig und wohlthätig sind, tritt sie unaufhörlich entgegen und schmälert so des Kindes Frohsinn und Vorteil, stört seine und ihre Gemütsstimmung und verursacht Entfremdung. Die Ausführung von Thaten, zu denen aufzumuntern sie für ersprießlich hält, bewirkt sie durch Drohungen und Geschenke, oder dadurch, daß sie den Wunsch nach Beifall erregt, indem sie wenig überlegt, welches der innere Beweggrund sein mag, so lange nur das äußere Betragen ihr ansteht, und öffnet auf diese Weise statt richtigen Gefühlen der Heuchelei, Furcht und Eigenliebe Thür und Thor. Während sie auf Wahrhaftigkeit besteht, giebt sie beständig ein Beispiel der Unwahrheit, indem sie Strafen androht, die sie nicht auferlegt. Während sie Selbstbeherrschung einschärft, straft sie ihre Kleinen stündlich mit zornigen Scheltworten für Thaten, die solche nicht verdienen. Sie hat nicht die blassește Vorstellung davon, daß in der Kinderstube wie draußen in der Welt **das** allein die wahrhaft heilsame Zucht ist, die auf alle Handlungen, gute und schlechte, die natürlichen Folgen eintreten läßt — die angenehmen oder schmerzvollen Folgen, welche in der Natur der Dinge solche Handlungen eben nach sich ziehen. Indem sie so ohne Leitung und gänzlich außerstande ist, sich selbst zu leiten durch Aufspürung und Verfolgung der in ihren Kindern sich vollziehenden geistigen Vorgänge, giebt ihr Verfahren den augenblicklichen Regungen nach, entbehrt der Beharrlichkeit und ist von schädlichen Folgen.

Herbert Spencer.

Und dann die Pflege des Verstandes, wird sie nicht ebenfalls in ähnlicher Weise falsch in die Hand genommen? Zugestanden, daß die Erscheinungen des Verstandes sich nach Gesetzen vollziehen; zugestanden, daß die Entwicklung des Verstandes in einem Kinde gleichfalls nach Gesetzen vor sich geht, so folgt unvermeidlich, daß ohne eine Kenntnis dieser Gesetze Erziehung nicht richtig betrieben werden kann. Es wäre thöricht anzunehmen, man könnte diesen Prozeß der Bildung und Mehrung der Gedanken genau und sicher regulieren, ohne die Natur des Prozesses zu verstehen. Wie weit also unterscheidet sich der Unterricht, wie er ist, vom Unterricht, wie er sein sollte, wenn kaum einige Eltern und nur wenige Lehrer etwas von Psychologie wissen!

Derselbe.

Zum Schuhmachen, zum Häuserbauen, zur Leitung eines Schiffes oder einer Lokomotive gehört eine lange Lehrzeit. Ist denn die Entwicklung eines menschlichen Wesens an Leib und Seele im Vergleich dazu ein so einfacher Vorgang, daß jemand ihn ohne irgendwelche Vorbereitung beaufsichtigen und lenken kann? Wenn nicht — wenn der Vorgang, ohne irgendeine Ausnahme, verwickelter als irgendeiner in der Natur und die Aufgabe, ihn zu unterstützen, von außerordentlicher Schwierigkeit ist, ist es dann nicht Wahnsinn, für eine solche Aufgabe nicht Fürsorge zu tragen? Lieber die sogenannte feine Bildung geopfert als diese hochwichtige Unterweisung unterlassen.

Derselbe.

Zur Durchführung einer Gesamtreform fehlt es vor allem an Lehrkräften, die pädagogisch durchgebildet sind.

Hugo Göring.

Weder von den Ergebnissen der neueren Sprachphysiologie noch auch von den Ergebnissen der neueren Psychologie hat die Methode des Unterrichts bisher hinreichend zu lernen verstanden.

Reinhold Biese.

Wenn wir einig wären über die besten Grundsätze und Methoden, die Entwicklung des Kindes so zu bestimmen, daß ein möglichst vollkommener Mensch aus ihm würde, dann hätten wir das Höchste erreicht, was irgendeine Wissenschaft erreichen kann.

Wilhelm Preyer.

Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach, so wird der Gott des Friedens mit euch sein.

Paulus.

Solange nicht jemand behauptet, daß er den Inbegriff von Leidenschaft, dichterischem Gestalten, denkendem Ersinnen, welchen wir als Goethes Leben bezeichnen, aus dem Bau seines Gehirns, den Eigenschaften seines Körpers abzuleiten und so besser erkennbar zu machen imstande ist, wird auch die selbständige Stellung einer solchen Wissenschaft nicht bestritten werden können.

Wilhelm Dilthey.

Mit der Kenntnis der Zusammensetzung eines Organs ist auch das Verständnis für die Funktion desselben gewonnen, da diese nichts anderes ist als das Resultat der Bewegung der Teile, aus denen das Organ sich zusammensetzt. Beim Gehirne aber ist das anders, und wir mögen noch so tief in seinen inneren Bau und in die anatomische Konstruktion seiner kleinsten Teilchen eingedrungen sein, so fehlt uns doch bis jetzt jede Kunde über die Bewegung derselben, und von einem Zusammenhange dieser mutmaßlichen Bewegung mit dem Empfinden, Denken und Wollen, jene Äußerungen, die wir unter dem Namen der Seele zusammenfassen, wissen wir nichts.

Carl Pelman.

Wir sind noch weit entfernt von einem naturwissenschaftlichen Verständnis der psychischen Erscheinungen. Die Möglichkeit eines solchen Verständnisses entweder absolut zu leugnen wie die Spiritualisten oder anderseits absolut zu behaupten wie die Materialisten, dazu kann wohl die Neigung zu dieser oder jener Richtung der Spekulation treiben. Dem Naturforscher, der sich an die faktischen Verhältnisse zu halten und deren Gesetze zu suchen hat, ist dies eine Frage, für welche er keine Entscheidung besitzt. Man muß nicht vergessen, daß der Materialismus ebenso gut eine metaphysische Spekulation oder Hypothese ist, wie der Spiritualismus.

Hermann v. Helmholtz.

Angenommen, eine bis ins äußerste fortgesetzte Gehirnforschung wäre so glücklich, einen Apparat zu ersinnen, der uns das ganze Spiel der Moleküle vollkommen überschauen ließe, denken Sie sich ein für unsere Sinne vollkommen durchschauliches Hirn, denken Sie sich den Fortschritt soweit gediehen, daß wir, wenn uns jemand einen Gedanken mitteilt, alsbald wüßten, welche Schwingungen sein Gehirn macht, und ebenso umgekehrt, wir könnten die Gehirnschwingungen sehen und daraus sogleich wissen, welcher Gedanke dadurch rege geworden — was wäre damit gewonnen? Gar nichts; denn der geistige Gedanke und die materielle Schwingung sind denn doch nicht identisch, wenn auch das eine das andere begleitet. Daß der Physiologe den Eindruck des Lichts noch weiter verfolgen kann als bis zum photographischen Bildchen auf der Netzhaut, ist für die Physiologie ein riesiger Gewinn. Aber für die Frage der Umsetzung des Impulses des Lichtstrahls in die geistige Wahrnehmung, für diesen wohl für alle Ewigkeit unergründlichen Vorgang ist es ganz gleichgiltig, ob diese Umsetzung auf der Netzhaut oder im Gehirn stattfindet. Hier gilt: Ignorabimus.

Dr. Pick.

(Pädagog. Jahrbuch d. Wiener päd. Gesellsch. 1891, S. 17.)

Ein Athlet mag riesenstark sein, an Muskelkräften ein wahrer Herkules. — Eins aber vermag er gewiß nicht. Er kann sich nicht selbst bei den Füßen packen und in die Höhe heben. Ohne die Erde unter den Füßen vermag er mit allen seinen Kräften nichts. Was für den Athleten die Mutter Erde ist, das ist für den Psychologen das Ich. — *Δός μοι ποῦ στῶ!*

Indessen die Bündelpsychologie — der das Ich nur ein Bündel, eine Association von Vorstellungen ist — erbt sich immer weiter fort. H. Taine in seiner salonmäßig und hübsch geschürzten Schrift „de l'Intelligence“ redet über dasselbe Thema genau so wie vor mehr als hundert Jahren Hume und Condillac. Nichts gelernt und nichts vergessen. Der Wahlspruch dieser Art von Psychologie müßte etwa lauten:

„Das, was ich nicht begreifen kann,
Seh' ich als nicht vorhanden an.“

Eine beträchtliche Vereinfachung der Wissenschaft. **Otto Liebmann.**

Herbarts Statik und Mechanik der Vorstellungen, namentlich in der sauberen und eleganten Gestalt, welche ihr Drobisch gegeben hat, ist zweifellos die formell vollendetste Leistung der Associationspsychologie. Was Engländer und Franzosen in dieser Hinsicht geleistet haben, läßt sich mit ihr an Schärfe und Folgerichtigkeit nicht vergleichen. Das dieser Theorie zugrunde liegende Begriffssystem schließt jede mystische Unklarheit aus. Die Schwelle, das Sich-hemmen der Vorstellungen durch ihren qualitativen Gegensatz und entsprechend ihrem Intensitätsunterschied, die Verschmelzung homogener und Komplikation disparater Vorstellungen, das Gleichgewicht, das Sinken und Steigen, die Evolution der Vorstellungsreihen nach abgestuften Klarheitsresten, die direkte Reproduktion durch Hemmung der Hemmung (psychologische duplex negatio) — dies alles mit mathematischer Akribie durchdacht, ergiebt von dem Getriebe des psychischen Geschehens ein durchsichtiges Gesamtbild, welches dem lebendigen Original an vielen Stellen nahe zu kommen scheint.

Nach den zahlreichen Beurteilungen, welche dieser Theorie von Schleiermacher an bis auf Lotze, Lange, Wundt u. s. w. zuteil geworden sind, hat man sie bis auf weiteres ad acta gelegt.

Abgesehen von dem Gebrechen, daß die Formeln der mathematischen Psychologie wegen der Unermeßbarkeit der meisten psychischen Größen sich einer empirischen Prüfung leider entziehen, stellen sich hauptsächlich zwei Bedenken in den Weg.

Herbart erkennt selber an, daß es außer der psychologischen eine physiologische Hemmung giebt.

Aber erstens steht das, was er als rein psychologischen Hemmungsgrund betrachtet, nämlich die wechselseitige Klarheitsverminderung homogener Vorstellungen durch ihren qualitativen Gegensatz mit einfachen Beobachtungsthatsachen durchaus nicht im Einklang.

Sodann wer verbürgt uns, daß nicht jede Hemmung eine physiologische ist?

Otto Liebmann.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Aufgabe und Wege der pädagogischen Psychologie.

1. Psychologie (= Seelenlehre vom griech. psyche = Seele, logos = Lehre) ist ganz im allgemeinen die Wissenschaft von der Seele. Unter Seele verstehen wir im Unterschied von allem Körperlichen, das sich im Raum ausdehnt (= extensiv) und bewegt und undurchdringlich ist, jenes eigentümliche innere Leben, das empfindet und vorstellt, von den Zuständen der Lust und Unlust bewegt wird und im Begehren und Streben, im Wollen und Thun sich äußert (= intensiv). Wenn Herbart sagt, die Seele sei ein Wesen, das sich in der Form des Vorstellens selbst erhalte, so giebt diese Definition nur einen Teil des seelischen Lebens wieder, allerdings einen hervorragenden: die eigentümliche, selbständige Stellung inmitten der Welt der Bewegungen, deren Reize, Eindrücke die Seele empfängt, ohne ihnen aber zu erliegen, die sie vielmehr in anderer Form in sich festhält, nämlich vor sich selbst wiederspiegelt, reflektiert in der ihr ureigenen Form des Bewußtwerdens. Die Seele umfaßt aber einen weiteren Kreis, jene ganze innere Welt des Bewußtseins, in welcher die äußere Welt nicht nur in der Form von Sinnesempfindungen und Vorstellungen gegenständlich wird, sondern auch in Gefühlen und Entschlüssen ein neues und eigentümliches Dasein sich offenbart, das sich nicht beschreiben, das sich nur erleben und feststellen läßt.

Das deutsche Wort Seele hat die sinnliche Grundbedeutung einer innerlich bewegten und bewegenden Kraft (gotisch saiv = See, saivala = wallende See), das lateinische Wort dafür ist anima = Atem, womit verwandt ist das griechische anemos = Wind und die

Sanskritwurzel an = blasen. Von ähnlicher Bedeutung ist Geist, von der Wurzel gîsan, blasen, wehen, sprudeln (vgl. Gischt, Geiser), also = das, was als belebende Kraft von einem Dinge ausströmt, sich ergießt (vgl. Geist des Weines, mit Rücksicht auf seine Kraft), lateinisch spiritus = Hauch, griechisch pneuma = Atem, hebräisch ruach = Wehendes. In diesen sprachlichen Bezeichnungen hat das Volksgemüt die ältesten Anschauungen, die wie immer zuerst räumlicher, sinnlicher Art sind, niedergelegt. Hiernach wurde die Seele zuerst als etwas Materielles benannt, wenn auch als feinster Stoff, als eine Art Luft oder Äther gefaßt (lateinisch materia = Stoff, aus dem etwas verfertigt werden kann), immerhin also nicht als ein der Berührung zugängliches Körperliches, sondern, wie gerade die deutsche Bezeichnung ausweist, als das Innerste, Belebende, Empfindende.

Es ist ein Zurücksinken unter diese älteste Auffassung, die ihre Anschauungen, welcher Art sie auch näher sein mochten, nicht anders als in den Formen des anschaulich Sinnlichen auszudrücken imstande war, wenn die Seele heutzutage wieder als etwas rein Materielles betrachtet wird. Nimmt man ja doch keinen Anstand, die Auffassung der Seele als eines selbständigen Wesens, wie sie uns in der frühesten geschichtlichen Überlieferung entgegentritt, jenem Trieb zur Mythenbildung zuzuschreiben, der in den Völkern der alten Welt und auf früher Kulturstufe überhaupt die Naturerscheinungen personifiziert. Wie oberflächlich, die dichtende Phantasie, die bei unpersönlichen Naturerscheinungen ihr Spiel treibt, auch da ohne weiteres in Anspruch zu nehmen, wo in der That eine Persönlichkeit uns entgegentritt! Gerade die menschliche Persönlichkeit war Veranlassung und Urbild für die mythologische Betrachtung der Natur überhaupt und nicht umgekehrt. Wenn man die Beseelung, die im Menschen angeschaut wurde, auch auf die Natur übertrug, so kann doch mit dieser mißbräuchlichen Erweiterung durch die Phantasie nicht auch die erstere stehen und fallen. Die Schlagworte Sagenbildung und Personifizierung, Mythologie (griech. mythos = Sage) und Anthropomorphismus (griech. anthropos = Mensch, morphe = Gestalt) pflegen hier wie sonst mehr zu blenden als zu erhellen.

In der Geschichte der Völker entwickelte sich immer mehr die Vorstellung der Seele als einer selbständigen, vom Körper mehr oder weniger unabhängigen Kraft, als eines eigentümlichen, immateriellen Daseins. Zu dieser Entwickelung mag die Beob-

achtung der seelischen Äußerungen in ihrem gesamten Umfang beigetragen haben: der Empfindungen und Vorstellungen, des Gemüts- und Willenslebens, der freien Verfügung über die eigenen Kräfte und der Beherrschung der Natur, der geistigen Äußerungen in Miene, Gebärde und Sprache, der Erinnerung und des immateriellen Traumbildes. Schon die Griechen und Germanen glaubten an eine den Körper überdauernde, unsterbliche Kraft der Seele, wenn sie ihr auch nach Ablegung des irdischen Leibes nur ein schattenhaftes und körperähnliches Dasein zuzuschreiben vermochten, dem die Mitgabe materieller Gegenstände dienen sollte: Schwert und Becher, Rosse und Hunde wurden mitbestattet. Die Bibel hält neben einer hochgeistigen Auffassung der Seele (s. Anhang 1) die lebensvolle Einheit von Seele und Leib fest. Ihre Bilder vom Jenseits mit seinen Himmelsfreuden und Höllenqualen charakterisieren sich als das, was sie sind: alles Bilder von kräftiger Fülle geistigen Daseins in einer irgendwie beschaffenen Hülle.

Schon den Philosophen der Alten war das Wesentliche an der Seele die denkende Betrachtung der Welt und die sittliche Erhebung über die Welt; so deutlich Sokrates, noch mehr Plato, der zu den höchsten geistigen Ideen aufsteigt. Der Anfänger der neuen Philosophie Cartesius († 1650) leitet bahnbrechend eine neue Periode ein, wenn er zum grundlegenden Prinzip (lat. principium = bestimmender Anfangs- und Grundsatz, Leitstern) seiner ganzen Philosophie das denkende Bewußtsein macht in seinem berühmten Satze „cogito ergo sum" (= ich denke, also bin ich), wenn er also die Wirklichkeit seiner ganzen Existenz überhaupt auf die Wirklichkeit seines seelischen Bewußtseins als des Gewissesten gründet. Während er durchaus modern im Tiere und in der leiblichen Organisation des Menschen eine Maschine sieht, also auf dem körperlichen Gebiete der mechanischen Naturerklärung huldigt, lehrt er unabhängig davon eine geistige Welt als zweite und höhere (Dualismus von lat. duo = zwei) und macht in ihr die Seele zum beherrschenden Mittelpunkte und zwar in der Grundform des Intellekts (lat. = Verstand). Die weitere Entwickelung der Philosophie ist letzterem intellektualistischen, idealistischen Zuge gefolgt (griech. idea = Gedanke) mit dem Extrem Herbarts (Seele ein nur vorstellendes Reale), hat aber auch den seelischen Kräften eine Wirksamkeit auf dem leiblichen Gebiete verliehen; als sogenannte Lebenskraft sollte die Seele dem anorganischen Stoff zum organischen Dasein verhelfen, in aller-

dings unbewußter, mystischer Arbeit (mystisch = geheimnisvoll vom griech. myein = die Augen schließen).

Diese Erweiterung des seelischen Wirkungskreises auf das organische Gebiet rächte sich durch einen gewaltigen Rückschlag in der modernen Physiologie (griech. physis = Natur): nicht nur wurde die Lebenskraft, die weder für die Wissenschaft greifbar war, noch überhaupt etwas erklärte, abgelehnt und das organische Leben soweit möglich aus physikalischen und chemischen Gesetzen abgeleitet, sondern die Kritik griff auch die Selbständigkeit des bewußten Seelenlebens an: die den seelischen Äußerungen parallel gehenden Erscheinungen im Hirn- und Nervenleben schienen in ihrer Zu- und Abnahme insbesondere bei der Sinnesempfindung einen so maßgebenden Einfluß auszuüben, daß die Seele in ihrer Bedeutung und Wirksamkeit immer mehr eingeschränkt wurde. Die Wissenschaft der „Sinnesphysiologie“ erfreut sich heute einer so weitgehenden Aufmerksamkeit, daß ihr z. B. Wilhelm Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie“, 1. Aufl. 1874, 3. Aufl. 1887 in zwei Bänden von je ca. 500 Seiten den breitesten Raum widmet. Wie hoch das materielle Gebiet hinaufreiche, zeigten insbesondere die sogenannten Reflexbewegungen (lat. reflecto = zurückbeugen), welche entstehen, indem ein Reiz von außen oder von inneren Organen das peripherische Ende eines sensorischen (lat. = empfindenden) Nervs trifft, von diesem zu einem Nervenzentrum weitergeleitet wird und von hier aus einen motorischen (Bewegungs-)Nerv in Thätigkeit setzt, indem er also ohne Vermittelung des Bewußtseins oder Willens, unbewußt und unwillkürlich, in angeborenem oder eingeübtem Mechanismus einfach reflektiert (= zurückgelenkt) wird. Dem haben auch wir insofern Rechnung zu tragen, als wir den Begriff Seele oder den Gegenstand unserer Untersuchung auf das Gebiet des Bewußtseins beschränken, auf Sinnesempfindungen und Vorstellungen, auf Gemüts- und Willensbewegungen und was damit unmittelbar zusammenhängt. — Genauer müßten wir eigentlich sagen: menschliches Bewußtsein. Denn auch den Tieren eignet ein gewisses Bewußtsein; man spricht nicht ohne Grund von Tierseele, im weiteren Sinne sogar von Pflanzenseele, insofern die Pflanzen Reizbarkeit (z. B. Eigenbewegung gegen die Sonne) besitzen und gar von einer Atomseele als einem Kraftzentrum (so der fortgeschrittenste Darwinianer Häckel). Im eigentlichen Sinn schreiben wir Seele nur dem Menschen zu, der sich zum Selbstbewußtsein und zur Persönlichkeit

und zum Geiste erhebt, d. h. zur freien Beherrschung seiner Natur und des gesamten (daher geistig genannten) Besitzes der Seele, ihrer Begriffe und Ideen, daher Geist = höchste Stufe und Funktion der Seele.

2. Die Wege zur Erforschung des seelischen Lebens sind nicht einfach und leicht, da es sich um die Betrachtung von Zuständen handelt, die zeitlich wechseln und zu gleicher Zeit zusammengesetzt sind. Der Beobachtungsstoff ist nicht ruhend oder fest, sondern mit jedem Augenblick wieder anders und mannigfach verbunden; neben den hervorragenden Vorstellungen und Zuständen finden sich zugleich auch Nebenvorstellungen und Einflüsse, von denen das Bewußtsein nicht gesondert werden kann. Überhaupt sind die inneren Ereignisse, wenn wir erst über sie nachdenken, nicht mehr im Vordergrund, nicht mehr hauptthätig; der sachliche Vorgang ist vorüber, wenn die Reflexion kommt; wir beobachten die inneren Ereignisse nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar mit Hilfe des Gedächtnisses. Die Wege der psychologischen Beobachtung führen also nur indirekt zum Ziel. Auch sind die beobachtenden und beobachteten Individuen, die ja bei der gewöhnlichen Selbstbeobachtung zusammenfallen, individuell verschieden. Um daher sichere Ergebnisse des Wesentlichen zu gewinnen, muß man das Zufällige, zeitlich Wechselnde ausscheiden und das allgemein Zutreffende zu gewinnen suchen.

Bei der Analyse (griech. analysis = Auflösung, Zergliederung) der seelischen Erscheinungen stößt man auf verschiedene zusammengehörige Gruppen ähnlicher Erscheinungen, auf Vorstellungen, Gefühle, Strebungen, Arten, deren gegenseitige Verschiedenheit eine gesonderte Behandlung und Darstellung verlangt, obwohl sie nicht völlig gesondert auftreten. Daher ist eine Scheidung in die ersten Elemente und die Betrachtung ihrer Zusammenfassung und ihres Zusammenwirkens, d. h. eine elementare und generalisierende Analyse nötig (lat. elementum = Urstoff, genus = Gattung, generalis = allgemein).

Die Eigenerfahrung, die Beobachtung des gewöhnlichen, natürlichen Verlaufs der eigenen seelischen Erscheinungen kann durch die Kunst-Erfahrung, durch das Experiment (lat. experimentum = Versuch) erweitert werden, d. h. man kann gewisse Erscheinungen, die man für sich beobachten will, willkürlich erzeugen. Die ursprünglichste Bewußtseinserscheinung, die Sinnesempfindung, läßt sich durch künstliche Reize hervorrufen, um ihr Werden und Wirken zu beobachten.

Ihr zeitlicher Verlauf, ihre Stärke und Deutlichkeit läßt sich mathematisch berechnen. Das hat schon Herbart Anlaß gegeben, eine Mechanik des Vorstellungsverlaufs aufzustellen (griech. mechané = ein ersonnenes Werkzeug); Weber und Fechner haben genauere Messungen angestellt und zwar zunächst auf dem zugänglicheren Gebiete der Sinneswahrnehmung, die eine äußere und innere, eine physische und psychische Seite hat, jene, indem der äußere Anlaß, z. B. die Tonwelle, einen Nervenreiz verursacht, diese, indem sich hieran die Empfindung des Eindrucks und Objekts knüpft. Man hat daher diese experimentale Psychologie kurzweg Psychophysik genannt und durch sie unsere Wissenschaft zum Range einer exakten zu erheben gesucht (griech. exagein = völlig herausführen, ableiten). Hierzu fehlt freilich auf dem Gebiet der Bewußtseinsbeobachtung das glatte, klare Nebeneinander, das die äußere Anschauungsform des Raumes bietet; auch trifft der äußere Reiz nicht eine freie Bahn, sondern die mit ihren Angelegenheiten beschäftigte, von einem reichen Inhalt zuvor eingenommene und hingenommene Seele, so daß er nicht mehr mit der mathematischen Sicherheit seiner eigenen Stärke zu wirken vermag. Wenn nun schon diese einfachsten Erscheinungen der genaueren Berechnung spotten, wie vielmehr die verwickelteren Bildungen des Begriffs und der Phantasie, des individuellen Gefühls und der moralischen Urteile! Die Psychophysik leistet für die Einsicht in den gesetzmäßigen Ursprung der elementaren Bestandteile des Seelenlebens immerhin gute Dienste. Aber bei ihnen muß die physiologische Psychologie stehen bleiben. Sobald sobald sich die Elemente zu einem einheitlichen Bewußtseinskomplex verbinden, vermag nur die rein psychologische Betrachtung weiterzuführen. — Mit Rücksicht auf die organische (griech. organon = Werkzeug) Unterlage im Leibesleben hat man auf die Lebenserscheinungen überhaupt, auf das große Gebiet des Unbewußten zurückgegriffen, auf die Biologie (griech. bios = Leben).

Es versteht sich von selbst, daß die Erforschung des Seelenlebens sich nicht auf die eigenen Erfahrungen beschränken darf, wenn Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung gewonnen werden wollen. Anlage und Erziehung, Temperament und Umstände verleihen den Erfahrungen des Einzelnen einen subjektiven Charakter. Um zu objektiven, sicheren Schlüssen zu gelangen, müssen die Erscheinungen auch in anderen beobachtet werden und gerade die Gegenwart ist emsig bemüht, einen

reichen Stoff aus den verschiedensten Gebieten nicht nur der Einzelindividuen zusammenzutragen: aus dem geschichtlichen Werden, aus Staats- und Gesellschaftsleben, aus Kinder- und Völkerwelt, ja auch der Tierwelt, aus den Erzeugnissen der Sprache und Dichtkunst, in welcher bewußt und unbewußt eine Fülle psychologischer Beobachtung niedergelegt ist; man spricht daher von einer historischen und soziologischen, einer Kinder-, Völker-, Tier-, Sprach- und Litteraturpsychologie.

3. Die Psychologie ist eine grundlegende Wissenschaft. Das gilt sowohl subjektiv als objektiv; subjektiv, insofern alles Wissen Sache des Menschen ist und daher das Gepräge seiner Eigentümlichkeit trägt; menschlicher Anfang und menschliche Ziele, menschliche Wege und menschliche Schranken geben dem Erkennen Art und Wert, Möglichkeit und Wirklichkeit. Daher auch objektiv: Die Grundbestimmungen über die Bewußtseinsthatsachen finden ihre Anwendung in den besonderen Wissenschaften. Hier bethätigen sie sich, hier bleiben sie im einzelnen wirksam. Insbesondere sind es Logik und Ethik (Denk- und Sittenlehre) welche viele Grundlagen der Psychologie entnehmen.

Die Psychologie ist freilich zunächst eine theoretische, eine rein belehrende, betrachtende Wissenschaft (griech. theorein = schauen) über das, was ist; sie beschreibt die Zustände und Ereignisse des Seelenlebens, wie sie kommen und gehen, verursacht sind und wirken; das wirkliche Denken, einerlei, ob es wahr oder falsch ist, das wirkliche Handeln, einerlei, ob es gut oder böse ist. Man könnte sie in dieser Hinsicht eine Naturwissenschaft nennen, wenn nicht die eigentümliche geistige Natur der Seele ihre Gleichsetzung mit der mechanischen Natur verböte; wohl aber ist sie ein Teil der Anthropologie, der Wissenschaft vom Menschen. Auf der anderen Seite sind Logik und Ethik praktische Wissenschaften (griech. prattein = handeln); sie stellen die Forderungen dessen auf, was sein soll, damit unser Denken der Wahrheit, unser Handeln dem Guten entspreche. Aber woher auch die Ideale des Wahren und Guten, was hier nicht zu untersuchen ist, in letzter Linie stammen mögen, zunächst werden sie von Menschen geformt und aufgestellt, sie richten sich also nach seiner Natur, nach dem Wesen und Walten seines Seelenlebens.

Die Pädagogik (griech. paidagogein = Knaben führen, leiten) lehrt die Menschen, insbesondere die Jugend planmäßig zu unterrichten

und zu erziehen, und zwar in der Richtung auf die letzten Ziele der Logik und Ethik, des Wahren und Guten; sie entnimmt den letztgenannten Wissenschaften die Ziele, um die Unmündigen zu Persönlichkeiten heranzubilden, die die Wahrheit kennen und lieben und das Gute erwählen und thun; sie ist also angewandte Logik und Ethik und gründet sich mit diesen Disziplinen, von denen sie ihre Richtschnur empfängt, auf die Psychologie.

Aber nicht nur durch ihre höchsten inhaltlichen Ziele gründet sich die Pädagogik mittelbar auf die Psychologie, sie hat auch ein unmittelbares Verhältnis zu ihr: den Menschen bilden kann sie nur, wenn sie seine Natur kennt, die Kräfte, die in ihr vorhanden sind, die Mittel und Wege, auf denen sie sich ihrer am besten bedient, die Ziele, die sie bei den Unterschieden der Individuen und Altersstufen erreichen kann. Nur auf Grund einer eindringenden Kenntnis der Menschennatur vermag der Pädagoge die beste Methode zu wählen (griech. methodos = das Nachgehen, um etwas zu suchen), den passenden Lehrstoff auszusuchen und richtig zu verteilen, überhaupt seine Aufgabe auf jeder Stufe zu erfüllen. Unterricht, Erziehung, Schule sammeln ja wohl auch in der Praxis selbst eine Menge wertvoller Erfahrungen. Aber die Praxis soll sich aus dem bloßen Tasten und Probieren, der Streit um die Methoden aus dem individuellen Meinen und zufälligen Erfahren zum wirklichen, wohl- und umfassend begründeten Wissen und Können erheben. Man hat schon oft sagen hören, die Pädagogik sei eigentlich keine Wissenschaft, sondern in ihrer Methode eine Sammlung von Ratschlägen und Forderungen, die sich mehr oder weniger gut in der Erfahrung als richtig erwiesen hätten und in ihren Zielen solange unsicher, als die höchsten Begriffe der Logik (griech. = Denklehre), beziehungsweise Metaphysik (griech. = hinter der Natur seiend, d. h. wahres Wesen der Natur, des Seienden) und der Ethik (griech. = Sittenlehre) nicht allgemeingültig festgestellt seien. Aber insofern gewinnt sie doch wissenschaftlichen Charakter, als sie sich auf den Thatsachen der Psychologie aufbaut und von dieser Wissenschaft lernt, wie die einzelnen Vorgänge in der Seele entstehen, einander beeinflussen und daher von der Erziehung zu benützen sind. Sie wird ja wohl nie eine reine Wissenschaft werden, da sie es nicht mit einem Sein, sondern mit einem Sollen zu thun hat, sie bleibt eine angewandte Wissenschaft, insofern sie die wissenschaftlichen Ergebnisse der Psychologie auf das Ge-

biet der Jugendbildung anwendet und in den Kausalzusammenhang der Seele durch ihre Maßregeln eingreifen lehrt.

Aber auch dann würde man ihr den Charakter der Wissenschaft bestreiten können, wenn sie sich statt auf dem wirklichen, gesicherten Erfahrungswissen auf irgendeiner Theorie aufbaute, auf einer philosophischen Anschauung, die als solche Theorie (griech. theoria = Schauung, bloße Anschauung) nicht aber exaktes Wissen darstellt: das gilt ebensowohl von Herbarts Realismus und Lotzes Idealismus als von dem Büchner-, Vogt-, Häckel-, Preyerschen Materialismus, die ihre dogmatischen Anschauungen für die unumstößlichen Ergebnisse der reinsten Wissenschaft auszugeben pflegen, aber auch von dem Wundt- Höffdingschen übervorsichtigen Skeptizismus (griech. skepsis = Vorwand, unter dem man zurückweicht), so viel wir den klaren, vorurteilslosen, tiefdringenden Untersuchungen beider verdanken. Es ist keine Frage, daß der Anspruch, den die sogenannte Herbartsche pädagogische Schule erhebt, die ausschließlich wissenschaftliche zu sein, und das Ansehen, dessen sie sich fortwährend in der pädagogischen Welt erfreut, geeignet ist, die Pädagogik um allen wissenschaftlichen Kredit zu bringen. Denn kein wissenschaftlicher Psychologe wagt es heute noch in den Spuren Herbarts zu wandeln. Wenn Herbart einst seine Psychologie durch seine mathematische Berechnung des Ganges der Vorstellungen mit dem Scheine exaktester Naturwissenschaft umkleidet, dafür aber Gefühl und Willen verkürzt hat, so haben z. B. die Untersuchungen von Adolf Horwicz und Wundt diese beiden letzteren im Gange der Vorstellungen ausschlaggebenden Elemente in ihre Erstgeburtsrechte eingesetzt und den Herbartschen intellektualistischen Vorstellungsmechanismus für immer überwunden. Dem suchen wir Rechnung zu tragen, ohne zu verkennen, daß der Unterricht bei aller ausschlaggebenden Bedeutung des mächtigen Gottes Eros (griech. = Liebe) durch den Weg der Vorstellungen geht und so viele Männer der Schule Herbart-Zillers praktisch im Segen arbeiten.

Unsere pädagogische Psychologie auf der Grundlage der Erfahrung ist also in erster Linie eine zusammenhängende, systematische (griech. systema = Zusammengesetztes) Darstellung der gesicherten oder mit Notwendigkeit erschlossenen Ergebnisse der Erforschung des Seelenlebens, in zweiter Linie, wie die nähere Bestimmung des Eigenschafts-

wortes „pädagogisch“ andeutet, giebt sie eine Anwendung dieser Ergebnisse auf das Gebiet der Erziehung, und zwar nicht bloß anhangsweise, durch Anmerkungen am Schlusse der Abschnitte, welche die Bedeutung der vorgetragenen Ergebnisse für die Pädagogik in klares Licht stellen, sondern durch den ganzen Gang der Untersuchung, die sowohl das Gebiet der Psychologie völlig durchwandern als insbesondere an allen jenen Erscheinungen vorüberführen und bei ihnen verweilen soll, die für Unterricht und Erziehung von Wert sind. Die nähere Bestimmung „pädagogisch“ giebt uns Zweck und Richtung unserer Psychologie, giebt uns die Hauptkapitel und die Absicht an, in welcher sie verlaufen sollen, zeigt uns die Beleuchtung, unter welcher wir das ganze der Psychologie betrachten.

Anmerkung. Wilhelm Dilthey bemängelt in einem bemerkenswerten Aufsatze (Über die Möglichkeit einer allgemeingült. pädag. Wissenschaft. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1888, 2. Halbbd. S. 807—832) die wissenschaftliche Rückständigkeit der Pädagogik, da die in ihren Aufstellungen fragwürdige Ethik keine allgemeingültigen Sätze über das Ziel des Lebens an die Hand gebe und die Psychologie sich inbezug auf die Gesetze, die für Gefühl und Willen maßgebend seien, noch in den Anfängen befinde. Den wissenschaftlichen Charakter der Pädagogik will er daher entsprechend dem historischen Zuge der Zeit damit wahren, daß sie zunächst den geschichtlichen Ursprung von Erziehung, Unterricht, Schule, ihr Werden und ihre Beziehungen in der zunehmenden Gliederung der Gesellschaft, dann aber das innerlich schaffende Vermögen in Erzieher und Zögling, also die seelischen Bedingungen und Prozesse untersuche.

Erster, grundlegender Teil.

Das Ganze des Seelenlebens.

1. Das körperliche Leben.

1. Die Körperwelt ist mit anderen Worten die Welt der räumlichen Gestaltung. Alles Körperliche erscheint in der Form des Raumes, ob es nun ruhe oder sich bewege. Als räumliche, äußerlich formale nennt man die Bewegung mechanische Bewegung, die Wissenschaft der mechanischen Bewegungen Physik. Ihr Grundgesetz ist das der Trägheit, nach welchem die Körper in der Ruhe oder Bewegung verharren, die sie einmal angenommen haben, es sei denn, daß mechanischer Widerstand dazwischentrete, mit anderen Worten: ein Körper bewegt sich nur infolge der Einwirkung eines anderen. Das Gesetz ist zwar nicht völlig zu beweisen, da es unmöglich ist, aus dem allgemeinen Zusammenhang einzelne Körper förmlich zu isolieren, aber es ist eine naturnotwendige Folge des, soweit zu beobachten, allgemeingültigen Gesetzes der Kausalität: keine Wirkung ohne Ursache. Ebenso wenig streng zu beweisen, aber von weittragendster methodologischer Bedeutung sind zwei andere Prinzipien der Naturwissenschaft, die Grundsätze vom gleichmäßigen Bestehen der Materie und vom Bestehen der Energie oder der Kraft. Sie besagen: in der Welt bleibt sich sowohl die Summe der Atome gleich als deren Fähigkeit zu arbeiten oder zu widerstehen; nur ihre äußere Lagerung, nur die Form der Arbeitsleistung kann sich ändern, ohne daß aber dadurch die Werte vermindert oder vermehrt werden, z. B. die Wärme des Feuers, des Dampfes ist das Äquivalent (lat. = gleicher Wert) der elastischen Kraft, welche vorher die Teile vereinte, und geht ihrerseits gleichwertig über in me-

chanische Bewegung. Die Energie muß aber nicht notwendig stets in Thätigkeit sein, sie kann, wie sich in dem zuvor vorhandenen Brennmaterial zeigt, auch nur als mögliche Arbeitsleistung, als aufgesparte Arbeit zur Verfügung stehen, die sich je nach Umständen entwickelt, vgl. die Accumulatoren (lat. = Anhäufer) elektrischer Betriebe. Man spricht insofern von aktueller und potentieller (thätiger und möglicher) Energie.

Diesen Naturgesetzen sind auch die Organismen unterworfen. Sie scheinen zwar in ihrem ganzen Bau, kraft dessen sie innig zusammenhängende Ganze bilden und sich gegenüber der Außenwelt verhältnismäßig frei und unabhängig verhalten und bleibend erhalten, ein eigentümliches Leben zu besitzen und sich vermöge einer besonderen Lebenskraft ihren Leib von innen heraus aus den sie umgebenden Naturstoffen zu erschaffen. Das ist die Meinung des sogenannten Vitalismus (lat. vita = Leben). Allein abgesehen von dem einfachsten und letzten eigentümlichen Bestandteil der Organismen, der Zelle, deren experimentelle Herstellung aus den anorganischen Stoffen nicht gelungen ist, erscheint die Annahme einer besonderen Lebenskraft wissenschaftlich unnötig und unnützlich: so zusammengesetzt auch das Ganze der Organismen ist, ihre Bestandteile sind nichts als die bekannten anorganischen Grundstoffe, aus denen sie sich entwickeln, in die sie sich auflösen, ihr Zusammen stellt sich als das Ergebnis der allgemein in der Natur wirkenden chemischen und physischen Kräfte dar, der Urbestandteil, die Zelle, als ein Sammelpunkt potentieller Energie, die dann in den Zellsystemen der Muskeln und Nerven in Wirksamkeit tritt; sie selbst, wie angedeutet, immer noch ein Geheimnis, das die organische von der anorganischen Natur scheidet.

Während die Pflanze das ausgeprägte Leben der Ernährung, des Wachstums, der Vermehrung führt (lat. vegetare = leben) und die zum Leben nötigen Stoffe aus der Nähe zieht, tritt uns im Tiere ein selbständigeres, für sich bestehendes Ganzes entgegen; das Tier geht, je höher es steht, um so weniger auf in beständig vegetativen Funktionen, sie sind teilweise periodisch, die Ernährungsmittel muß es suchen, erringen, bestimmte Ziele dafür ins Auge fassen, überlegen. Durch das über den ganzen Körper verbreitete Nervensystem sind die sämtlichen einzelnen Körperteile untereinander eng verknüpft und mit der Außenwelt in passive und aktive Wechselwirkung gesetzt.

2. Dem Menschen giebt das Nervensystem, welches er mit

dem Tiere gemein hat, nur mit höherer Entwickelung insbesondere in den zentralen Teilen, als ein in allen Körperteilen vielverzweigtes Gewebe Kunde von den Reizen, die im Leibesleben und auf dasselbe wirksam sind (sensitive Nerven) und vermittelt die Anstöße zur Rückwirkung auf die Außenwelt (motorische Nerven). Man unterscheidet das Cerebrospinalsystem (lat. cerebrum = Gehirn, spina = Rückenmark) mit den zwei Hälften oder Hemisphären des großen Hirns im oberen und vorderen Teil des Schädels, den gleichen Teilen des kleinen Hirns im Hinterkopfe unter den Hinterlappen des großen Hirns und den zwölf Paaren peripherischer Hirnnerven (Sehnerv, Hörnerv u. s. w.), welche durch die Schädelwand zu ihren Organen laufen, ferner mit dem Rückenmark, einem losen cylindrischen Strang in den Wirbeln des Rückgrats, der mit dem Hirn durch das verlängerte Mark verbunden ist und 31—32 Paare peripherischer Nerven nach Hals, Rücken, Lenden u. s. w. aussendet, und das sympathische System (griech. sympathein = mitempfinden), welches sich über die Gefäße und Eingeweide erstreckt und im Sympathikus, einem Doppelstrang von Nervenknoten (Ganglien) vor und neben der Wirbelsäule, zusammenläuft. Die zentralen Nervenzellen oder Ganglien, welche die Reize empfangen und in Bewegung umsetzen sind in den genannten Zentralteilen, besonders in der Hirnrinde sehr zahlreich, millionenfach und bestehen aus einer grauen Substanz, während umgekehrt die Leitungsnerven, entweder zentripetale Empfindungsnerven (lat. centrum = Mittelpunkt, petere = suchen) oder zentrifugale Bewegungs- und Hemmungsnerven (lat. fugere = fliehen), aus weißen Fasern bestehen und als eine Art elektrischer Leitungsdrähte gleichartige, isolierte Röhren bilden. Die Leitungsnerven wirken nur je in ihrer besonderen Richtung, zentripetal oder zentrifugal, können sich also nicht gegenseitig vertreten, während im Ganglienſystem ein Tausch der Rollen teilweise möglich scheint.

Aus dem Zustande der Ruhe geraten die Nerven in Erregung (Sensation), wenn sie gereizt werden, sei es durch äußere Einwirkungen (elektrische, chemische, mechanische Vibrationen) oder durch innere Einflüsse (Vorgänge in den inneren Organen) oder durch unmittelbare Einwirkungen des Bewußtseins, letzteres in den Gedankenbewegungen, durch welche Gefühl oder Willensthätigkeiten erregt werden. Willkürliche Bewegungen entstehen, indem das große Gehirn die Rückenmarksnerven aufruft. Die Reflexbewegungen z. B. Nießen, Lachen, Weinen, in welchen der Reiz un-

mittelbar und unwillkürlich vom Empfindungsnerv auf den Bewegungsnerv durch bloße Vermittelung von zentralen Ganglien übertragen wird, haben ihren Sitz neben dem Mittelhirn insbesondere im Rückenmark, wie Experimente an des Kopfes beraubten Fröschen dargethan haben; im verlängerten Mark sind die Zentren von Atem- und Herzthätigkeit, von Schluck- und Absonderungsbewegungen zu suchen. Während bei den niederen Tieren die vegetativen Zentralorgane selbständiger sind, wie das längere Pulsieren des bloßgelegten Froschherzens zeigt, ist das System auf den höheren Stufen mehr zentralisiert; hier vermögen die höheren Zentren die Wirkungen sensitiver Nerven aufzuheben oder wenigstens zu verlangsamen, z. B. das Nießen; im Menschen vermögen die höheren Zentren bei starken Erregungen von Freude und Schreck die niederen sogar zum Stillstand zu bringen (Herzschlag); das freiere Bewußtsein kann starker krankhafter Gefühle Meister werden. Das große Hirn ist nicht widerstandslos den elementaren Reizen preisgegeben, es bearbeitet sie und entfaltet ihre Wirkungen seinerseits; es bildet gleichsam den „Schlußstein des Gewölbes“ und verbindet jede ihrer einzelnen Zellen in wunderbar mannigfaltiger Wechselwirkung mit unzähligen anderen. Hier ist der Sitz des bewußten Seelenlebens und seiner verschiedensten Äußerungen; denn starke Erschütterungen, Verletzungen, Änderungen der Blutmenge, Narkosen des Gehirns haben Bewußtlosigkeit zur Folge. Doch heben sich die schädlichen Wirkungen auch bedeutenderer Verletzungen häufig mit der Zeit wieder auf, da sich in den vielfachen Windungen dieses feinen Organs leicht Ersatz und Stellvertretung zu finden scheint.

Der ganze erste Band von W. Wundts Physiologischer Psychologie beschäftigt sich mit den körperlichen Grundlagen des Seelenlebens und den elementaren Empfindungen, den Leitungsbahnen und Nervenzentren im Gehirn, welche die Bewegung der Muskeln, die Reflexbewegungen, Verständnis und Thätigkeit der Sprache, die Sinnesfunktionen bedingen. Der zweite Band ist den an die letzteren angeschlossenen Vorstellungen, ihrem Verlauf, ihren Verbindungen, dem Bewußtsein, dem Gemütsleben mit seinen Affekten und Trieben, dem Willen und seinen Bewegungen gewidmet.

3. Wenn nun gerade die ausgebreiteten Außenbedingungen, die äußeren Windungen in der Rinde des Großhirns der Sitz des bewußten Seelenlebens sind, so könnte die Phrenologie recht haben (griech. phren = Zwerchfell, Seele), welche die Mannigfaltigkeit der seelischen Erscheinungen

bei den verschiedenen Menschen aus 35 verschiedenen Grundvermögen ableitet und diesen zugleich den Platz an ebenso vielen Orten der Oberfläche des Schädels kranioskopisch anweist (griech. kranion = Schädel, skopein = sehen). Vertreter: Joseph Gall, G. Combe, Gustav Struve, Gustav Scheve, Karl Gustav Carus. Aber die Annahme so vieler verschiedener Grundkräfte ist schon psychologisch unhaltbar, vollends wenn man, um die individuellen Zustände zu berücksichtigen, die Zahl vervielfachen würde. Ebenso unhaltbar aber ist deren geographische Verteilung auf der Schädelwölbung in einer so ausgeprägten Weise, daß Erhöhungen und Vertiefungen die größere oder geringere Entwickelung der betreffenden Kräfte anzeigten. Das Gehirn ist ein zu zartes, elastisches, lebensvolles, allseitig verbundenes und wirksames einheitliches Ganzes, um eine so schroffe Trennung in lokale Regionen zu erlauben und gar Hebungen und Senkungen der starken Schädeldecke zu veranlassen; letztere sind nur bei ganz abnormen Bildungen und namentlich, wenn sie sich von frühe an geltend machen, anzunehmen. Die Nervenphysiologie hat denn auch gezeigt, daß die höheren seelischen Lebensäußerungen nicht an bestimmte Gegenden gebunden sind, immerhin kann man für die Sinnesempfindungen, z. B. für Sehen und Hören, besondere Gebiete nachweisen, deren Beschädigung den Verlust der betreffenden Empfindung zur Folge hat. Doch scheinen bei leichteren Verletzungen andere Zentren stellvertretend, aushelfend einzuspringen, so daß die Sinnes- und Bewegungsfunktionen wieder vonstatten gehen, z. B. die Sprache. Bei stärkerer Störung bleibt manchmal die Sinnesempfindung, aber das Verständnis fehlt, z. B. der Hund sieht das Futter und hört den Ruf, aber er weiß nicht, was das bedeutet; er ist seelenblind und -taub.

---

2. Das Bewußtsein.

1. Um zu beschreiben, was wir unter Bewußtsein verstehen, haben wir zunächst den Umfang des Begriffes anzugeben. Im Unterschied von der körperlichen Welt der äußeren Mechanik begreifen wir unter Bewußtsein im weiteren Sinne die ganze Summe von Empfindungen und Vorstellungen, von Gefühlen und Strebungen, das ganze Gebiet des eigentlichen Seelenlebens, zu dessen Verständnis freilich auch

Blicke in die weitere Welt, in das davon unterschiedene Gebiet des Unbewußten gehören. Eine untere Grenze für das Bewußtsein ist überhaupt nicht festzustellen. Es sind offene Fragen: welche Geschöpfe Bewußtsein haben, ob vielleicht auch die Pflanzen, ob sogar das Protoplasma (griech. = erste Zellenbildung), dessen Leben nicht prinzipiell von dem der zusammengesetzten Organismen geschieden ist. Die niedersten Tiere mit ihren lebhaften Bewegungen scheinen kein bloßes Dämmerleben zu führen. Bei dieser Unsicherheit und unserem ganzen Zwecke haben wir uns auf den Menschen zu beschränken. Der Sinn aber, in welchem der Begriff Bewußtsein auf dem genannten weiten Gebiete verwendet wird, ist mehr der einer ruhenden Eigenschaft, der Bewußtheit.

Rücksichtlich des Umfanges versteht man gewöhnlich das menschliche Bewußtsein in dem engeren Sinne des psychologischen Raumes, des im Augenblick hell beleuchteten geistigen Horizonts, in welchem nur einzelnes deutlich erkennbar ist oder vom geistigen Auge erfaßt wird, während das Übrige mehr und mehr im dunklen Hintergrund in das Gebiet des Unbewußten versinkt. Der Umfang dessen, wessen wir uns im Augenblick klar bewußt werden können, beschränkt sich jedoch nicht auf nur eine Vorstellung, denn wir vermögen z. B. mehreres zu vergleichen, was unmöglich wäre, wenn es nicht gleichzeitig gegenwärtig sein könnte. Auch unsere einfachsten Empfindungen sind, wie wir später sehen werden, Empfindungskomplexe. W. Wundt hat nachgewiesen, daß wir die in noch zwei bis drei Sekunden aufeinanderfolgenden Sinneseindrücke zusammenfassen können, womit die Beobachtung stimmt, kontinuierliche Empfindungen z. B. das Rollen des Bahnzugs, das Schlagen der Flügel beim Dreschen in ähnlich langen Rhythmen zusammenzunehmen, ohne daß aber das Bewußtsein der unmittelbar vorangegangenen ganz erloschen wäre. — Man könnte auch hier von Bewußtheit reden und sagen: den genannten Zuständen und Ereignissen des seelischen Lebens kommt das Bewußtsein als eine Eigenschaft wie von selber zu, sie werden unter dieser Bezeichnung eben vom Gebiet des Unbewußten unterschieden.

Man gebraucht das Wort aber neben dieser allgemeinen und engeren Bedeutung auch im emphatischen (griech. = nachdrücklich) Sinne vom menschlichen Bewußtsein, insofern es wie von äußeren Dingen, so auch von sich selbst, seinen Zuständen und Thätigkeiten weiß, darüber reflektiert, seine Aufmerksamkeit darauf heftet, wovon die höhere oder

vielmehr spezielle Form das sogenannte Selbstbewußtsein, das Bewußtsein vom Ich ist (s. u.). Horwicz (Psychologische Analysen 1872 und 1875) und Ziegler (Das Gefühl 1893) nennen das Bewußtsein in diesem Sinne als die spezifische Thätigkeit des Menschen das aktive, während sie dem vorhingenannten als allgemeine, gleichsam ruhende Eigenschaft die Bezeichnung passives beilegen. — Nachdem wir aber hiermit mehr nur den Sprachgebrauch umschrieben haben, müssen wir versuchen, die besonderen Eigentümlichkeiten des menschlichen Bewußtseins, des eigengearteten geistigen Lebens des Menschen, sofern es sich in seinen Vorstellungen reflektiert, namhaft zu machen.

2. Das Bewußtsein ist eine jener einfachen Thatsachen, von denen schwer zu sagen ist, was sie eigentlich sind, die sich nur umschreiben, und in ihren Beziehungen aufzeigen, aber nicht weiter unter ein Allgemeineres, noch Einfacheres ordnen, also nicht eigentlich definieren lassen, ähnlich wie dies z. B. mit den Anschauungen von Raum und Zeit der Fall ist. Im körperlichen Leben hatten wir Erscheinungen, die noch kein Bewußtsein sind, ebenso kann im Gebiete des Bewußtseins dieses zeitweise unterbrochen werden, indem künstlich eine Art ursprünglichen, bewußtlosen Zustandes hergestellt wird, z. B. in der Narkose und Hypnose, beides Zustände, die durch mechanisch wirkende Mittel herbeizuführen sind, jener durch stoffliche, dieser durch regelmäßige Streichbewegungen der Hand, zugleich unter Anstarren eines womöglich glänzenden Punktes. Einförmiges Fallen der Regentropfen, Rauschen eines Baches, gleichmäßiges Reden, Zählen schläfert ein. Wie hier eine einförmige, unverändert gleichmäßig wirkende Sinnesempfindung so kann auch ein und derselbe Gedanke nach und nach das Bewußtsein aufheben, das Hingegebensein an eine Vorstellung, eine Stimmung im sogenannten Monoideismus (griech. monos = einziger). Über das niedere Bewußtsein zu himmlischen Sphären meint sich der ekstatische Schwärmer (griech. ekstasis = Verrückung), der verzückte Mystiker zu erheben: indem er das wechselnde, veränderliche Vorstellungsleben unterdrückt und sich zur einen Anschauung der Gottheit emporschwingt, verliert er thatsächlich das Bewußtsein von Welt und Zeit.

Diese Versunkenheit in das Reich der Bewußtlosigkeit wird aber durch eine starke Veränderung des verursachenden Umstandes oder überhaupt der Umgebung wieder zur Klarheit des Bewußtseins erweckt, wie auch das wache Bewußtsein durch das Auftreten schroffer Gegensätze

geschärft wird: in der Stille durch ein Geräusch, in der Wärme durch unmittelbaren Übergang in scharfe Kälte, im Dunklen durch hellen Lichtschein. Aus diesen Erscheinungen dürfen wir schließen: das Bewußtsein entsteht und besteht **nur bei Veränderung** und Gegensatz der Umgebung, von dem es Eindrücke, Vorstellungen empfängt, also nur bei Veränderung und Gegensatz seiner Elemente. — Daher ist pädagogisch der Tod aller Aufmerksamkeit die Eintönigkeit.

Veränderung allein aber würde das Bewußtsein zu einem unruhigen Fluß ohne Halt und Inhalt machen. Die Elemente des Bewußtseins erscheinen nicht, um sofort und völlig zu verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Die Veränderung darf nicht ein ruheloser Wechsel werden, der Zeit und Kraft des Bewußtwerdens raubte. Es muß zugleich eine gewisse **Beharrung** vorhanden sein, welche die Elemente im gewissen Sinne aufbewahrt, aufspeichert und dadurch für die Folge fruchtbar macht. Damit erlebt die Welt der äußeren und inneren Erfahrung, des räumlichen Nebeneinanders und des zeitlichen Nacheinanders im Bewußtsein eine neue eigentümliche, die geistige Form des Daseins; während hart im Raume sich die Sachen stoßen, wohnen in der **inneren Welt** nahe beisammen die Gedanken.

Aber auch die innere Beharrung würde bei dem steten Wechsel der Eindrücke und einer gewissen Enge des Bewußtseins, das nur Weniges gegenwärtig halten kann, die Elemente verloren gehen lassen, wenn sie nicht stets gegenwärtig gemacht oder wieder bewußt werden könnten, wenn nicht Reproduktion (lat. = Neuhervorbringung), **Wiedererneuerung** des früheren Mannigfaltigen, **Erinnerung** des Inneren möglich wäre. Nun zeigt sich ja wohl auch Festhalten und Wiedergabe empfangener Einwirkungen im unbewußten Naturleben, z. B. in Wachstum und Vermehrung der Pflanzen, aber das Eigentümliche des Bewußtseins ist, daß das Alte als inneres Eigentum wiederkannt, „erinnert", mit dem Neuen zusammengeschaut und verbunden wird und mit diesem zu kräftigerer Wirkung gelangt.

So kommt aus Veränderung, Beharrung und Wiedererneuerung ein Reichtum geistiger Elemente zusammen, der aber nicht ein nur äußerliches Aggregat (lat. = Anhäufung) bildet, sondern in gegenseitiger Wechselwirkung, in innerem Zusammenhang, in geordneter Verbundenheit steht. **Woher aber diese innere Verbundenheit?** Das eben ist das tiefgreifendste Merkmal des Bewußtseins, daß es seinen ganzen reichen

Inhalt einheitlich zusammenordnet; denn wenn in diesem weiten Gebiete eine straffe Ordnung sein soll, so muß sie eine einheitliche sein, und wenn sie innerlich zusammengefaßt werden soll, so muß es einen einheitlichen Mittelpunkt geben, um den alles gebunden, von dem alles beherrscht ist. Als dieser Mittelpunkt thut sich uns unser Ich kund, das sich gleich, identisch bleibt (lat. idem = dasselbe) in aller Verschiedenheit des Inhalts, in allem Wechsel der inneren Zustände, die beharrliche, beherrschende Einheit in der Mannigfaltigkeit, und insofern, als Bewußtsein unserer selbst als der in allen Elementen des Bewußtseins, im Denken, Fühlen, Wollen zentral beteiligten, wird das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein.

3. Woher weiß ich aber von dieser inneren Einheit meines Ichs? Alle gleichzeitigen oder aufeinander folgenden Vorgänge meines Bewußtseins fühle ich als die meinigen, und ich spüre mich darin als ein und derselbe. Den Inhalt meiner Bewußtseinserscheinungen weiß ich als den meinigen, als mein Eigentum und mich selbst weiß ich als einen und denselben Besitzer und Träger, Empfänger und Veranlasser aller auftauchenden Bewegungen. Das ist einfach eine unumstößliche Thatsache meiner inneren Erfahrung und die oberste beherrschende Thatsache des geistigen Lebens, die den inneren Zusammenhang seines Reichtums allein ermöglicht, zugleich das spezifisch Unterscheidende von allen körperlichen Vorgängen: dort ist in dem Ergebnis zweier körperlicher Bewegungen die Eigenart einer jeden verschwunden, in der Einheit des Bewußtseins aber bleibt der besondere Einzelinhalt aller einzelnen Elemente erhalten.

Woher aber diese Einheit? Sollte diese beherrschende Einheit nur die Folge nervenphysiologischer Bewegung sein können? Das wird wohl neuerdings behauptet, aber nicht begreiflich gemacht. Beide Gebiete, das physische und psychische sind völlig unvergleichbar. Nicht einmal die Einheit irgendeiner beliebigen auftauchenden Vorstellung kann physiologisch erklärt werden. Windelband sagt hierüber: „Angenommen selbst, es würde der Nervenphysiologie mit Überwindung aller sonstigen Schwierigkeiten schließlich möglich, mit voller Sicherheit die Leitungsbahnen zu konstatieren, an welche die Entwickelung der physischen Thätigkeit gebunden ist, so würde sie vielleicht zuletzt ein reiches Wissen davon gewinnen, welche bestimmten Nervenanregungen mit allen elementaren Formen des psychischen Geschehens verbunden sind. Sie würde auch,

wenn sie zur sicheren Kenntnis der Gesetze gelangte, nach denen sich diese Erregungen gegenseitig auslösen, den Ablauf der psychischen Prozesse dadurch vielleicht teilweise zu erklären vermögen; aber sie würde durchaus nichts von der Einheit wissen, welche in jedem Momente zwischen den verschiedenen Bestandteilen dieses Prozesses in dem inneren Bewußtsein hergestellt ist. Denn es ist in keiner Weise abzusehen, wie z. B. die zahlreichen Nervenerregungen, die den einzelnen Bestandteilen einer durch mehrere Sinne zugleich gewonnenen Vorstellung eines Dinges entsprechen, eine gemeinsame Resultante von der Einheitlichkeit der Bewegungsform geben sollten, wie sie auf dem psychischen Gebiete durch die Einheitlichkeit jeder Dingvorstellung faktisch gegeben ist" (Akademische Antrittsrede über den Stand der psychologischen Forschung, Zürich 1879, S. 16).

Es wäre zu wunderbar, wenn die beherrschende, unbedingte numerische Einheit des Ichs nichts wäre als ein sekundäres Erzeugnis seitens der Wechselwirkung mechanisch physischer Nervenvorgänge, seitens des Zusammenspiels verschiedener Vorstellungen. So sehr sich die seelischen Vorgänge auch gegenseitig beeinflussen, so ist das doch noch lange keine numerische Einheit. Neuere, z. B. Preyer, lassen gar das Ich aus verschiedenen bewußten Ichs in den verschiedenen Sinneszentren hervorgehen, also verschiedene Nervenzentren mit Hilfe von Verbindungsfasern zusammenschmelzen, oder machen das einheitliche Ich zu einer bloßen schattenhaften Abstraktion aus den vielen eigentlich vorhandenen Ichs, so daß jedermann mit dem vollsten Recht in der Mehrzahl „Wir", im Pluralis majestaticus von sich reden müßte — eine wunderliche Entdeckung. Es ist begreiflich, daß der Gehirnanatom von Beruf sein Augenmerk dem Außereinander der Hirnteile zuwendet. Th. Meinert erklärt das Gehirn für „eine Kolonie durch Fühlfäden und Fangarme sich des Weltbildes bemächtigender, lebender, bewußtseinsfähiger Wesen" und die Form der sozialen Zellenkolonie in der Hirnrinde für „eine taktische Aufstellung zur Bewältigung, zum Einfangen der äußeren Natur" (Vortrag über „das Zusammenwirken der Gehirnteile" auf dem X. internationalen medizinischen Kongresse). Ganz schön, wir bleiben bei diesen Worten: gewiß hat jeder Teil seine eigentümliche Funktion. Aber noch nie ist eine gelungene taktische Aufstellung geschehen ohne einheitliche Leitung. — Die Einheit unseres Ichs ist einfach eine Thatsache, der wir unmittelbar bewußt sind, die aber freilich ihrer

geistigen Natur nach auf anatomischem Gebiete nicht mit Händen zu greifen ist. Die Frage nach dem Woher der Einheit treibt weiter.

---

3. Das Selbstbewußtsein.

1. Die Empfindungen, die einander in buntem Wechsel folgen, werden einheitlich erfaßt, in der Erinnerung aufbewahrt und reproduziert, mit neuen Empfindungen kombiniert und zu höheren Begriffen zusammengeordnet. Der Schauplatz, auf dem dies geschieht, ist unser Bewußtsein; nicht ein leerer, müßiger Schauplatz. Das so geordnete Bewußtsein ist vielmehr beherrscht von einer ordnenden, einheitlich zusammenfassenden, die Wechselwirkung des Vorstellungslebens ermöglichenden Kraft, von unserem Ich, unserem Selbst.

Unser Ich ist nicht sinnlich erfaßbar, nicht Gegenstand einer klaren Anschauung, nicht ein konkretes Ding, von dem man sich eine bestimmte Vorstellung machen könnte. Auch Cartesius, der kraftvolle Vertreter des Spiritualismus, kommt auf das Ich nur durch Schluß aus einer Hauptfunktion, dem Denken: cogito ergo sum. Insbesondere vermögen wir die hervorgehobene zusammenfassende, ordnende Thätigkeit des Ichs nicht unmittelbar zu erkennen. Sie verbirgt sich hinter dem Ergebnis: gegenwärtig haben wir im Bewußtsein nur die Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, nicht aber deren verursachende Thätigkeit; die darin einende Kraft selbst bleibt in einem verborgenen Hintergrund, in den wir nicht einzudringen vermögen. Erfahren, spüren wir auch das Ich selbst als eine oberste Grundthatsache unseres Seelenlebens, so vermögen wir es doch nicht genauer zu fassen; den Schleier, der das Unwahrnehmbare verbirgt, vermögen wir nicht zu lüften, wir können nur schließen; daher die großen Meinungsverschiedenheiten über die Natur des Ichs.

2. Man hat, wie schon am Schlusse des vorigen Abschnittes hervorgehoben, diese Natur genetisch zu erklären gesucht (griech. genesis = Entstehung). In Erinnerung an die mögliche Teilung mancher tierischen Organismen bei ungestörtem Eigenleben der getrennten Teile und im Anschluß an die Beobachtung, daß das Kind nur langsam seine Glieder als die seinigen ertastet und erkennt, daß es ihnen lange eine

gewisse Selbständigkeit beilegt, während es von sich selbst in der dritten Person redet, daß sein Großhirn, der Sitz der bewußten Seelenthätigkeiten, sich langsam entwickelt, hat man schon angenommen, im kindlichen Bewußtsein seien die verschiedenen Empfindungsganzen selbständig und von Anfang an eigentlich verschiedene Ichs in verschiedenen Nervenzentren vorhanden, die erst allmählich zu einem einheitlichen Zentrum zusammenschmölzen (Preyer, Vierordt). Noch in seiner neuesten Schrift „Die geistige Entwickelung in der ersten Kindheit“ 1893 behauptet der erstgenannte Verfasser der „Seele des Kindes“: „daß das durch Dünkel und Selbstüberschätzung ausgebildete Dogma von der Unveränderlichkeit des Selbstbewußtseins mit den Thatsachen schlechterdings sich nicht vereinigen läßt“. Wenn er anführt, daß das Kind noch im zweiten Lebensjahre den eigenen Arm und Fuß als etwas durchaus Fremdes ansehe, daß es sie mit dem Kleidungsstück ausziehen wolle und sogar in sie beißen könne, daß es die Form und Art seiner Glieder erst in unzähligen Versuchen erfühle, so spricht das nur für eine Thatsache, die jeder Verständige erwarten muß: wie allmählich das Kind die Sinne gebrauchen und die Glieder, die es erfühlt und doch von außen vor sich sieht, als eigene verstehen lernt, und wie es sich am eigenen Körper zunächst und zumeist über das Räumliche überhaupt orientiert. Bei der nur sehr langsamen Bildung des Großhirns wäre das Gegenteil, eine frühzeitige Bildung von Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen unbegreiflich. Weiter führt Preyer zweckmäßige Bewegungen von kopflosen Tieren, Saugen und Schreien von einem ohne Gehirn geborenen Menschenkind an. Das klingt ja sehr bestechend, allein man kann ganz wohl zugeben, daß die Nerven des Rücken- und Halsmarkes die Reflexbewegungen und die regelmäßigen Bewegungen der vegetativen Organe vermitteln, ihnen auch ein Bewußtsein in weitestem Sinn zuschreiben, ohne dadurch die das eigentlich bewußte Leben beherrschende Selbständigkeit des Selbstbewußtseins oder, wie wir es nach seinem Organ auch nennen können, des Großhirnrinden-Ichs irgendwie zu beeinträchtigen. Die ihm eigentümlichen Funktionen sind dadurch nicht im geringsten beschränkt, insbesondere wird es beim Kinde als höhere Instanz nach und nach die Reflexbewegung des meist durch Verdauungsstörungen herbeigeführten Schreiens, wie überhaupt die von den Sinnessphären des Gehirns ausgehenden Bewegungsimpulse hemmen. Daß das Selbstbewußtsein aus sehr sinnlichen Anfängen sich erst nach und nach zu seiner vollen

Höhe entwickelt, wird niemand bestreiten, thut aber seiner ureigenen Selbständigkeit keinen Eintrag. Man muß es als vorschnell bezeichnen, um einzelner Beobachtungen willen, die sich ganz einfach erklären, die von gesunden Erwachsenen doch unzweifelhaft erfahrene Einheit des Selbstbewußtseins aufs Spiel zu setzen. Wenn auch im Kinde und Erwachsenen die ordnende Einheit häufig mannigfachen Neigungen und Trieben unterliegt, die freie Selbständigkeit also nicht absolut erscheint, so wird doch die Einheitlichkeit des über die verschiedenen Neigungen beherrschend übergreifenden Bewußtseins zu sehr durch eine Annahme gefährdet, die sie durch Zusammensetzung aus verschiedenen Teilen mechanisch werden läßt. Man kann ein Erstaunen über die Schnelligkeit nicht unterdrücken, mit der in einer für das größere, in diesen Dingen wenig urteilsfähige Publikum bestimmten Schrift die verhältnismäßige Ruhe des Schlafs, die völlige der Hypnose, die Abhängigkeit vom Großhirn, ja sogar krankhafte Geistesstörungen gegen die Einheitlichkeit des gesunden, wachen Selbstbewußtseins ins Feld geführt werden: „wenn weder die ununterbrochene Fortdauer bewußter Seelenthätigkeit im Schlafe noch die Unabhängigkeit derselben von sehr fein organisierten Geweben bewiesen werden kann, eine solche Kontinuität vielmehr bei Geisteskranken und Hypnotisierten ausgeschlossen erscheint (im Schlafe also nicht!), so muß man auf dem Boden der Erfahrung stehen bleibend, auch ihre Einheitlichkeit in Zweifel ziehen“ (a. a. O. S. 117 f.). Welch ein Schluß! Nur die absolute Kontinuität und Unabhängigkeit ist damit abgewiesen, die numerische Einheitlichkeit aber so wenig als das Bewußtsein überhaupt, das niemand leugnet. Und der Schlaf ist doch kein völliges Auslöschen des Bewußtseins; was wir träumen, sind unsere Träume. Was das Reden der Kinder von sich in der dritten Person betrifft, z. B. „Karl will Brot“, so erklärt sich das einfach aus der Nachahmung und dem unverständigen Vorsprechen der Alten in kindlich sein sollender Sprache. Die Kinder des Verfassers haben stets von sich in der ersten Person gesprochen.

3. Wenn ich meiner selbst bewußt werde, was ist eigentlich dieses „meiner selbst“? Es kann damit einfach inhaltlich der ganze Umfang meiner gegenwärtigen Empfindungen, Vorstellungen, Zustände gemeint sein. So meinte es Hume in den Worten: so oft ich in das, was man Selbst nennt, tief einzudringen suche, finde ich nur eine spezielle Empfindung, Licht oder Dunkelheit, Wärme oder Kälte,

Schmerz oder Lust, Liebe oder Haß. Hume bleibt aber sehr an der Oberfläche mit seinem Schlusse: also giebt es kein eigentliches Ich, die Menschen bestehen, mit Ausnahme einiger Metaphysiker, nur aus einem Bündel von Perceptionen. Denn wenn das Ich identisch mit den gerade gegenwärtigen Bewußtseinselementen wäre, so würden alle andern außerhalb des Ichs fallen. Die Perceptionen sind nicht nur äußerlich, mechanisch bei- und nebeneinander, sondern durch das starke Band des einheitlichen Ichs innerlich verbunden; denn ich weiß sie alle als die meinigen, wenn gleich Kant zu weit geht mit dem Satze, „ich denke" begleite alle Vorstellungen. Die englische Philosophie betonte freilich immer mit Vorliebe die Mannigfaltigkeit, die deutsche, ihrem synthetischen, metaphysischen Zuge entsprechend, die Einheit, vor allem schon Leibnitz, dann Kant, Fichte, Hegel.

Nur Herbart machte eine Ausnahme und suchte seinem mechanischen Vorstellungsverlauf zu lieb den Gedanken des Ichs als einen jener widerspruchsvollen Begriffe der Metaphysik zu zerpflücken. Was ist das Ich? fragte er. Man antwortet: es stellt sich selbst vor. Was heißt sich selbst? Man weiß nur wieder zu erwidern: das Ich, und bewegt sich also in beständigem Kreislauf. Das sogenannte Ich ist im Grunde ein Schein, da wir uns nicht von jedem Vorstellungsinhalt loslösen können. Es ist in den Vorstellungen, beziehungsweise ihrer Thätigkeit, aber nicht einheitlich, sondern bald wissend, bald gewußt, bald aktiv, bald passiv. Es verändert seinen Ort unaufhörlich, indem es sich bald in dieser, bald in jener Vorstellungsmasse appercipierend, aufnehmend verhält; es ist dabei gleichsam die Durchkreuzungsstelle der Vorstellungsreihen. Man kann wohl von einzelnen Vorstellungsmassen abstrahieren, aber nicht von allen; thut man es doch, um zum Gedanken eines Ichs zu gelangen, so darf man sich nicht einbilden, man hätte etwas für sich, man hat nur das leere Ergebnis einer umfassenden Abstraktion, nicht aber die Quelle und Voraussetzung der Vorstellungsakte oder Denkhandlungen. Herbart, festgerannt in seiner Vorstellung der absoluten Seelensubstanz, hat für den lebendigen Ichgedanken keinen Raum und sucht ihn daher auf die Vorstellung einer nur augenblicklichen Funktion der Vorstellungsverbindungen herabzudrücken. Als Grundfehler der Ausführungen Herbarts tritt hier klar zutage der äußerliche Mechanismus des Vorstellungslebens, dem die Aktivität und Spontaneität des Selbstbewußtseins ein Rätsel bleibt. Herbarts Seele ist ein einfach

starres Reale, das den lebendigen Vorstellungsverlauf nicht erklärt. Sein Ich kann nicht die stets sprudelnde Quelle von Funktionen sein, da in ihm die Vorstellungen nur äußerlich mechanisch aneinander gebunden und eingeprägt werden. Die Funktionen müssen aber doch als Äußerungen eines Fungierenden, und zwar nicht nur augenblicklich Fungierenden gefaßt werden: wie wir uns auch im Augenblick verhalten, wir wissen uns eins mit dem Ich, das zuvor und nachher thätig ist, wir dürfen auf ein identisches, einheitlich sich gleich bleibendes Ich schließen, wir wissen uns in unserem wahren bleibenden Ich geschieden von den nur gegenwärtigen, zufälligen Gedanken und Gefühlen. Das ist noch näher zu betrachten.

4. Das Ich fällt also nicht zusammen mit dem, dessen ich mir im Augenblick als meinen Besitzes bewußt bin, weder material mit dem Inhalt der Vorstellungen und Zustände, noch formal mit den darin sich offenbarenden Funktionen; aber vielleicht mit dem, was in diesen Rücksichten in mir bleibt, insofern sich darin dann weniger bloße Passivität und Extensität, als vielmehr Aktivität und Intensität offenbart?

Was auch hier zunächst den Inhalt des inneren Lebens betrifft, so kann ich nicht in jedem Augenblick die allerverschiedensten Vorstellungen, Gefühle, Strebungen haben; was ich aufnehme, modelt sich zugleich nach mir; ich bin nicht der Schauplatz jedes beliebigen Inhalts, sondern, was ich innerlich habe, sind alles meine Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, nicht beliebig viele und beliebig geartete, sondern was ich umklammern kann und was meiner ganzen Natur entspricht. Mein Ich offenbart sich in diesem Inhalt, es hat und kann nur haben einen ganz bestimmten Komplex von inneren Ereignissen, und was noch schwerer wiegt, mein Ich steht nicht unter dem einseitigen Druck der einströmenden Einflüsse, sondern wählt seinerseits aus und prägt jedem Inhalt einen gewissen Wert auf, es ist von einer Grundstimmung getragen und hat eine bestimmte Richtung seines Willens, und das um so mehr, je höher es in der Entwickelung fortgeschritten ist. Von höherer Bedeutung als die theoretische Gedankenarbeit sind hier die praktischen Interessen. Das Ich entwickelt sich so zur Persönlichkeit, zum Charakter, der nicht nur eine formale Einheit darstellt, sondern eine ganz bestimmte, ausgeprägte Stellung einnimmt zu den Ereignissen seines Lebens. All das zeigt, daß im Ich, im Selbstbewußtsein nicht ein nur formaler,

abstrahierter Begriff vorliegt, sondern eine in sich konzentrierte, kraftvolle Einheit von eigentümlichen Qualitäten, die, statt von dem Material ihrer Erlebnisse abhängig zu sein, vielmehr ihrerseits es beherrscht und ihm ihre eigentümliche Färbung aufprägt. Abhängigkeit, Geteiltheit, Zerrissenheit wäre das Zeichen mangelnden Charakters, der Anfang der Auflösung im Geistesleben des Menschen. Die Einheit ist nichts Leeres, Abstraktes, sondern sie ist eine Macht über den mannigfaltigen Inhalt und verleiht ihm einen gewissen bleibenden Charakter.

Mein Ich ist also nicht das Spiel eines beständigen bunten Wechsels, sondern ich kann sagen: das ist mein Gedanke, mein Gefühl, mein Wille; all meinen Bewußtseinsinhalt schreibe ich ausdrücklich mir zu; ich gebrauche die persönlichen und besitzanzeigenden Fürwörter, ja es giebt für das Ich überhaupt kein anderes Wort als das persönliche Fürwort: all das ist mein persönliches Eigentum. Auch wo ich geirrt und gefehlt habe, wälze ich nicht von mir ab, Verantwortlichkeit und Reue legen meine Handlungen auf meine persönlichen Schultern. Aber ist dieses Ich wirklich ein bleibendes, ist es konstant in seiner Eigentümlichkeit? Ich kann mich im Lauf der Jahre mit andern Anschauungen befreunden, kann meine Ansichten wechseln, kann andere Charaktereigenschaften annehmen, und doch habe ich das Bewußtsein: das bin ich und nur ich, derselbe vor Jahren und heute. Der aus einem Saulus zum Paulus Gewordene ruft aus: „der ich zuvor war ein Lästerer". Er hat das Bewußtsein der Identität seiner Persönlichkeit bei aller scheinbar so schroffen Änderung. Immerhin werden wir ja auch hier eine gewisse Entwickelung, eine Vorbereitung der Bekehrung annehmen dürfen. Auch hat die eigentümliche Natur, die persönliche Art des großen Mannes sich nie verleugnet, sie hat auch den neuen Gedanken seinen besonderen Charakter aufgeprägt. Also: wie man auch in der Zeit sich verändere, man hat bei aller Verschiedenheit des Inhalts seines Ichs das Bewußtsein der Identität. Das Ich zeigt sich unter allem Wechsel der Zeit und seines Inhalts als kontinuierlich, beharrlich, es weiß sich nicht als etwas Augenblickliches, Zufälliges, sondern als einheitlich Bleibendes; nicht mit dem Inhalt zusammenfallend, sondern gewissermaßen als über ihm stehende einheitliche Macht.

5. Vorzustellen vermögen wir uns aber diese identische, dem Bewußtseinsleben den Charakter der Einheit und Eigentümlichkeit auf-

prägende Macht für sich allein nicht; sie ist immer mit dem Inhalt verbunden, und nur diesem kommt der Charakter völliger Anschaulichkeit zu. Die Vorstellung des Ichs, die von Anfang an aus dem Dunkel der Gefühle der räumlichen Körperlichkeit und des sinnlichen Selbstgefühls sich entwickelt, wird nach und nach zu einer abstrakteren. Obwohl es kein wirkliches Bewußtsein des Ichs ohne seinen Inhalt giebt und das Selbstbewußtsein in gewissem Sinn Weltbewußtsein ist, ist doch auch jedes energische Bewußtsein zugleich Selbstbewußtsein. Ich sage mir: dieser Bewußtseinsinhalt gehört mir an, ich denke, fühle, will; wie auch der Inhalt sei, er ist der meinige. Wenn ich auf das Einheitliche, Bleibende meines Bewußtseinsinhalts sehe, so rede ich vom Selbstbewußtsein; wenn auf den augenblicklichen Inhalt allein von Bewußtsein oder Weltbewußtsein überhaupt; in Wirklichkeit ist beides stets beieinander, es giebt keinen Augenblick ohne das eine oder andere. Daher sprach Fichte von einer Identität von Subjekt und Objekt.

Theobald Ziegler hat in seinem Werke „Das Gefühl" (1893, S. 56 ff.) dies letztere treffend formuliert, kommt aber zu dem auffallenden Schlusse:

1) Das Ich ist nichts neben seinem Fühlen, Vorstellen, Wollen, sondern dieses Fühlen und Wollen als das meinige. Gerade so gut könnte man schließen: das Fühlen, Vorstellen, Wollen ist nichts neben dem Ich, alles ist das Ich mit diesen seinen Äußerungen.

2) Wollen und Denken sind um so wertvoller, je mehr sie sich vom Ich ablösen und unegoistisch werden, das gilt selbst vom Fühlen. Auch hier könnte man sagen: Wollen und Denken sind um so wertvoller, wirkungskräftiger, je entschiedenere, vollere Kraft das Ich einsetzt; ebenso gilt dies vom Fühlen; denn ein kraftvolles Ich ist etwas anderes als ein selbstsüchtiges.

6. Unser Ergebnis ist: das Ich ist nicht soviel wie sein Inhalt, sondern die einheitlich beharrende Macht über und in demselben; aber auch nicht nur die Form, in die der Inhalt gekleidet wird; denn das Ich prägt seinerseits dem Inhalt seine Art und Eigentümlichkeit ein, und so einfach und arm es vom Anfang seiner Entwickelung ist, es wird, je umfassender und reicher der Inhalt ist, den es im Lauf der Entwickelung aufnimmt, um so lebensvoller und wirkungskräftiger, um so reicher, vielseitiger und bedeutungsvoller. Immerhin aber, wenn wir den Begriff Ich fassen, und das Bleibende, Identische herausstellen wollen,

müssen wir ihn des konkreten Inhalts entleeren, wir müssen bei diesem intellektuellen Bewußtseinsgebilde auch von allen materialen Eigentümlichkeiten und Anlagen absehen, und so gelangen wir mehr und mehr zu formal abstrakten Merkmalen; das Bleibende reduziert sich auf die Form und Funktion der einigenden Thätigkeit und Kraft des Ichs. Was macht den Reiz zu meiner Empfindung, die Empfindung zu meiner Wahrnehmung und Vorstellung, zu meinem Begriff? Was macht den Strom der Ereignisse zu meinem Eigentum? Nicht sein Inhalt, sondern mein Erfassen. Darauf kommt's an, daß ich ihn ergreife.

Welches sind aber näher die Gefäße und Formen, in denen ich ihn festhalte? Sie sind nicht im unmittelbaren Bewußtsein meiner selbst, nicht mit meinem Vorstellungsinhalt sofort ersichtlich. Aber sie lassen sich aus der Art, wie das Ich den letzteren gestaltet, erschließen. Das sind die einheitlich ordnenden, in Aufnahme und Bearbeitung des Vorstellungsmaterials thätigen Funktionen meines Ichs; das ist das, was ich von mir aus, gemäß meiner Organisation zum Erkenntnisprozeß herzubringe, das sind die in ihrer Funktion (nicht an sich, nicht angeboren) allgemeingültigen und notwendigen, die funktionell apriorischen Formen und Kategorieen, nach denen ich den Stoff gestalte, und insofern konnte Kant das Selbstbewußtsein, als eine das empirisch Zufällige bei dessen Aufnahme und Ordnung a priori einheitlich gestaltende Macht, die „transcendentale Apperception" nennen. Das Nähere hierüber gehört in die Erkenntnistheorie.

Die Formen, welche aus der einigenden Thätigkeit und Kraft des Ichs entspringen, offenbaren die einheitlich ordnende Macht des letzteren. Die Funktionen des Bewußtseins sind nicht bloß zufällige Zustände oder passive Prozesse, sondern Ausflüsse einer zentralen Macht, eines kräftigen Mittelpunktes des Bewußtseins. Wir erleben allerdings unmittelbar nur eine mehr oder weniger zufällige Aneinanderreihung unserer inneren Vorgänge, aber wir sind nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung genötigt, auf eine (uns unbewußt) einigende Zentralkraft, auf einen Thätigkeitsmittelpunkt in unserem Ich zu schließen, auf die Seele, über deren Natur wir sofort weitere Untersuchungen anzustellen haben.

4. Die Seele.

1. Es besteht unleugbar ein inniger und wirklicher Zusammenhang zwischen dem körperlichen und dem bewußten Leben. Die Nerven bilden die sichtbare körperliche Verwirklichung des Seelischen, das Gehirn den Mittelpunkt, von dem ein förmliches System von verbindenden Fäden sich über den ganzen Körper erstreckt, der die Glieder lenkt und von ihnen, von der Peripherie aus der äußeren Welt und von dem Zustande der inneren Organe, Meldungen empfängt. Wie hier die körperlichen Vorgänge genau dem System der Empfindungen und Bewegungen in der Seele entsprechen, so ergeben sich noch eine Reihe anderer auffallender Übereinstimmungen. Wir sahen, das Bewußtsein setzt Veränderung voraus; genau so setzt die körperliche Bewegung einen Reiz voraus, der sie auslöst, der die ruhende Kraft, die potentielle Energie erweckt. Und wenn wir in den seelischen Vorgängen etwas sehr Zusammengesetztes erkennen müssen, so werden wir finden: auch die einfachste Empfindung stellt ein Zusammenwircken mehrerer Elemente dar. Bekannt ist, wie eine Maschine durch den Gebrauch sich einschleift, wie die körperlichen Organe durch ihre Funktion erstarken und zu größerer Leichtigkeit derselben eingeübt werden, wie die Verrichtungen z. B. des Magens am besten unbewußt vor sich gehen: auch die geistigen Verrichtungen gewinnen durch Übung an Leichtigkeit und Sicherheit; wenn sie erst unbewußt geworden sind, dann haben sie erst die rechte Schnelligkeit und Zuverlässigkeit erlangt; man vergleiche das Lesen, bei dem anfangs die Buchstabenformen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, während sie später nicht mehr beachtet werden; die Gewöhnung an geordnetes Betreten und Verlassen der Schule u. a.

Während im Altertum der Sitz der Seele im Blut, im Herzen oder Zwerchfell gesucht wurde, wie denn hervorragende, heftige Gemütsbewegungen gerade in Beschleunigung von Puls und Atem sich geltend machen, hat schon Plato dem Kopfe die erste Rolle zuerkannt. Die Neuplatoniker und die Neuzeit allgemein verlegte das Bewußtsein genauer in das Hirn: bei Aufregung des Gemüts, bei Anstrengung des Denkens bekommt man Kopfweh. Je höher die Stufe ist, die ein Tier einnimmt, um so entwickelter ist auch sein Hirn: die niedersten Tiere zeigen überhaupt noch kein Nervensystem, die am tiefsten stehenden Wirbeltiere noch kein Rückenmark. Mit der Zunahme des Großhirns steigt auch

die Bedeutung des Bewußtseins; ohne Großhirnrinde giebt es kein klares Bewußtsein, wie sich bei Entwickelung des Fötus, der erst nach und nach dazu gelangt, oder bei Exstirpationen des Großhirns zeigt: gewisse Sinnesempfindungen mögen bleiben, aber sie werden nicht klar percipiert, es kommt zu keiner wohl orientierten Wahrnehmung. Ein Tierleben giebt es schließlich auch ohne Hirn, wie die Teilung der niederen Tiere beweist, deren getrennte Teile ein ungestörtes Dasein für sich weiterführen. Man kann des Großhirns beraubte Wirbeltiere längere Zeit am Leben erhalten. Aber im ganzen muß man sagen: Die Entfernung des Großhirns nimmt dem Tiere Bewußtsein, Besinnung, schließlich Leben. Daß gewisse, dem Hirn benachbarte Teile des Rückenmarks ein dunkles Bewußtsein haben, läßt sich mehr behaupten als beweisen. Die sicheren Thatsachen knüpfen das Bewußtsein an das Großhirn: bleibt es beim Menschen mangelhaft entwickelt, so haben wir den Idioten; wird es anatomisch oder physiologisch, etwa durch ungleiche Blutverteilung verändert, so entwickelt sich Geisteskrankheit. Bedeutendere Verletzungen führen zu Störungen des Bewußtseins, so groß auch die Möglichkeit der Stellvertretung der verschiedenen Partien ist. Insbesondere scheint eine höhere Geistesentwickelung von der Zahl und Freiheit der Hirnwindungen abzuhängen.

2. Die alte Frage, wie sich die beiden, auf den ersten Blick so ungleichartigen Gebiete, Körper und Seele, zueinander verhalten, scheint sich hiernach einfach zu beantworten. Als Nächstliegendes möchte sich unmittelbar die Annahme aufdrängen, das K ö r p e r l i c h e, das eine so augenfällige, überwältigende Stellung einnimmt, sei nicht nur Sinnbild und Beispiel, nicht nur Träger und Werkzeug, sondern das eigentliche Wesen und die eigentliche Wirklichkeit des Bewußtseins. Das ist die Anschauung des M a t e r i a l i s m u s, der das Stoffliche für die ganze Wirklichkeit nimmt, die Weltanschauung der Menschen, die ein unmittelbares Leben der Sinne führen, die Ansicht der älteren griechischen Denker und Dichter. Der Kampf gegen die Auswüchse der entgegengesetzten idealistischen Weltanschauung führte in der neueren Zeit, in der Periode der Aufklärung, zu deren Verwerfung überhaupt, und räumte der materialistischen Anschauung ein immer größeres Feld ein. Während der Idealismus dem Wirken der stofflichen Elemente eine willkürliche Grenze und eine unerklärte Fortsetzung durch ein unbekanntes X zu geben schien und sich dadurch zum Dualismus gestaltete, hatte der Materialismus

die Einfachheit und Konsequenz seiner ganzen Anschauung für sich und gewann immer weitere Kreise der Naturforscher durch die Einheitlichkeit der Betrachtung, die den physiologischen Bau nirgends durchbrach und alles erklärte durch die Summe der vorhandenen Stoffe und Kräfte, ohne in den Kausalzusammenhang ein überflüssiges, ja störendes, rätselhaftes weiteres Element einzuschieben. Triumphierend verkündete Karl Vogt: wie die Nieren den Urin, so sondert das Gehirn die Gedanken ab.

Solche Purzelbäume des siegestrunkenen Materialismus führten zur Selbstbesinnung zurück, heute hat sich die Hochflut verlaufen, freilich um in desto weiteren, flacher angelegten Kreisen sich zu verbreiten. Die Wissenschaft hat die plumpe, grobsinnliche Auffassung des Geistigen abgeschüttelt. Denn was eigentlich Materie sei, konnte niemand sagen, und wenn wir nur sagen, was wir wissen, wenn wir keinen Schritt weiter gehen, als unsere Wissenschaft reicht, so müssen wir gestehen, daß wir das Denken niemals gesehen haben, daß es uns nicht im Raume als Bewegung entgegengetreten ist, und nach seiner besonderen Art niemals räumlich entgegentreten kann, daß wir es nur aus unserem Selbstempfinden, aus unserem Selbstbewußtsein kennen. Sollte es aber nur eine Absonderung, eine Funktion des Gehirns sein, so müßte es entweder als ein räumlicher Stoff oder als Thätigkeit des räumlichen Gehirns, also wiederum als etwas Räumliches gedacht werden. Das letztere aber ist von uns nie erfahren worden und nie erfahrbar: denn wo wir das räumliche Gehirn beobachten, fungiert es nicht mehr, es ist kein Gegenstand der Psychologie, sondern der Anatomie, und wo wir das Denken beobachten, haben wir nichts Räumliches, nichts Stoffliches im Bewußtsein vor uns. Wer also kühn erklärt: der Gedanke ist Bewegung, der überschreitet die Grenzen unseres Wissens und begiebt sich auf das Gebiet des Glaubens. Er läßt sich durch das Bestechende der Analogie verleiten, das Bild für die Sache zu nehmen.

Wenn es auch für tiefer Denkende unnötig ist, so dürfte es doch mit Rücksicht auf den breiten Anhang der seichten Popularphilosophen wie Büchner, Moleschott, Vogt angezeigt sein, einige der namhaftesten Psychologen unserer Zeit als Autoritäten ins Feld zu stellen. Dr. Wundt, der das Großhirn als das Organ des Bewußtseins ansieht, sagt (Grundzüge der physiologischen Psychologie, 2. Aufl., 2. Band, S. 205, 444 und Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, I, S. 16): „Das Bewußtsein und die Gehirnprozesse sind Funktionen von an sich unver-

gleichlicher Art, die im Verhältnis unabänderlicher Koexistenz stehen.“ — „Der Materialismus verrät seine Unhaltbarkeit in der gänzlichen Unfähigkeit einer Erklärung des Zusammenhangs der inneren Erfahrung. Er verkennt, daß der inneren Erfahrung vor aller äußeren die Priorität zukommt, daß die Objekte der Außenwelt Vorstellungen sind, die sich nach psychologischen Gesetzen in uns entwickelt haben, daß vor allem der Begriff der Materie ein gänzlich hypothetischer Begriff ist, welchen wir den Erscheinungen der Außenwelt unterlegen, um uns das wechselnde Spiel derselben erklärlich zu machen.“ Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Hirnverrichtung und Denkthätigkeit ist noch nicht im entferntesten dargethan. Zu sagen: weil ich für eine Erscheinung nur eine Bedingung kenne, deshalb ist diese Bedingung die einzige, das verstößt nicht nur gegen alle Regeln wissenschaftlicher Untersuchung, sondern auch gegen alle Regeln der gesunden Vernunft. Ulrici (Leib und Seele, 2. Aufl., I, 146): „Wenn wir auch die Erfahrungen von einer Abhängigkeit des Bewußtseins und Selbstbewußtseins von der normalen Thätigkeit des Gehirns so hoch wie möglich anschlagen, so steht psychologisch doch nur soviel fest, daß kein Gedanke, keine ‚Seelenthätigkeit‘ ohne die Gehirnsubstanz und deren funktionelle Wirksamkeit zustande kommt. Daraus schließt Karl Vogt, daß alle Gedanken durch die Gehirnsubstanz und nur durch sie hervorgebracht, alle Seelenthätigkeiten von ihr und nur von ihr ausgeübt werden. Wäre dieser Schluß richtig, so würde man auch schließen müssen: Da ohne das Dasein und die Wirksamkeit des Lichts oder eines leuchtenden Körpers nichts sichtbar ist und gesehen wird, so ist das Sehen nur die Funktion (Wirkung) des Lichts.“ W. Griesinger in seiner „Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten“ (vgl. I. H. Fichte, Psychologie, II, 201 f.): „Wüßten wir auch alles, was im Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir auch alle chemischen, elektrischen u. s. w. Prozesse bis in ihr letztes Detail durchschauen, was nützte es! Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer noch kein Seelenzustand, kein Vorstellen. Was soll man also zu dem platten und seichten Materialismus sagen, der die allgemeinsten und wertvollsten Thatsachen des menschlichen Bewußtseins über Bord werfen möchte, weil sie sich nicht im Gehirn mit Händen greifen lassen?“ Du Bois-Reymond (Grenzen des Naturerkennens, S. 25 f.): „Welch denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter

Atome in meinem Gehirn einerseits und anderseits den für mich ursprünglichen, nicht wegzuleugnenden Thatsachen: Ich fühle Schmerz, fühle Lust u. s. w.? Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff- oder Sauerstoffatomen nicht gleichgültig sein sollte, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden." W. Volkmann von Volkmar, Psychologie, I, 104: „Der Materialismus ist eine schlechte Hypothese, da er nicht erklärt, sondern an die Stelle der Erklärung ein Machtwort setzt und die Forderung stellt, ein rein intensiv Gegebenes als einen extensiven Vorgang zu denken, d. h. eine Folge einem Grunde gleichzusetzen, der von ihr so verschieden ist als möglich. Ist etwa das Gefühl der Sehnsucht nach einem abwesenden Freund oder die geringste Empfindung dadurch auch nur im entferntesten erklärt, daß man es zu einer Vibration einer Hirnfaser, zur negativen Schwankung irgendeines elektrischen Stromes, zu diesem oder jenem chemischen Prozesse macht? Das eine dem andern gleichsetzen heißt nach dem Wort eines bekannten Physiologen der Gegenwart (A. Fick) nichts weniger als den Schmerz eines Beinbruchs aus dem Anblick aneinanderstoßender Wagen deduzieren." Lange (Geschichte des Materialismus, 1. Aufl., S. 341. 329): „Der Begriff der Materie ist und bleibt ein Gegenstand der Metaphysik, und wenn man glaubt, ihr zu entrinnen, so entrinnt man im Grunde nur den konsequenten, scharfen Bestimmungen der Philosophie, um sich der Metaphysik des gemeinen Mannes hinzugeben und Sätze anzunehmen, welche empirisch scheinen, weil sie aus früheren Jahrhunderten stammen und sich mit dem empirischen Denken der halbgebildeten Kreise verschmolzen haben." — „Der Materialismus ist der letzte Ausläufer jener Epoche, wo jeder Botaniker, jeder Physiologe auch glaubte, die Welt mit einem System beglücken zu müssen."

Die materialistische Anschauung entspringt aus unserem Trieb nach einheitlicher Betrachtung der Dinge und schließt aus dem Zusammenhang von Körper- und Seelenleben und aus der Einfachheit und den Erfolgen der mechanischen Naturauffassung überhaupt auf eine materialistische Mechanik auch des Seelischen. Aber während eine vorsichtige, ihrer Grenzen klar bewußte Naturwissenschaft auch den unleugbar gewaltigen Anteil des Hirns an den seelischen Vorgängen doch für die völlige Erklärung der letzteren nicht zureichend finden kann, beachtet der

Materialismus den Unterschied von Bewegung und Denken, von äußerer und innerer Wahrnehmung nicht. Man prüfe doch jede innere Erscheinung, jede Vorstellung, jedes Gefühl der Lust und Unlust, jeden Trieb, jeden Akt von Begehren und Wollen, auch jedes unmittelbare Objekt aller dieser Akte, und man wird in keinem Bewußtseinsakt als solchem, und wenn man ihn auch noch so weit auf seine Ursprünge oder in seine Ergebnisse verfolgt, etwas von Raum oder mechanischer Bewegung entdecken. Im Gegenteil, es giebt keine einzige Erfahrung des Räumlichen, die wir nicht mit unserem Bewußtsein und den Formen seiner Thätigkeit machten; das unräumliche Bewußtsein ist ein unerläßlicher Bestandteil, eine selbstverständliche Form jeder Erfahrung. Die geistige Thätigkeit ist uns zunächst und in erster Linie gegeben und die Körperwelt halten wir nur für beseelt, weil sie uns nach Art und Form der geistigen zu gleichen scheint; sie wird uns Symbol des Geistes. Der Materialismus macht aber das Symbol zur Sache selbst und stellt eine bloße Analogie als Erklärung auf (s. Wundt a. a. O. S. 444).

Man kann es nicht nachdrücklich genug sagen, daß Materie und räumliche Bewegung uns zunächst nur als Gegenstand unseres Bewußtseins gegeben sind, daß also das Bewußtsein phänomenologisch das Frühere und Tieferliegende ist. Wie sollte da sein Gegenstand ursprünglicher, ja einzig wirklich und allumfassend sein, da er doch erst durch die Thätigkeit des Bewußtseins wird! Mit einer Naivetät, die nur durch die Kühnheit des Anspruchs auf Wissenschaftlichkeit übertroffen wird, sehen wir die räumlich-zeitlichen Analogieen allen Ernstes gar als Ursache der Bewußtseinsvorgänge von unserem engeren Landsmann Dillmann verwertet (Die Mathematik die Fackelträgerin einer neuen Zeit, 1889, S. 99 f.): „Weil all' unsere seelische und geistige Thätigkeit auf einer Bewegung unserer Organe beruht, werden wir uns dessen voll und ganz (!) bewußt, was zu einer Bewegung gehört; und weil wir die in uns selbst vor sich gehende Bewegung erkennen, erkennen wir zugleich auch die Bewegung in der Welt. — Von einer Bewegung können wir uns keine wissenschaftliche Vorstellung machen, ohne daß wir die räumliche und zeitliche Ausdehnung zuhilfe nehmen. — Weil jedes Innewerden unseres Geistes darauf beruht, daß wir einen Zustand unseres Organs ins Bewußtsein erheben, so folgt, daß wir die Bewegung nur darum nach Raum und Zeit verlaufen sehen, daß die einzelnen Teile unseres Organs, innerhalb dessen sich die Bewegung vollzieht, außer-

einander, also räumlich ausgedehnt sind und nacheinander ergriffen werden, somit zeitlich ihren Zustand ändern." Man greift sich an die Stirne, ob man auch recht verstehe. Wie unendlich einfach: „Jene künstlichen Notbrücken zwischen Natur und Geist, die prästabilierte Harmonie von Leibniz, das kantische Ding an sich und wie die Auskünfte der Philosophen alle heißen, würden überflüssig und fielen von selbst dahin." (Ders., Schwäb. Chronik v. 27. Juli 1892, Nr. 173.) O Kant, wie thöricht warst du, dich mit Erkenntnistheorie abzumühen! Der Geist ist ja einfach ein Kasten. Wie die Schubladen des Kastens an seinem Raum Anteil haben, so geschehen die Funktionen des Geistes in der Form des Raumes, weil sie im räumlich ausgedehnten Gehirn vor sich gehen.

2. Da nun das Geistige aus dem Körperlichen schlechterdings nicht hergeleitet werden kann, so fragt es sich, ob nicht das Umgekehrte gelte, ob nicht das Geistige als allein und wahrhaft Seiende, das Körperliche aber nur seine Wirkung auf unsere Erkenntnis sei. Das ist die Anschauung des reinen Spiritualismus (spiritus = Geist), der das geistige, bewußte Leben für die wahrhafte Substanz d. h. für das einzig selbständige, für sich bestehende, unabhängige Wesen erklärt, außer dem es überhaupt nichts gebe. Dieser folgerichtige, vollendete Spiritualismus schiebt also die ganze Welt in den Umfang einer absoluten geistigen Substanz hinein, welche alles, was je in Raum und Zeit vorhanden ist, als ein einheitlicher Mittel- und Kraftpunkt von Wirken und Leiden verbindet und alle endlichen geistigen Substanzen seinem Wesen und Walten einordnet. Vier Gründe sind es hauptsächlich, welche der Spiritualismus für seine einheitlich so geschlossene Weltanschauung ins Feld führt, sämtlich erkenntnis-theoretischer Natur, daher er auch in dieser Hinsicht der erkenntnis-theoretische Idealismus oder Solipsismus (lat. solus = allein, ipse = selbst) genannt wird:

Erstens thatsächlich zeigt die innere Wahrnehmung, die Beobachtung der seelischen Vorgänge an sich lediglich nichts Räumliches; wer also das äußerliche räumliche Nebeneinander zur Erklärung beizöge, machte das Symbol zur Sache selbst und würde die Analogie als Ursache ausgeben.

Zweitens läßt sich in jedem Erkenntnisakt, wie wir später sehen werden, eine apriorisch formierende Thätigkeit unseres Bewußtseins nachweisen, wodurch der von der Welt uns gegebene Stoff erst die Gestalt erhält, in der er uns erscheint. Ja ohne diese einheitlich zusammen-

fassende Arbeit könnte die Gesamtheit der inneren Zustände gar nicht Gegenstand unserer Selbstbeobachtung werden (vgl. auch S. 28).

Drittens wird jede Erfahrung, die wir überhaupt machen mögen, reflektiert im Bewußtsein und begleitet von einem übergreifenden Bewußtsein, dessen Verrichtungen uns unmittelbar gewiß und der veränderlichen, jeden Augenblick wechselnden Außenwelt gegenüber an Bedeutung so unendlich überlegen sind, daß es als eine seltsame Verirrung erscheinen muß, das eigene Dasein zu bezweifeln und es sich von einem andern schenken zu lassen, das man nur durch dasselbe erkennt. Vielmehr erscheint es umgekehrt geboten, das weniger Bekannte auf das Bekanntere zurückzuführen, auf das Geistige, das uns am verständlichsten ist.

Viertens das Räumliche und Zeitliche wird uns überhaupt nicht als solches gegeben, sondern wird nur so vorgestellt. Wir können die Grenze unseres Bewußtseins thatsächlich nicht überschreiten, wir wissen nicht, was und wie die Dinge an sich sind, wir haben zunächst als reine Erfahrungsthatsache lediglich das Geistige.

Hierzu kommt noch ein Gefühlsgrund: was für einen Wert hätte das Dasein der Welt, wenn sie niemand erschiene! Die Welt an sich hätte nicht die geringste Bedeutung, wenn nicht in einem Bewußtsein, in dem sie auftritt; nicht auf das Was kommt es schließlich an, sondern auf das Wem (Lotze).

Mit Gründen, mit Thatsachen läßt sich gegen den Spiritualismus nicht aufkommen; denn alle Thatsachen, die wir anführen möchten, stellen sich uns in geistiger Form, also als etwas Spirituelles dar, wir können keine Brücke zu einer materiellen Welt schlagen, wir bewegen uns immer nur innerhalb unserer Vorstellungswelt; wir vermögen nun einmal „nicht aus unserer Haut zu fahren". Und wenn man fragt: wenn alles etwas Geistiges ist, woher dann der Unterschied, den wir zwischen Körper und Geist machen, so kann der Spiritualist entweder einfach Halt machen vor dieser erkenntnis-theoretischen Thatsache, oder er erklärt sie wie Lotze für eine verschiedene Wirkung des Kraftzentrums oder der Seelenmonade, für eine mannigfaltige Art, zu wirken und zu leiden.

Nur indirekt vermögen wir dem radikalen erkenntnis-theoretischen Idealismus wie dem metaphysischen Spiritualismus entgegenzutreten, indem wir uns auf den gesunden Menschenverstand berufen und erklären: es wäre doch gar zu wunderbar, wenn ich die größte Reise über Länder und Meere, zu Wasser und zu Land mit den mannigfaltigsten Bereicherungen meines Wissens nur in Gedanken machte, wenn die Welt,

die ich mir vorstelle, ganz und gar nicht in Wirklichkeit bestände, wenn sie so ganz unähnlich wäre der wirklichen Welt, wenn nicht dem Raum und der Zeit, in denen ich mich zu bewegen glaube, irgendein Neben- und Nacheinander in der Wirklichkeit entspräche. Man muß sich schließlich beruhigen bei der unmittelbaren Gewißheit, mit der sich die Existenz einer räumlichen Außenwelt unserem Gefühle unwiderstehlich aufdrängt: wir können nicht anders, als der sinnlichen Wahrnehmung glauben. Die erkenntnis-theoretische Schwierigkeit, das Räumliche in die geistige Existenzform des Bewußtseins umzuwandeln, erledigt sich mit der Betrachtung: als ein Stück Welt werde ich doch wohl auch etwas von ihr in mich aufgenommen haben. Die Anpassung, die so vieles erklärt, dürfte auch hier der Erkenntnis die Wege geebnet haben.

3. Wir werden also verzichten müssen, das Welträtsel, ob Materie, ob Geist auf eine der genannten einheitlichen, aber auch einseitigen Weisen zu lösen; wir müssen sowohl den extremen Spiritualismus als den extremen Materialismus abweisen und vereinigen daher beide in einer dritten Weltanschauung, der dualistischen. So ungern ein folgerichtiges Denken sich dazu entschließt, angesichts der Thatsachen bleibt uns nichts anderes übrig, als beiden, dem Geist und der Materie, je in ihrem Teil ihr Recht werden zu lassen.

Fassen wir die Gründe für eine gewisse Selbständigkeit der Seele im Unterschied vom Leibesleben, d. h. für den Dualismus zusammen. Schon natürlich ist die geistige Physiognomie der verschiedenen Menschen und weiter derselben Menschen in den verschiedenen Lebensaltern und Entwickelungsstufen so gründlich mannigfaltig, daß der Unterschied in gar keinem Verhältnis steht zur körperlichen Verschiedenheit. Sodann, wie groß und umfassend auch die Abhängigkeit des Geistes vom Körper ist, sie ist doch keine bedingungslose, keine schlechthinige; im Gegenteil, der Geist verhält sich zu den Reizen des Körpers, zu den Eindrücken auswählend, abwehrend und hingebend; er gestattet sinnliche Bewegungen oder wehrt sie kräftig ab; er verwendet den Leib zielbewußt zu seinen Zwecken und weiß ihn für seine Absichten zu üben und zu kräftigen.

Der Stärke oder Schwäche des Körpers oder auch nur des Nervensystems entspricht durchaus nicht notwendig eine ähnliche Beschaffenheit des Geistes; man vergleiche die Geistesgegenwart, das Aufflackern der Seelenkräfte bei Kranken, die leiblich mit dem Tode ringen; die Ideen-

flucht Maniakalischer, oder auch nur die Reizbarkeit nervöser Personen, die gerade um dieses krankhaften physischen Zustandes willen, leichter und tiefer herandringende Reize aufnehmen, verarbeiten und sich daher oft durch Denk- und Willenskraft auszeichnen, wie denn Paulus, Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon I. Epileptiker gewesen sein sollen. Umgekehrt ist eine strotzende Gesundheit, ein robustes Nervensystem gar nicht immer mit Weisheit und Witz, Mut und Seelenstärke verbunden. Auf die Dauer muß freilich ein krankhaftes Nervensystem der Seele den Dienst versagen. — Bezüglich der Macht des Geistes nicht nur über Gefühle, sondern über den kranken Körper selbst sei nur erinnert an die beliebte, erprobte Praxis der Ärzte, den Kranken heiter zu stimmen, um damit „Lebensgeister" zu wecken, die die Krankheit besiegen helfen; man denke auch an Kants Willensstärke bei krankhaften Affektionen, an die Helden, die den Tod mit all seinen Schrecken und Schmerzen gelassen, freudig ertrugen, um höherer Zwecke willen. „Wenn Iphigenie bei Euripides, da sie für eine günstige Fahrt der Griechen nach Troja als Opfer bluten soll, klagt und jammert als eine um alle Freuden ihres Lebens betrogene Jungfrau, so ist dieses das Walten des Naturgesetzes in ihrer Seele. Wenn aber mit dem Ernste des herannahenden feierlichen Augenblicks ein neuer Gedanke in ihrer Seele aufgeht, wenn sie diesen Gedanken ergreift, alle schwächlichen Gefühle der Klage und Trauer sinken läßt und gottbegeistert zur Opferstätte schreitet als die, durch deren freiwillige Hingabe das Heil und die glückliche Fahrt für die Schiffe der Griechen gesichert wird, so erscheint sie hierin als eine über sich selbst emporgehobene Seele. — Das wahrhafte Wunder ist der Geist (C. Fortlage, Vier psychol. Vorträge, S. 129. 135).

Vor allem, wenn wir auch zugeben, daß der Geist nie thätig ist ohne Mitwirkung des Nervenlebens, wie läßt sich nachweisen und behaupten, daß die Nerven es sind, welche empfinden, daß das Hirn es ist, welches denke? Es ist unbegreiflich, daß aus der Vereinigung und Bewegung stofflicher Hirnmoleküle etwas Geistiges entstehe. Wenn wir die Atome noch so sehr verfeinern, wenn wir die Bewegungen der kleinsten Teilchen noch so hoch entwickeln und verändern, nie erscheint der Augenblick, in dem wir sagen können: jetzt ist die Bewegung nicht mehr Bewegung, sondern Empfindung. Wo wir aber einen Erfolg wahrnehmen, der nicht aus dem einen Faktor der Bewegung unmittelbar hervorgeht, der so ganz andersartig ist, als was wir unmittelbar wahrnehmen, da

setzen wir überall noch einen anderen Faktor voraus: der Funken, der ein Feuer entzündet, das Feuer, das eine Dampfmaschine in Bewegung setzt, haben immer noch ein anderes neben sich, auf das sie wirken; in unserem Falle müssen wir neben der Mechanik des Nervenlebens noch die geistige Arbeit der Seele voraussetzen. „Wir können eine durchaus vollständige Anschauung von den feinsten molekularen Vorgängen im Gehirn haben, ohne darum auch nur zu ahnen, daß wir es an ihm mit den Organen des Seelenlebens zu thun haben. Der innere Zusammenhang zwischen zerebralen und psychischen Vorgängen ist uns bisher physiologisch absolut unverständlich; wir wissen in Wahrheit nur das Einzige, daß er überhaupt nur besteht und daß er allem Anschein nach ein gesetzmäßiger ist" (E. Kräpelin, Psychiatrie 1893, S. 3).

4. Nach all diesem wäre das Seelische ein gegenüber dem Leibesleben für sich bestehendes, unabhängiges, selbständiges Etwas. Schon bei der Erörterung über das Selbstbewußtsein wurde darauf hingewiesen, daß das Bewußtsein unveränderlicher, einheitlicher Identität vorhanden sei, wie mannigfaltig sich auch der Inhalt des Bewußtseins gestalte, wie verschieden sich auch der Charakter entwickle. In der That, wenn wir unsere Selbstwahrnehmung prüfen, so bemerken wir unser Ich als etwas *Beharrendes*, sowohl in seiner Eigenschaft eines denkenden Subjekts als eines gedachten Objekts, und zwar, wie wir gefunden haben, als eine beharrende, einheitlich ordnende Kraft und Thätigkeit, die sich unmittelbar zu erfahren giebt. Welche Reize auch auf uns einwirken mögen, wie veränderlich auch unsere inneren Zustände seien, auf den gleichen Reiz haben wir die gleiche Empfindung, all unsere Zustände sind von dem einen, mit sich identischen Ich getragen, wir müssen also objektiv die gleiche, bleibende, beharrende Kraft in uns als wirksam voraussetzen, d. h. es genügt nicht, die Seele als ein mehr oder weniger zufälliges Bündel augenblicklicher Verrichtungen und Kräfte aufzufassen; der dauernden Qualität und Kraft muß eine Ursache entsprechen, der Gedanke des einheitlichen Ichs führt auf eine einheitliche, beharrende *Substanz*, die als solche Trägerin und Ursache all der Eigenschaften, Fähigkeiten, Kräfte, Äußerungen ist, die wir unter dem Begriffe des bewußten Lebens zusammenfassen. Als Substanz ist die Seele zwar nicht anschaulich vorzustellen, wie die Substanzen der Sinneswahrnehmung, aber sie ist begrifflich ableitbar und als Abschluß der objektiv erkannten Erfahrungen begrifflich notwendig.

Kant glaubte die Kategorie der Substanz nur auf die äußere Erfahrung anwenden zu dürfen, auf das, was in Raum und Zeit erscheine. Immerhin aber hat die Selbstanschauung des Ichs etwas Sinnliches an sich, insofern sie in der Zeitform erscheint, und so gut die Kategorie der Kausalität auf die geistigen Erlebnisse anstandslos angewendet zu werden pflegt, um sie in allen ihren Veränderungen zu begreifen, so gut dürfte die Kategorie der Substanz zulässig und gerade dazu behilflich sein, die mannigfaltigen Wirkungen, statt ihnen unverstanden gegenüber zu stehen, aus einem beständig wirksamen Ganzen und Allgemeinen zu begreifen, das die Kontinuität unseres Vorstellens, Fühlens und Handelns verbürgt und mit seiner apriorischen Bedeutung, wie wir im vorigen Kapitel (S. 28) sahen, unserem Erkennen allererst Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit verleiht. Wenn irgendwo, so ist der Begriff Substanz auf die Seele anwendbar wegen ihrer mannigfachen Wirksamkeit bei bleibender Beharrung, wegen des einheitlichen Zusammenschlusses ihrer inneren Funktionen, was sich immerhin in gewissem Maße auch in der Selbstanschauung des Bewußtseins darstellt.

5. Unsere Untersuchungen haben uns im Bewußtsein auf einen von der materiellen Körperlichkeit unabhängigen, einheitlichen Kraftmittelpunkt geführt, der die Fähigkeit zu wirken und zu leiden hat. Denn die Vorstellungen, Strebungen und Gefühle sind nicht etwas für sich Bestehendes, sondern nur auftauchende Zustände, die auf eine bleibende Einheit zurückweisen, der sie angehören, auf das einheitliche Subjekt, in dem sie vor sich gehen, von dem sie ausgehen. Die psychischen Ereignisse weisen auf ein Zentrum in der menschlichen Natur, das mit dem Leib und seinen Funktionen stets verbunden ist und doch für sich besteht. Dies Zentrum durften wir Substanz nennen. Substanz ist, was aus sich heraus nach seiner Natur thätig zu sein und auf sich gerichtete Wirkungen zu erleiden vermag; ähnlich definiert z. B. Lotze. Als die näheren Beschaffenheiten dieser spirituellen Substanz, die wir nicht a priori aufgestellt, sondern induktiv erschlossen haben, ergeben sich daher Immaterialität und daher Unräumlichkeit und Einfachheit, Einheitlichkeit, Beharrung in der lebendigen Kräftigkeit der Funktionen des Wirkens und Leidens.

Über ihr Wesen an sich, über ihre Entstehung und Bestimmung, ihre Dauer und bleibende Natur kann die Wissenschaft nichts aussagen. Doch empfiehlt die Substantialität der Seele den Glauben an ihre Un-

vergänglichkeit. Aber wissen können wir nichts von einem Dasein etwa nach dem Tode außerhalb dieses Organismus. Auch in dem gegenwärtigen Lebensstande erkennen wir ja die Seele nicht neben den Empfindungen und Vorstellungen, Trieben und Bewegungen, sondern in ihnen, aber freilich nicht so, daß sie aus den vorher fertigen Elementen sich erst zusammensetzte, sondern wir erkennen sie als den einheitlichen Kraftpunkt, der sie hervorbringt und sich in ihnen verwirklicht. Das Einzelne geht hier aus dem Ganzen hervor. Oder sollte das Einzelne selbständig sein, sollte eine Vorstellung, ein Gefühl, ein Trieb sich selbst beliebig bilden? Nein, sie können im betreffenden Augenblick nur in dieser und in keiner anderen Form erscheinen, sie verhalten sich also zu der Seele wie ein Accidenz zur Substanz. Insofern die Seele thätig zu sein und zu leiden vermag, ohne zu ihrem Sein eines anderen zu bedürfen, ohne aus anderem begriffen zu werden, hatten wir sie Substanz zu nennen (obschon die einzelne wechselnde Erscheinung des seelischen Lebens nur verhältnismäßig selbständig ist).

6. W. Wundt richtete gegen die substantielle Auffassung der Seele mehrfache Angriffe, indem er an dem Substanzbegriff das Merkmal der Selbständigkeit so sehr steigerte, daß sich alle Veränderlichkeit der Erscheinungen aus der kausalen Wirksamkeit der Substanz ergeben soll. Er entgegnet, keine strenge Einheit zu finden, sondern nur eine Einheitlichkeit verschiedener in Beziehung stehender Zustände, z. B. bewußte und unbewußte Vorstellungen seien in den verschiedenartigen Zuständen veränderlich. Die seelischen Zustände böten nichts Beharrendes, sondern einen beständigen Fluß, dessen Zusammenhang eine Folge der allen Vorstellungsverlauf begleitenden Willensthätigkeit sei. Der Wille, d. h. die alle Zustände begleitende und bewirkende Thätigkeit bringe die Verbindung inneren Geschehens zustande, die sich im Bewußtsein offenbare. Insofern könne man von einer aktuellen Kausalität des Ichs reden, nicht aber von einer substantiellen. Die psychischen Ereignisse gewännen durch eine hinzugedachte Substanz nichts an Verständlichkeit, sie werden durch sich selbst getragen und seien aus ihrem gesetzmäßigen Zusammenhang abzuleiten. Nur eine unberechtigte Anwendung der äußeren auf die innere Erfahrung habe dem Substanzbegriff auf dem psychischen Gebiete Eingang verschafft. Unter der Seele sei monistisch das innere Sein der nämlichen Einheit zu verstehen, die wir äußerlich am Leibe haben. Die Seele sei das geistige Geschehen selbst. „Für die meta-

physische Betrachtung tritt die aristotelische Definition der Seele in ihre vollen Rechte ein. Sie ist die Entelechie des lebenden Körpers oder zutreffender: sie ist der gesamte Zweckzusammenhang geistigen Werdens und Geschehens, der in der äußeren Beobachtung als das objektiv zweckmäßige Ganze eines lebenden Körpers uns entgegentritt. Leben und Beseelung sind Wechselbegriffe." Hiergegen ist kurz zu sagen: gewiß offenbart sich die Seele in dem gesamten geistigen Geschehen; aber dieses allein mit seinem steten Wechsel würde die Einheit des Bewußtseins zerreißen, wenn diese nicht kraftvoll über ihm stünde. Die Funktionen setzen ein Fungierendes voraus, der Wille ein Subjekt. Hierauf führt gerade der so entschieden aktuelle Seelenbegriff Wundts; er fordert geradezu eine Einzelsubstanz als einheitliche Ursache; er ist nimmermehr genügend getragen von dem geistigen Gesamtleben, das an objektivem, allgemeingültigem Werte dem Einzelleben um so mehr überlegen sein soll, als es dauernder und umfassender ist. Dieser problematische mystische Gesamtgeist kann nicht entschädigen für die mangelhafte Konstruktion des individuellen Geistes. Und wenn immer wiederholt wird, die Individualsubstanz trage nichts zur Erklärung des wirklichen psychischen Geschehens bei, so ist darauf zu erwidern: trotzdem kann sie logisch gefordert sein als Abschluß der Gedankenreihen über die seelischen Ereignisse (vgl. Wundt, System der Philosophie 1889).

7. Wenn nun aber zwei Substanzen, eine körperliche und eine seelische angenommen werden, die beide bei jedem Bewußtseinsakt zusammenwirken, so erhebt sich die große Schwierigkeit, diesen einheitlichen Kausalzusammenhang zu begreifen: der eine Faktor ist und wirkt räumlich, der andere nicht. Wie ist es da möglich, daß einer auf den anderen einwirkt? Die Philosophie glaubte vielfach, eine unmittelbare Wechselwirkung gar nicht aufstellen zu dürfen und hat die Harmonie beider mannigfach zu erklären gesucht. Am bekanntesten ist die Annahme Leibnitzens und seiner Nachfolger, die Harmonie sei von vornherein von Gott für alle Fälle wohl eingerichtet wie das Gleichgehen zweier Uhren (prästabilierte Harmonie) oder werde durch Gott von Fall zu Fall bewirkt (Occasionalismus). Das sind zu gekünstelte Erklärungen. Die neuere Physiologie gerät in die Schwierigkeit, eine Ausnahme von dem allgemeingültigen Gesetz, das Bestehen der Energie annehmen zu müssen, wenn die materielle Funktion einfach aufhört, um als etwas ganz Andersartiges wieder aufzutauchen: freilich könnte man schließlich

dies andere, das Geistige für eine veränderte Form von Energie erklären. Ferner scheint die Einheitlichkeit der bewußten Akte Not zu leiden, wenn unter Voraussetzung eines Kausalverhältnisses gewisse Unterbrechungen und Zeitunterschiede eintreten an dem Punkte, wo der Reiz zur Empfindung, die Empfindung zur Bewegung, der Hirnprozeß zum Bewußtseinsakt wird: doch möchte wohl überhaupt bei keiner Art von Funktion ein Zeitverlauf auszuschließen sein, und wäre er auch noch so gering. Physiologisch ist jedenfalls nur eine Reihe, eine Summe von Nervenzentren nachgewiesen, gewissermaßen eine Republik von Bewußtseinsmittelpunkten, insbesondere keine Brücke zwischen den zentripetalen und zentrifugalen Zentren entdeckt: aber macht nicht dieser Umstand, dieser fast chaotische Mangel an Verbindung jeder Theorie die Erklärung der Einheit des Bewußtseins schwierig? Verlangt er nicht gebieterisch die Annahme gerade eines immateriellen Zentrums, das als solches am allerwenigsten einen einzelnen räumlichen Punkt als Sitz einzunehmen braucht (wie z. B. die Zirbeldrüse des Cartesius oder die Varolsbrücke, die Großhirnrinde, das verlängerte Mark u. a.), sondern die Großhirnrinde mit den angrenzenden Teilen umspannt und von da aus das ganze Nervensystem durchwaltet, ähnlich wie rein körperlich der Herzmuskel das eigne und das ganze Gebiet der Schlagadern. Die Frage nach dem Sitze der Seele fällt dahin, und alle genannten Schwierigkeiten sind mit einem Schlage gehoben, wenn man statt geistige und körperliche Funktionen gegeneinander abgrenzen zu wollen, einfach ihre *Koexistenz*, ihr gleichzeitiges und gleichräumliches Dasein und Wirken annimmt. Mehr kann die Wissenschaft über dies Zusammen nicht sagen.

Doch das Gemüt fragt, ob nicht die Erscheinungen von Seele und Körper im letzten Grunde von einer *einheitlichen Kraft* ausgehen und getragen sind: Anschauung des Monismus. Die Thatsachen nötigten uns, bei der Doppelheit zunächst stehen zu bleiben. Aber um ihre einheitliche Verbindung, um die Gleichzeitigkeit der psychisch-physischen Vorgänge begreiflich zu machen, kann man wohl zu dem nicht notwendigen, aber schönen, poetischen Gedanken einer letzten *monistischen Identität* gelangen, welche jeder Erscheinung auf dem einen Gebiet zugleich eine solche auf dem anderen entsprechen läßt. Nicht grobsinnlich, nicht handgreiflich dürfte man dies nehmen, etwa wie wenn Hirnbewegung und Gedanke oder die Röte der geschwollenen Hand und der Schmerz dasselbe seien, die peristaltische Bewegung des Magens und der Hunger

identisch wären, nur von verschiedenen Seiten gesehen: eine solche Zusammenstellung im einzelnen verbietet sich durch die für unsere Erkenntnis andersartige Natur beider Gebiete. Die Hypothese müßte für unsere Erkenntnis den Dualismus völlig belassen und nur glauben, daß er auf einer höheren Erkenntnisstufe aufgehoben sei. Auch nicht ein Drittes würde damit aufgestellt, nicht eine Ursache über und neben den beiden großen Gebieten, nicht eine Ursprache, aus der zwei weitere verschiedene Sprachen abzuleiten wären, sondern Seele und Leib wären zwei Erscheinungsformen des einen Allerfüllenden, der einen, der göttlichen Kraft, ohne daß es der scholastischen Formeln der Leibnitzschen Schule für diese göttliche Wirksamkeit bedürfte, aber auch ohne daß damit im großen und ganzen der Anschauung einer von der Welt geschiedenen göttlichen Persönlichkeit zugunsten eines spinozistischen Pantheismus nahegetreten werden sollte. Man dürfte sich nicht vermessen, mit Spinoza Denken und Ausdehnung als die ewigen Attribute der einen göttlichen Substanz zu bezeichnen. Auch der Bibel will Gott, so wenig er an sich erkennbar ist, für uns sein alles in allem; in ihm leben, weben und sind wir, wir sind göttlichen Geschlechts, göttliches Ebenbild, in dem Geist und Materie sich aufs innigste durchdringen und schließlich verklärt werden sollen in den pneumatischen Leib, 1 Kor. 15, 28. 46. 48 f. Apg. 17, 28. Nur in diesem Sinne könnte man sich die poetische Anschauung Dillmanns (a. a. O.) aneignen: „Dieselbe Kraft, welche aus dem Ei das Tier, aus dem Keim die Pflanze, aus der Pflanze die Blüte, aus der Blüte die Frucht hervortreibt, dieselbe Kraft muß es auch sein, welche durch die Bewegungen des Denkorgans (wir würden sagen: in den Bewegungen des Denkorgans) die Vorstellungen, aus den Vorstellungen die Begriffe hervor und die Begriffe in das Wort hineintreibt, die Worte zu Versen rundet und die Verse zum Lobgesang Gottes erschallen läßt."

Doch die dichterische Betrachtung des Monismus, die erhabene Aussicht sub specie aeternitatis, im Lichte der Ewigkeit, muß der Gang nüchterner Erkenntnis beiseite lassen. Indem wir ein helles Bewußtsein von uns selbst haben, von unseren Zuständen, unserem selbstthätigen Denken und selbstgewollten Thun und Lassen, unterscheiden wir uns von der Welt und erheben uns über die allgemeine und unsere eigene Natur, über die sinnlichen Triebe, über die bloße egoistische Selbsterhaltung, in der sich gerade die Natur offenbart. Dieses zunächst Gewisse wollen wir festhalten: wir haben eine Seele. Der Besitz der Seele und

darin die Erfüllung mit persönlich geistigem Leben adelt und erhebt uns über den Staub der Erde und weit über die gesamte Schöpfung. Wir denken nach, bilden Begriffe, geben sie in der Sprache kund, pflanzen sie fort in der Schrift und erwarten von den kommenden Geschlechtern ihre höhere Weiterführung. Die Tiere, wohl beseelt im weiteren Sinn, bleiben dem Naturtrieb unterworfen; die freie Selbstbesinnung und die freie Selbstbestimmung, die das eigentümliche, selbständige Wesen der Seele ausmacht, vermögen wir nicht von ihnen auszusagen. So inhuman es war, es lag ein tiefer Sinn darin, wenn die Alten ihren Sklaven als Unfreien niedere Seelenanlagen zuschrieben. Die geistige Moralität erst kann uns das wahre Antlitz der Seele enthüllen: wir geben uns selbst die Gesetze unseres Handelns, wir vervollkommnen sie im Laufe der Jahrhunderte, wir schreiten fort zu höheren Stufen der Kultur und Sittlichkeit und haben zugleich das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit von und der innigsten Verbundenheit mit einer höchsten, göttlichen Macht, von der wir unser bestes Teil haben. Wir wissen uns der Weisheit und Macht, der Liebe und Heiligkeit Gottes verwandt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" ruft die ehrwürdige Urkunde der Schöpfung des Menschengeschlechts aus, 1 Mos. 1, 27. Die vielen einzelnen Menschen wirken und leben zusammen, verbinden sich in einem Suchen der Wahrheit und einer Gemeinschaft der Liebe, fühlen sich brüderlich als die Glieder einer großen Gemeinschaft, weil sie eins sind in einem Urwesen und bestimmt für sein Reich, für das Reich der Geister, der höchsten Erscheinungsform der Seelen!

---

5. Das Unbewußte.

1. Wenn wir vom Unbewußten reden, so meinen wir es hier nicht in dem uneigentlichen Sinn eines abgeschwächten, matten Bewußtseins, wie man z. B. etwa sagt: dieser oder jener Gegenstand wurde mir nicht recht bewußt. Was man aus Mangel an Aufmerksamkeit, an scharfem Bewußtsein nicht recht beachtet, das bleibt nicht völlig und förmlich unbewußt; es spielt nur eine untergeordnete Rolle im Bewußtsein, es wird nicht gehörig gewertet.

U n b e w u ß t nennen wir im vollen Sinne das, was unter der Schwelle des Bewußtseins überhaupt bleibt. Das Unbewußte in diesem Sinne wurde bekanntlich vor ein paar Jahrzehnten von Eduard v. Hartmann zum Weltprinzip erhoben und zwar allen Ernstes, obwohl man es als einen Hohn auf die Philosophie ansehen könnte: mit dem, wovon man nichts weiß, alle Rätsel des Daseins erklären zu wollen. Eine Fülle von Beobachtungsmaterial wurde zusammengetragen, um bei jedem dunklen Punkte ausrufen zu können: seht die Macht des Unbewußten, eine Monotonie, deren gleichmäßige Wiederholung auf ein vom Genusse übersättigtes Zeitalter mit der Sicherheit einer hypnotischen Suggestion wirkte. Der glänzenden Darstellung, dem gefühligen (nicht immer gefühlvollen) Pathos des modernen Pessimisten gelang es, aus dem negativen Begriff einen positiven, aus dem Nichts ein Etwas zu machen und eine Generation, die sich des sonnigen Lichtes der mechanischen Naturbetrachtung rühmte, im Umsehen in die dunkle Nacht geheimnisvoller Mystik zu stürzen, die sich dem klaren Kausalzusammenhang völlig entrückt und jeder Gesetzmäßigkeit spottet. Nie zeigte sich die Leichtgläubigkeit der großen Menge, ihre Unfähigkeit zu denken, ihre Ruhe, dem schönen Schein zu huldigen, augenscheinlicher als in dem Anfang des letzten Viertels unseres aufgeklärten Jahrhunderts, da die „Philosophie des Unbewußten" (lucus a non lucendo) in mehr denn hunderttausend Exemplaren erschien.

Wir haben vielmehr den umgekehrten Weg einzuschlagen: nicht aus dem Unbewußten, dessen Gesetze nie ganz klar gestellt werden können, das Bewußte zu erklären, sondern aus dem Bewußten das Unbewußte zu erhellen; was im hellen Licht des Bewußtseins vorhanden ist, das auch als wirksam im Gebiet des Unbewußten anzunehmen und in diesem Sinn allerdings von einem Einfluß des letzteren, d. h. überhaupt von einer Wechselwirkung, von einer kausalen Verbindung beider nicht scharf voneinander zu scheidender Gebiete zu reden.

2. Die M a c h t d e s U n b e w u ß t e n zeigt sich zunächst auf dem Gebiet des E r k e n n e n s, der einfachen Empfindung: das Blickfeld des Auges umfaßt eine bunte Mannigfaltigkeit von Gegenständen, der Blickpunkt des Bewußtseins nur wenig, und doch vermögen wir nachträglich uns auch an solches zu erinnern, was wir nicht eigentlich beobachteten. Irgendeine Verrichtung, z. B. das Schreiben eines Briefes, nimmt uns so in Anspruch, daß das Betreten und Verlassen des Zimmers durch

eine andere Person spurlos an uns vorübergeht, und doch fällt es uns, nachher darauf aufmerksam gemacht, ein: neben der bewußten Thätigkeit geht also eine unbewußte her. Warum findet man bei Somnambulen Kenntnisse, die sie nie eigentlich erlernt haben, z. B. fremde Sprachen? Sie müssen sie irgendwie kennen gelernt haben. Wir werden später sehen, wie auch die einfachste Empfindung eigentlich zusammengesetzter Natur ist; während wir das räumliche Bild in einem Nacheinander anschauen, kommt es uns zum Bewußtsein als ein einheitliches, zusammenhängendes Miteinander: zur Erklärung dafür nimmt Helmholtz einen unbewußten Schluß an. Hierher gehört auch das rein mechanische Auswendiglernen, dessen sinnlose Aneinanderreihung von Worten sich teilweise tiefer und dauernder einprägen kann als die bewußte Verbindung von Vorstellungen, wenngleich nicht immer so treu.

Unbewußte Arbeit ist aber nicht nur neben, sondern auch nach der bewußten; die bewußte findet im Unbewußten Fortsetzung und Erfolg: wir suchen nach einem Wort, es will uns nicht einfallen; wir bemühen uns, unsere Gedanken zu einem Aufsatz klar zu ordnen, es will uns nicht befriedigend gelingen; einen Vers zu schmieden, er will uns nicht gefallen; eine schwierige Angelegenheit glatt zu lösen, vergebens; wir legen die Sache weg, kommen aber wieder darauf zurück, vielleicht, nachdem wir darüber geschlafen haben, und mit einemmal steht das Gesuchte in unwidersprechlicher Klarheit vor uns. Hieraus geht hervor, daß die Elemente unseres Bewußtseins vorhanden und thätig sind, auch wenn wir nichts von ihnen wissen. Die Aufnahme in das Gedächtnis ist nicht gleichbedeutend mit der Verwahrung in einem dunklen, tiefen, toten Schachte. Was in die lebendige Seele aufgenommen, ist, ob auch uns verborgen, nicht eingesargt in die Ruhe des Todes; auch unter der Schwelle des Bewußtseins ist Leben und Wirken und zwar vielseitiges Wirken: die Erscheinungen des bewußten Daseins nötigen uns zu dieser Annahme. Wie tief das innere Leben in das weite Gebiet des Unbewußten im Reiche der Schöpfung hinabreicht, wer kann es wissen! Wir vermögen nicht tiefer hinabzusteigen als zu dem, was mit unserem Bewußtsein unmittelbar zusammenhängt.

Durch die mitwirkende Arbeit des Unbewußten erhält die bewußte Thätigkeit eine ganz bedeutende Steigerung an Leichtigkeit, Kraft und Sicherheit. Vieles nämlich, was wir bewußt arbeiten, sinkt in das Gebiet des Unbewußten hinab, ohne aber für die Wiederholung der Ar-

heit verloren zu sein: was wir einmal oder öfter durchdacht haben, brauchen wir uns nicht jedesmal, wenn wir darauf zurückkommen, in seinem ganzen Umfang zu vergegenwärtigen, ohne doch der Frucht der alten Arbeit verlustig zu gehen; im Lesen erlangen wir erst dann die wünschenswerte Fertigkeit, wenn wir uns die Form der Buchstaben, ja auch den vollen Sinn aller einzelnen Worte nicht mehr zu vergegenwärtigen brauchen; ebenso ist es beim Rechnen mit der Bedeutung der Zahlen, beim Klavierspiel oder auch Singen mit der Bedeutung der Noten; in mathematischen oder wissenschaftlichen Beweisen brauchen uns nicht alle Mittelglieder stets klar bewußt zu sein. Der Gebildete muß nicht den ganzen Stoff seines Wissens gegenwärtig haben; er wird nicht mit dem ganzen Kram seiner Kenntnisse aufwarten; man merkt seine Bildung an seinem Urteil, an dessen Richtigkeit seine ganze Vergangenheit teil hat. Man spürt es einem Menschen wohl an, ob er viel vergessen hat; je mehr, um so besser für ihn. Die Eingebungen des Genies, über die die Welt staunt, sind im Unbewußten wohl begründet. Auch die sogenannten angeborenen Vorstellungen steigen aus dem Unbewußten auf: die häufige Wiederholung macht sie zur Gewohnheit, zur anderen Natur, bewirkt auch wohl durch Vererbung eine gewisse Neigung zu ihrer Bildung.

3. Die Bedeutung des Unbewußten zeigt sich gerade in dieser Hinsicht besonders deutlich auf dem Gebiet des praktischen Verhaltens, auf dem Wege der Übung: je öfter eine Bewegung vor sich geht, um so leichter geschieht sie; der neuen, wiederholten kommt die frühere zustatten; das Unbewußte wirkt mit dem Bewußten so zusammen, daß die Bewegung schließlich unbewußt als eine Art Reflexbewegung besser und sicherer geschieht als es unter Mitwirkung des Bewußtseins möglich wäre: so erklärt sich z. B. das Gleichgewicht der Glieder beim Gehen, das Aussprechen der Silben, die Federhaltung, die Fingersetzung beim Klavier; so erklärt sich auch, daß eine verkehrte Gewohnheit in letzterer Hinsicht so schwer zu beseitigen ist; endlich auch die Sicherheit des Akrobaten, des Nachtwandlers. So mag durch Gewohnheit und Vererbung der Instinkt zustande gekommen sein, denn er ist ein Wirken nach Zwecken, deren man nicht bewußt ist; so der Takt, der als eine Frucht trefflicher Erziehung wie als angeborenes Talent sich durch keine Belehrung noch so klar bewußter Gründe ersetzen läßt; alle Entwickelung, so viele erworbenen und angeborenen Anlagen, beruhen

auf der im Einzelnen und im Geschlecht fortwirkenden Macht des Unbewußten.

Der Erfolg der Erziehung hängt von der Gewöhnung ab; das Befolgen von Belehrungen und Befehlen, das Nachahmen von Beispiel und Sitte muß zur anderen Natur werden. Muß man sich erst auf das Gebot besinnen, reflektiert man lange, dann ist es um das Gute schon halb geschehen. Einzelne Worte richten wenig aus, die folgerichtige, beharrlich identische Unterweisung, die unerschütterte Gewöhnung macht das Gute im unbewußten Grunde der Natur zu einer Macht, von der man sich nur schwer losreißt, welche auch den mündig Gewordenen fähig und willig macht, auf der Bahn des Guten zu bleiben. Einzelne Gebote und Gesetze mögen dem einzelnen und einem ganzen Volke augenblicklichen Gehorsam abnötigen, aber man täusche sich nicht: solange sie nicht in die Kraft des Unbewußten eingegangen und von ihr getragen sind, werden sie bald von den rohen Instinkten der alten, im Grunde ihres Wesens unveränderten Natur durchbrochen werden.

Bekannt ist, daß sich die Beschaffenheit des Inneren unmerklich, unbewußt auch der äußeren Erscheinung des Menschen aufprägt: aus Blick und Mienen, aus Form und Gestalt der Hand, ja der Fingernägel, aus Haltung und Bewegung hat man schon auf die Art des Charakters geschlossen (Physiognomik, Chiromantie, vom griechischen physis Natur und gnome Erkenntnis, cheir Hand und mantis Wahrsager, vgl. auch Graphologie, Handschriftenkunde vom griechischen grapho schreiben); z. B. mag ein tastender, schleichender Schritt auf die Neigung deuten, schüchtern und zaghaft zu sein und Seitenwege zur Erreichung des Ziels einzuschlagen, wogegen ein festes Auftreten mit dem ganzen Fuß, die Hochhaltung des Nackens, gerade Körperbewegung einen entschiedenen Charakter verrät, der geradenwegs auf sein Ziel lossteuert. Schon von fern vermag man den Menschen an Gang und Haltung so gut als an den nahen Gesichtszügen zu erkennen: leichte oder schwere Bewegungen lassen auf einen munteren oder ernsten Sinn, rasche oder träge auf ein ähnliches Naturell überhaupt schließen. Auch in der Kleidung drückt sich unbewußt die ganze Richtung des Menschen aus: frohe Stimmung zeigt sich in hellen Farben, die heitere Unschuld des Kindes in einfachem Weiß, die Kampflust des Kriegers in herausforderndem Rot, die bescheidene Zurückhaltung des Gelehrten in maßhaltendem Dunkel. Nicht unerwähnt darf bleiben der unbewußte und notwendige Ausdruck,

den die inneren Gedanken und Regungen in der Sprache gefunden haben, sei es nun die Gebärden- und Mienen- oder die Ton- und Wortsprache. Die allgemeine Gebärden- und die Wortsprache ist ein Produkt unbewußter Übereinkunft. Weniger konventionell ist die Musik: sie quillt unmittelbar aus dem Triebe, die Affekte und Gefühle in harmonischen Lauten auszutönen und ist so die auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erhobene allgemeine Natursprache. Aber auch im Gefühlston der gewöhnlichen Wortsprache offenbart sich unbewußt das geheime Weben und Leben der Seele.

4. Damit sind wir auf den Wert des Unbewußten im Gebiete des Gefühls gekommen. Die Gefühle der Sympathie und Antipathie brechen nicht mit unvermittelter Macht zu klarem Bewußtsein hervor, sie wachsen unmerklich und unbewußt heran und pflegen ihr Dasein und ihre Stärke aus Anlaß besonderer Erlebnisse zu enthüllen. Ja die meisten und anhaltendsten unserer Gefühle werden uns gar nicht bewußt, wie z. B. das uns fortwährend begleitende Lebensgefühl. — Das Gefühl ist die stillverborgene Sprungfeder und Quelle für Auftauchen und Verlauf unserer Vorstellungen. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit einem Gegenstande mit Interesse zuwenden oder aus Langeweile von ihm abwenden, so ist es das eine Mal der Reiz des Neuen, inhaltlich Anregenden, der unser Gefühl lockt, das andere Mal die Abstumpfung des Gefühls, die einen längeren oder öfteren Genuß unbewußt begleitet. Die Empfindung, die wir unter der großen Zahl einströmender Reize bevorzugen, verdankt ihren Eintritt ins Bewußtsein nicht nur ihrer quantitativen Stärke oder qualitativen Art, sondern in und mit diesen Momenten zugleich einem Gefühlston, der sich unbewußt ihr beigesellt. Ja man möchte glauben, die dunklen Empfindungen, die wir vom äußersten Rande unseres Blickfeldes haben, seien in Wirklichkeit dunkle Gefühle. Starke Empfindungen machen ihren Eindruck auf uns offenbar mit Hilfe der unbewußten Arbeit des Gefühls: was unsere Sympathie ohne klar bewußten Grund stark erregt, das betrachten wir mit liebevollem Eingehen. Das unbewußte Gefühl ist in gewissem Sinn die Brücke der Welt in unser Bewußtsein, besonders in der Kindheit, während man im Alter über nichts mehr zu staunen pflegt (= nil admirari).

Stumpft sich auch das Gefühl leicht ab, so tritt doch hier wie auf dem Gebiet des Denkens und Handelns wenigstens eine Zeit lang durch Wiederholung eine Steigerung ein: ein widerwärtiges Erlebnis,

das allein uns kaum erregen würde, kann uns förmlich unglücklich machen, wenn unangenehme ähnliche Ereignisse sich häufen; die Bitterkeit steigert sich mit Hilfe der alten Eindrücke in geometrischer Progression und verdichtet sich zum schwarzgalligen Pessimismus.

5. Zwischen dem Bewußten und Unbewußten in der Mitte steht der Traum, in dem wir ein gewisses Bewußtsein von uns selbst haben und namentlich beim Einschlafen und Erwachen im leichten Morgenschlummer einen allmählichen, gradweisen Übergang wahrnehmen können. Die Traumbilder unterscheiden sich von den Bildern des wachen Lebens allerdings durch die regelloseste Willkür der Zusammensetzung. Zwar bilden sich die Traumbilder im ganzen aus den gleichen Elementen wie die Vorstellungen des wachen Bewußtseins; denn wir haben eben gar keine andere Quelle des Inhalts der Vorstellungselemente als das gewöhnliche Bewußtsein; aber die Elemente gehen neue, bald heitere, bald schreckliche, oft ganz unmögliche Verbindungen ein, veranlaßt durch die Nachwirkungen des wachen Zustandes und durch die augenblicklichen Reize, die von der Außenwelt kommen oder im Organismus selbst wirksam werden, ja nicht nur veranlaßt, sondern völlig haltlos der Macht dieser Reize preisgegeben, ohne jede straffe Zusammenfassung nach den Gesetzen der Logik oder Wirklichkeit, in buntester, wunderlichster, tollster Mannigfaltigkeit. Es ist viel zu gelinde, den Traum, dem jede vernünftige, feste Konzentration des wachen Bewußtseins abgeht, der sich die wahnsinnigsten Sprünge der Vorstellungen gestattet, als eine Art bildender Phantasie anzusehen. — Der ungemein rasche Lauf der Vorstellungen im Traume erhellt u. a. aus der Erzählung, als Napoleon III. durch die Explosion einer Höllenmaschine unter seinem Wagen aus dem Schlafe geweckt worden sei, habe er in dem Übergange vom ersten Empfindungsreiz zum Erwachen geträumt, er mache einen Flußübergang gegen die Österreicher und sei mit dem Rufe aufgefahren: „Wir sind unterminiert!“

Aus dem Schlafe wird man erweckt nicht nur durch die Stärke des äußeren Eindrucks: das stündliche Schlagen der Uhr stört die Mutter nicht, wohl aber weckt sie das leise Wimmern des Kindes; wenn wir zu einer bestimmten Stunde erwachen wollen, so fehlt uns der gewöhnliche tiefe Schlaf, wir haben es in der Macht, zu erwachen; eine größere Aufregung, die uns andern Tages bevorsteht, macht den Schlaf unruhig. Die Interessen, die uns im wachen Zustande beschäf-

tigen, wirken also auch im Schlafe nach; die Beziehungen der Seele zur Außenwelt, die sogenannte psychische Relation bleibt auch im Schlafe in Geltung: eine scharfe Grenzlinie zwischen Bewußtem und Unbewußtem giebt es nicht. Das zeigt sich auch darin, daß narkotische Mittel zuerst die Empfindung der niederen Nerven, schließlich auch die Thätigkeit des Großhirns, also das Bewußtsein aufheben. Die Macht der Seele reicht tief hinab.

Inbezug auf den Schlaf sagt ein alter Psychologe gar schön: „Wer kennt nicht das Märchen von der schönen Melusine, der Wassernixe, welcher es vergönnt wurde, sich in menschliche Gestalt umzuwandeln und die Schuppen ihres Fischleibs abzuwerfen? Melusinen gelang dieses nur unter der Bedingung, daß sie zu bestimmten Zeiten sich heimlich in ihre alte Gestalt zurückverwandelte. Dann schloß sie sich ein in ihr heimliches Badezimmer, wo sie ungesehen mit ihrem Fischleib im Wasser plätschern und sich den Gewohnheiten ihres früheren Lebens aufs neue hingeben durfte. Diese Melusine ist unsere Seele, welche ihre schöne Jungfrauenform, ihr Denken und Wollen sich dadurch erkaufen muß, daß sie sich von Zeit zu Zeit in ehemalige niedere Zustände zurückverwandelt. Sie thut dies ebenfalls wie Melusine heimlich im Schlaf. Der Schlaf ist die Verwandlung nach unten, das Erwachen die Verwandlung nach oben" (Fortlage, Vier psychologische Vorträge 1874, S. 103). — Physisch ist der Schlaf das notwendige Mittel, die ermüdeten oder verbrauchten Körper- oder Nervenkräfte ausruhen zu lassen und zu ersetzen und gleichsam aus dem Reich des Unbewußten den Grundlagen des Bewußtseins neues Leben einzuhauchen. Je niederer die Stufe des Bewußtseins ist, um so tiefer ist es in das Gebiet des Schlafes verstrickt, man denke an den Embryo, an den Säugling, der die meiste Zeit schläft, an den Schüler, dessen großes Schlafbedürfnis Befriedigung verlangt, augenscheinlich aus der physischen, dem Gebiet des Unbewußten angehörigen Ursache rascheren Stoffwechsels, Stoffverbrauchs, infolge lebhafterer Konstitution und Ermüdung des Gehirns.

---

6. Die Seelenvermögen.

1. Geschichtliches. Schon im Altertum versuchte man die verschiedenen seelischen Erscheinungen zu klassifizieren. Plato unterschied

von der Vernunft die Gefühle von Mut und Zorn und den sinnlichen Trieb, Aristoteles Erkennen und Wollen. Diese Zweiteilung beherrschte die Psychologie bis in die neue Zeit. Im vorigen Jahrhundert nahm man insbesondere unter dem Einfluß Rousseaus das Gefühl als drittes dazu, und Kants Ansehen verschaffte dieser Dreiteilung allgemeine Verbreitung. Es ist selbstverständlich, daß man das Gefühl länger wenig beachtete, da es tiefer liegt und dunkler ist und daher nicht unmittelbar wahrgenommen wird, während Erkennen und Wollen sich unmittelbarer aufdrängen als theoretische Schauung der Außenwelt und praktisches Verhalten zu ihr.

Der Sensualist Condillac verwarf alle besonderen Vermögen der Seele und suchte aus den Sinnesempfindungen und deren Umbildungen alle psychischen Thätigkeiten abzuleiten. Ähnlich Herbart. Herbarts Voraussetzung, die Seele sei absolut einfach und unveränderlich, kann kein besonderes Vermögen zulassen; er läßt nur die Vorstellungsthätigkeit gelten. Es bleibt aber dunkel, wie in dem einfachen Reale der Seele das reichbewegte Leben der Vorstellungen soll entstehen können: die Störungen, die durch das Zusammensein der Seele mit anderen einfachen Realen erwachsen und einen Widerstand in Form von Selbsterhaltungen oder Vorstellungen nötig machen, sind ebenso unbegreiflich wie der Widerstand, wofern keine Veränderung in den Realen vorausgesetzt wird. Es ist keine Wirkung denkbar ohne gegenseitiges Zusammenwirken, d. h. ohne Veränderung. Ferner, wenn die Störungen schwinden, wenn das Zusammensein mit anderen aufhört, müssen denn nicht auch die Vorstellungen aufhören? Und doch sollen sie bestehen bleiben mit dem Vermögen, sich gegenseitig anzuziehen und zu hemmen, also wie selbständige Wesen, deren Schauplatz eine Art Hohlraum der Seele ist, und sollen durch dies ihr Verhalten die Gefühle der Lust und Unlust und allerlei Strebungen hervorrufen. Sind aber die letzteren Erscheinungen nicht etwas ganz Eigenartiges, vom Vorstellen Verschiedenes? Wenn aber dies, wie soll der Vorstellungsmechanismus, der in sich selbst so große Schwierigkeiten birgt, ausreichen, auch Gefühl und Willen zu erklären?

Neuerdings hat man das Gefühl, das solange in seiner dunklen Verborgenheit schlummerte, mehr denn je ans Licht gezogen und zum Hauptfaktor des Seelenlebens gemacht. Kant hatte ihm wohl eine Stelle eingeräumt, aber eine tiefe an Seite der Sinnlichkeit und blieb

den höheren Regionen der reinen und praktischen Vernunft, den Formen des Erkennens und den Postulaten der neigungslosen Sittlichkeit zugewendet. Hegels Kultus der Idee sah in allem Wirklichen zunächst das Vernünftige; gegenüber den vernunftlosen Sentimentalitäten der Romantik war sein und Herbarts Intellektualismus ein berechtigter Gegenschlag; sie bleiben Heroen des Gedankens, der eine für die Erkenntnis der Welt, der andere für die Durchbildung der Vorstellungswelt auf dem Gebiete des Unterrichts; aber den allseitigen Thatsachen wurden beide nicht gerecht. Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung suchte auch die andere Seite in Kant zu großartiger metaphysischer Geltung zu bringen. Wilhelm Wundt räumt neuerdings dem Willen ähnlich eine überwältigende, überpersönliche Bedeutung ein. Adolf Horwicz bemühte sich, in seinem dreibändigen Werke das Bild der Seele einheitlich zu gestalten, indem er das Gefühl zur Grundlage machte (Psychologische Analysen 1872. 75. 78); ähnlich andere; in diesen Spuren wandelt auch Theobald Ziegler mit der anregenden Arbeit „Über das Gefühl" (1893). So scheint das Ende des Jahrhunderts zum Anfange zurückzukehren, nicht zu dessen Überschwenglichkeiten, aber etwa zu der gesunden Romantik Schleiermachers, der im Gefühl den tiefsten Springquell der Religion erkannte.

2. Nachdem wir gesehen haben, wie im Laufe der Geschichte versucht worden ist, ein jedes der hervorragendsten Gebiete seelischer Äußerungen, Erkennen, Fühlen, Wollen, zum grundlegenden und beherrschenden oder gar ausschließlichen Faktor zu machen, haben wir sie unsererseits auf ihre Selbständigkeit und Ausschließlichkeit zu untersuchen.

Das Gefühl zeigt sich als eine gewaltige Macht. Wir finden es auf allen Stufen unseres Daseins wirksam, von den unbewußten Anfängen des embryonalen Lebens an, dessen Bewegungen es wohl zu Grunde liegt, Hand in Hand gehend mit dem Werden des Bewußtseins, das zunächst als reines, dunkles Gefühl des Daseins erscheint, entstehend schon durch die vegetativen Funktionen, gegeben durch die physische Grundlage des sensitiven Nervensystems, also mit den ersten Bedingungen unserer Existenz selbst verknüpft. Ob es aber wohl in Wirklichkeit ein reines Gefühl giebt ohne jede Spur einer Erkenntnis? Am ehesten scheint dies im sogenannten rein körperlichen Gemeingefühl möglich, in gewissen unklaren Stimmungen, von denen wir beherrscht werden, in stürmischer Freude und tiefster Trauer, die uns alles Besinnen rauben, in den Zu-

ständen verzückter Begeisterung. Aber wenn wirklich der Zustand gefühlt werden soll, ist nicht eine Spur von erkennendem Bewußtsein nötig? Der Gefühlszustand muß doch eine gewisse Dauer haben, um überhaupt gefühlt zu werden; er muß eine Veränderung, ein Pulsieren darstellen, um überhaupt bewußt werden zu können; er muß irgendeine Qualität der Lust oder Unlust haben, um sich bemerklich zu machen. Das alles aber setzt ein gewisses, wenn auch noch so dunkles Vergleichen, irgendeine Art von Erinnerung voraus. Hiergegen spricht nicht, wenn eine anatomische Operation eines bewußtlosen Narkotisierten Schreien erpreßt, wofern nachher die Erinnerung an einen Schmerz fehlt; denn in diesem abnormen Zustande möchte das Schreien als eine Reflexbewegung aufzufassen sein. Selbst also auf dem niedersten, sinnlichen Gebiet läßt sich kein völlig isoliertes, reines Gefühl ohne Erkenntniselement nachweisen; die höheren Gefühle gar entstehen nicht ohne irgendeinen Gegenstand der Erkenntnis.

Doch hat das Gefühl eine gewisse Selbständigkeit. Mag es auch keinen Zustand geben, der nur Gefühl und nichts als Gefühl wäre, so kann doch derselbe Gegenstand uns bald Lust, bald Unlust erregen; es kommt ganz auf unsere von vielen Zufälligkeiten abhängige Stimmung an, ob wir dieselbe Arbeit heute mit Freuden, morgen mit Widerwillen thun; dieselbe Thätigkeit von Erkenntnis und Willen allein bewirkt noch lange nicht regelmäßig dasselbe bestimmte Gefühl. Was uns jetzt kaum erregt, kann ein andermal uns mächtig bewegen. Das Gefühl ist also nicht mit Erkennen und Wollen von selbst gegeben, es bleibt eine eigenartige Erscheinung unseres seelischen Lebens.

3. Daß dasselbe vom Denken im weitesten Sinn, von dieser weitreichendsten und spezifischen Funktion unseres Bewußtseins gilt, ist noch von niemand ernstlich bestritten worden. Fraglich möchte nur sein, ob es nicht ein reines Denken gebe, ohne jede Spur von Gefühl und Willen. Das Bewußtsein ist nicht denkbar ohne irgendein noch so dunkles Wissen, aber auch nicht ohne irgendeine Stimmung; es giebt gar kein völlig interesseloses Denken, und nur der Gefühlston, der unser Denken begleitet, verleiht ihm die augenblickliche Vorherrschaft im Gemüte. Und während die heftigen Gefühle gar leicht unsere Erkenntnis trüben, ihr die wünschenswerte Objektivität rauben, sind es gerade die verborgenen, innigen, aber darum nicht weniger starken Gefühle der Lust an der Wahrheit, welche dem Forscher die edelsten Früchte der Erkenntnis zeitigen. Je einfacher aber das Bewußtsein ist, von um so stärkeren Gefühlen

wird es bewegt; daher hat der Unterricht vorzugsweise die Gefühle der Schüler zu beachten und zu verwerten.

Wie mit dem Gefühl so ist aber auch das Erkennen stets mit dem Willen verbunden: nicht die einfachste Wahrnehmung können wir machen, nicht die geringste Erinnerung haben, ohne unser Bewußtsein darauf zu richten, ohne uns also in irgendeiner Weise thätig zu verhalten. Wenn keine Wirkung in der Welt nur das Ergebnis einer Ursache ist, sollte die allgemeine Wechselwirkung ein Ende haben, wo uns das selbständigste Element, die Seele, entgegentritt? Nie verhalten wir uns völlig und rein empfangend; zu der Empfängnis geben wir stets auch unsern Beitrag. Wie groß dieser ist, werden wir später finden. Und da man, um überhaupt zu sehen, sehen wollen muß, wie viel mehr kommt die eigene Aktion in Rechnung beim eigentlich willkürlichen Nachdenken!

4. Wie soeben hervorgehoben, giebt es kein Denken ohne Wollen, ja man kann sagen: die Vorstellungsarbeit ist die ursprünglichste Bethätigung des Willens auf dem Gebiete klaren Bewußtseins. Ehe das Kind in der Außenwelt sich Zwecke setzt oder zu ihr Stellung nimmt, erhebt es die Gegenstände seiner Empfindung in den Blickpunkt seines Vorstellens; geschieht dies mit einer förmlichen Wahl, so sprechen wir von willkürlicher Aufmerksamkeit. Gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit der Reize nimmt gerade der Wille eine ausschlaggebende Stellung ein.

Doch müssen wir fragen: was veranlaßt den Willen, für oder wider Partei zu ergreifen? Wenn es sich erst um das Zustandekommen der Erkenntnis handelt, so kann dies nicht wieder die Erkenntnis sein. Sobald man sich den Willen als eine Art Bewegung anschaulich vorstellt, ergiebt sich, daß diese Bewegung wie jede der Innervation durch ein Bewegendes bedarf, und dieses kann hier nur das dritte Element des seelischen Lebens sein, das Gefühl. Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf das, was unser Interesse in Anspruch nimmt. Jede Erfahrung lebhafterer Bewegungen, die wir deutlicher beobachten können, bestätigt es, daß nicht die kalt-klare Erkenntnis den Willen bewegt, sondern das Gefühl, das uns persönlich ergreift. Ja die Gefühlserregung kann so stark sein, daß sie die Organe des Willens, die Glieder unseres Organismus willenlos fortreißt, z. B. in den unwillkürlichen Ausrufen der Freude und des Schreckens, in der sympathischen Annäherung an andere oder im antipathischen Zurückweichen.

Doch wird damit die Eigenart und Selbständigkeit des Willens nicht in Frage gestellt: ohne ihn läßt sich die Thätigkeit des Bewußtseins gar nicht denken; denn eben diese Thätigkeit schließt ein Willenselement ein. Der Wille ist also in allen Vorgängen des Bewußtseins gegenwärtig. Er bildet recht eigentlich die Kraft, welche seine Elemente zusammenhält und jeden Augenblick bereit ist, sie in Thätigkeit umzusetzen.

5. Keines der drei Elemente, die wir im Seelenleben vorfinden, Denken, Fühlen, Wollen konnten wir auf ein anderes zurückführen, keines entbehren; keines schließt das andere ein, beziehungsweise aus, im Gegenteil, zu jedem Akte des Bewußtseins wirken sie alle zusammen, wir können sie nur theoretisch von einander scheiden. Sie sind ein jedes gleich eigenartig, gleich selbständig, aber nicht besondere Vermögen in dem Sinn, daß sie einander entgegengesetzt wären; sie sind einfach Elemente unseres Bewußtseins. So gern die wissenschaftliche Betrachtung eine Einheitlichkeit der verschiedenen Fähigkeiten, der Elemente auffinden möchte, sie muß sich den Thatsachen der Verschiedenheit der Trias beugen und sich an der Einheit des Bewußtseins selbst genügen lassen. — An die Dreiheit ließen sich auch Unterschiede des Naturells und Charakters anschließen: es giebt hervorragend kontemplative, ästhetische, energische Naturen. Ein Hervorragen auf dem einen Gebiete drückt auf dem anderen um so mehr herunter. Das ist mit dem Maß unserer Kraft von selbst gegeben. —

Aber wenn auch die Höhe des Bewußtseins eine unauflösbare Einheit zeigt, ist nicht vielleicht im Werden ein Unterschied bemerkbar, giebt es nicht ein ursprüngliches Element, an das die anderen sich angesetzt hätten? Das klare Bewußtsein, das Vorstellen, das Denken wird allerdings erst allmählich, und doch ist die Hinwendung des Neugeborenen zum Licht denkbar ohne irgendeine noch so dunkle Vorstellung? Tiefer, ursprünglicher scheint der Instinkt mit seinem Willenselement, die Reflexbewegung schon im Fötalzustande als primitivste Willensaktion, aber liegen nicht diesen ersten unbewußten, unwillkürlichen Bewegungen Sensationen zugrunde aus der Umgebung und den inneren Organen? So möchte das Gefühl, in welchem doch auch das Bewußtsein zuerst von der Existenz Kunde erhält, das ursprünglichste sein. Doch, das sind unlösbare Fragen; soweit wir zurückgehen, tritt uns eine Dreiheit entgegen.

Wiewohl aber das empfängliche Fühlen funktionell und zeitlich dem Wollen, der Aktivität voranzugehen scheint, und jede Bewegung als eine

Folge von Gefühlserregung gedacht werden kann, ist doch das erste, was sich beobachten läßt, Bewegung: so beim menschlichen Fötus, so bei den niedersten Tieren, den kleinsten Mikroben, so schon bei der Pflanze gegen das Licht. Und wenn auch Gefühlszustände sich so tief hinab erstrecken sollten, so lassen doch auch sie sich nur als Bewegungsreaktion verstehen. Daher räumen die beiden hervorragendsten Psychologen der Gegenwart, W. Wundt und H. Höffding, dem Willen, dem auf allen Stufen der menschlichen Entwickelung und nicht zuletzt auf der höchsten eine gewaltige Macht zukommt, die erste Stelle ein. W. Wundt begründet dies folgendermaßen.

Die mehr vereinzelt auftauchenden Vorstellungen geben dem seelischen Leben keinen einheitlichen, stätigen Zusammenhang; denn die Sinneseindrücke, die Reproduktionen sind mehr oder weniger zufällig; wo aber eine zusammenhängende Verbindung hergestellt wird, wie vor allem bei logischen Verknüpfungen, ist unsere Auffassung, also die Willensseite wirksam. Die Gefühle sind durch ihren besonderen qualitativen Gehalt an Form und Inhalt der Vorstellungen gebunden und haben also an ihrer unstäten Beschaffenheit teil; als subjektive Reaktion auf Vorstellungen verdanken sie ihr Entstehen und in der Grundform von Lust und Unlust ihre Hauptrichtungen der Willensthätigkeit. Eine relative Selbständigkeit, einen verhältnismäßig geschlossenen Zusammenhang des Lebens verleiht erst die Willenseinheit, während der Besitz an Vorstellungen und Gefühlen nur aus der zufälligen Wechselwirkung mit anderem entsteht und nur einen fließenden Besitz auf Augenblicke darstellt, die sich beständig ablösen. Der Wille ist qualitativ konstant, wechselt nur den Grad seines Wirkens und verleiht daher den Vorstellungen und Gefühlen einheitlichen Zusammenhang.

In der Analyse des seelischen Lebens sind nach Wundt daher Vorstellen und Fühlen nach Möglichkeit auf das Wollen zurückzuführen: alle drei Elemente sind nur in der trennenden Abstraktion geschieden, in Wirklichkeit bildet keines für sich allein einen seelischen Vorgang, eines ergänzt das andere. Sie erlangen in der Wechselwirkung mit der Welt eine verschiedene Bedeutung, aber der gleichartige Grundprozeß auf allen Stufen des seelischen Lebens ist der Trieb, von jenen ursprünglichen äußeren Triebhandlungen an, die durch einen dunklen Sinneseindruck ausgelöst werden und Vorstellung, Gefühl und Willensakt in noch unklarer, unauflösbarer Einheit verbinden, durch alle die Sinneswahr-

nehmungen, Vorstellungsreproduktionen, Triebreaktionen mit weniger oder mehr Impulsivität bis zur apperceptiv-aktiven Einstellung der Objekte des Vorstellens in den Blickpunkt des Bewußtseins, einer Willensaktivität, die Münsterberg (früher Privatdozent in Freiburg im Breisgau, dann in Amerika) mit jahrelang fortgesetzten Versuchen vergebens auf eine physiologische Mechanik herabzudrücken suchte. Die sich berührenden, aber auch die entfernteren Vorstellungen werden durch seelisches Thun verbunden, äußerlich und innerlich-logisch. In ihrem Wettstreit spielt eine hervorragende Rolle der Gefühlswert einer Vorstellung, wie er aus der Gesamtlage, der Gesamthaltung des Bewußtseins hervorgeht; die Entscheidung liegt schließlich in einem Wahlakt, einer Willkürhandlung, der höchsten Stufe des Willens.

Zweiter Teil.

Entfaltung der Elemente des Seelenlebens.

I. Das Erkennen.

---

1. Die psychologischen Elemente des Erkennens in ihrem Sein.

A. Die Arten des Erkennens.

a. Die Anschauung.

Unter Anschauung versteht man im engeren Sinne zweierlei: sowohl die Thätigkeit des Erkennens, mit dem sinnlichen Auge oder durch innere Schauung eine Gestalt oder ein Bild aufzufassen (eigentlich das Anschauen), als das Ergebnis dieser Thätigkeit (das Anschauungsbild). Im weiteren Sinne begreift man darunter Thätigkeit und Ergebnis der Wahrnehmung aller Sinne und ihrer Reproduktion. Der sprachliche Ausdruck für die Arbeit des Gesichtssinns konnte eine so übergreifende, weite Bedeutung annehmen, weil wir durch das Auge die meisten und objektivsten Wahrnehmungen erhalten. Im uneigentlichen Sinne bedeutet Anschauung das sachliche Verständnis überhaupt, offenbar weil die sinnliche Anschauung die erste Quelle aller wirklichen Erkenntnis und in der inneren Vorstellung wirksam ist. Man kann z. B., wenn man eine Uhr, einen Telegraphen zwar in Bewegung sieht, sich aber die Elemente nicht ganz genau im einzelnen vorstellen kann, sagen: ich habe keine Anschauung davon.

Die vollendete Anschauung (als Anschauungsbild) beruht also zwar auf den Elementen, welche die verschiedenen Sinne uns zuführen, aber sie ist ein Ganzes, welches aus der ungeordneten Mannigfaltigkeit der

Sinnesempfindungen das Zusammengehörige in und nach öfterer Beobachtung festhält, sammelt und einigt, z. B. entsteht die Anschauung des Veilchens aus den verschiedenen Empfindungen von Form, Farbe, Geruch und im Unterschied von der Menge anderer Pflanzen, inmitten deren es wächst, und wird so als innerer Vorstellungsbesitz festgehalten. In dieser Verbindung der Empfindungen zu einem einheitlichen Wahrnehmungsbild wird also neben den Eindrücken von außen zugleich eine Thätigkeit der Seele offenbar, die freilich ganz naturgesetzlich und notwendig, ohne bewußte Absicht oder Willkür geschieht. Wir aber entnehmen aus diesen Vorgängen das Recht, unter den Funktionsbegriff der Anschauung die psychologischen Erscheinungen der Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung zusammenzufassen.

aa. Die Empfindung.

Die Welt tritt in unser Bewußtsein ein durch das Thor der Sinne auf dem Weg der Empfindung; diese tritt uns nicht fertig entgegen, daher ist uns ihre Entstehung, Art und Wesen schwer verständlich. Die physiologische Bahn ist das verzweigte System der peripherischen Nerven, die im Rückenmark und Gehirn zusammmenlaufen. Der Reiz eines peripherischen Empfindungsnervs wird zum zentralen Gehirn fortgeleitet. Psychisch betrachtet ist die daraus sich ergebende Empfindung etwas dem mechanischen Prozesse, dem Druck und Stoß des Nervenreizes völlig Ungleichartiges und auch, wie wir näher sehen werden, nicht einfach als seine Folge zu betrachten, sondern zugleich der Ausfluß der einheitlich gestaltenden, mit eigentümlicher Kraft in der Welt sich zurechtfindenden Aktivität des Bewußtseins. Die Umsetzung des Nervenreizes in bewußte Empfindung bedarf einer gewissen Zeit, mindestens eine Zwanzigstels-Sekunde (Helmholtz, Physiologische Zeit, S. 72).

1. Die Einzelempfindungen.

Die sogenannten Innenempfindungen, durch welche der leibliche Organismus uns von seinen Zuständen Kunde giebt, teilt man ein in solche der Gemeinempfindung, die sich nach den verschiedenen Organen lokal abfärbt (vgl. Hunger, Durst, Kitzel), aber auch eine gemeinsame Grundstimmung, das Lebensgefühl, erzeugt, und der Muskelbewegung, welcher man einen besonderen Sinn, den Muskelsinn, zugrunde gelegt hat: er zeigt uns das Maß, das zu jeder Bewegung,

z. B. auch zum Heben eines Gewichtes, einer Last nötig ist, bewirkt die Anmut und Leichtigkeit unserer Bewegungen, die Erhaltung des Gleichgewichts beim Gehen und wirkt insbesondere zur Ausbildung der Raumanschauung und dadurch zur Gewinnung der Erkenntnisse der Außenwelt mit.

Die Außen- oder eigentlichen Sinnesempfindungen geben uns Kunde von der weiteren Außenwelt und zwar auf fünf Wegen, durch den Gesichts-, Gehörs-, Haut-, Geruchs- und Geschmackssinn, hauptsächlich durch die drei erstgenannten, die man daher auch die höheren Sinne nennt, während die zwei letzteren wiederum mehr nur dem animalischen Leben dienen. Auf jedem dieser Wege kommt nur eine bestimmte, von den anderen verschiedene Art von Empfindungen zustande; der Gesichtssinn dient nur den Licht-, der Gehörssinn nur den Schallempfindungen, und zwar hat diese spezifische Verschiedenheit ihren Grund sowohl in dem äußeren Reize als in der Aufnahme durch die betreffenden Organe.

Was die Mechanik des Vorgangs betrifft, so gilt die Gesichtsempfindung, die durch das Auge vermittelt ist, dem Lichte und seinen Brechungen in den verschiedenen Farben, die einerseits durch eine verschiedene Schwingungszahl der Lichtätherwellen verursacht (rot mit 450, violett mit 790 Billionen Schwingungen in der Sekunde bilden die äußersten Grenzen), anderseits durch die sie empfindenden Nervenfasern aufgenommen werden, von denen man dreierlei, vornehmlich, aber nicht ausschließlich für die drei Grundfarben rot, grün, violett aufnahmsfähige Arten anzunehmen pflegt, deren ganze oder teilweise Lähmung bei den sogenannten Farbenblinden das Unterscheidungsvermögen für die Farbe ganz oder teilweise aufheben würde (Young; Helmholtz, Physiologische Optik).

Während das Auge gereizt werden kann durch das Licht, durch Stoß und Druck und durch den elektrischen Strom, ist das Ohr, das Organ des Gehörssinns, nur für den adäquaten Reiz der Schall- oder Luftschwingungen empfänglich, d. h. je nach der Schallart für die ungleichmäßigen, nicht periodischen Luftschwingungen des Geräusches und für die ruhig-gleichmäßigen Töne, die je nach der geometrischen Zahl der Schwingungen (16—38000 in der Sekunde) arithmetisch tiefer oder höher sind und mathematische Harmonieverhältnisse bilden, z. B. bei doppelt so viel Schwingungen in der gleichen Zeit zu einander eine

Oktave, bei 3/2 eine Quinte u. s. w. Man glaubt (ähnlich wie beim Auge) für die einfachen Töne besondere Gehörnervenfasern (Cortische Fasern) aufgefunden zu haben, die je zur Aufnahme der verschiedenen Töne bestimmt sind, und zwar ohne Verschmelzung, wie sie bei den Lichteindrücken stattfindet, da sich das Nacheinander der Zeit für das Ohr schärfer sondert als das Nebeneinander des Auges; daher auch einleuchtendere Überzeugungskraft mit sich führt (Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen).

Organ des Hautsinns sind die Empfindungsnerven, die in den Gefühlswärzchen der Haut enden und hier an den empfindlichsten Stellen (z. B. an innerer Fläche von Hand und Fuß) eigentümliche Tastkörperchen beobachten lassen. Bei Berührung mit wägbaren Stoffen vermitteln sie Druck- oder eigentliche Tastempfindungen (von Rauhem und Glattem, Hartem und Weichem, Festem und Lockerem, Scharfem und Stumpfem u. s. w.), lassen die Druckstärke eines Körpers in einigem Grade messen, vermögen aber allzu nahe nebeneinander einwirkende Hautreize der gleichen Art (Zirkelspitzen) nicht mehr zu unterscheiden (Grenze 1 mm an der Zungenspitze, 66 mm auf dem Rücken). Die Temperaturempfindung von Wärme und Kälte wird durch besondere Nervenenden aufgefaßt, und auch nach der Zerstörung der Tastnerven vermittelt.

Der dem Geruchssinn dienende Geruchsnerv hat seinen Sitz in der Schleimhaut der Nase und wird durch Riechstoffe, die ihm in gasförmigem Zustand zukommen, gereizt, mit großer subjektiver Verschiedenheit, ohne daß die Art und Weise der oft auch mit Tastempfindung verbundenen Reizung näher bekannt oder es möglich wäre, die Geruchsempfindungen zu vergleichen oder auf wenige Geruchsarten zurückzuführen; man pflegt sie vielmehr nach den Gegenständen zu unterscheiden (Rosenduft, Käsegeruch u. s. w.), wie sie denn auch weniger der theoretischen Kenntnis der Außenwelt als vielmehr in vorausgreifendem chemischem Prozeß der Nahrungswahl für das vegetative Leben unmittelbar dienen, ähnlich wie der Geschmackssinn, mit dem sich auch der Geruchssinn (duftiger, würziger Geschmack) und Tastsinn (wässeriger, fettiger, sandiger, mehliger, beißender Geschmack) verbindet. Die ihm dienenden Nerven befinden sich auf der Zungenschleimhaut und dem weichen Gaumen und werden von chemisch verschiedenen flüssigen (oder löslichen festen) Körpern, auch durch den galvanischen Strom gereizt, vielleicht bei spezifisch verschiedener Qualität der Nerven, da derselbe Stoff an verschiedenen

Stellen verschieden schmeckt. Wenn man auch die großen Gruppen süß und sauer, bitter und salzig unterscheidet, so giebt es doch eine Fülle von Zwischenstufen und eine ungemeine Entwickelungsfähigkeit des Geschmackes.

2. Das Zusammenwirken der Empfindungen.

Die Empfindungen sind Erscheinungen vollbewegten psychischen Lebens. Um völlig gewürdigt zu werden, dürfen sie daher nicht für sich allein betrachtet werden. Sie wirken unter sich und mit einem weiteren seelischen Gebiete zusammen; zu ihrem klaren Erfassen hilft z. B. die Erinnerung früherer ähnlicher Vorgänge wesentlich mit. Diese scheinbar so niedere Stufe menschlichen Seelenlebens giebt Zeugnis von der zusammenfassenden, ordnenden, kraftvoll schaffenden seelischen Arbeit mitten in dem mannigfaltigen Chaos der Eindrücke der Außenwelt.

Die Empfindung wird eine zusammengesetzte durch die gegenseitige Wechselwirkung der Sinne: der Haut- oder Tastsinn ergänzt Geruch, Geschmack, Gesicht (vergl. den Blinden), Muskelsinn; das Sehen unterstützt das Hören. Die Lebens- oder Gemeinempfindung ergiebt sich aus den Reizen verschiedener Sinne, insbesondere der vegetativen Organe.

Aber auch die einzelne Empfindung ist nichts Reines, Einfaches, Unzusammengesetztes. Im Unterschied von den verwickelteren Vorgängen des Vorstellungslebens ist man freilich geneigt zu glauben, auf dem Gebiet der Empfindung etwas ganz Klares, Einfaches vor sich zu haben — eine grob äußerliche Betrachtung, ohne Kenntnis feineren Empfindungslebens, und des inneren Zusammenwirken seiner Erscheinungen und nur möglich bei großer Abstraktion.

Daß die Empfindung der einzelnen Sinne selbst zusammengesetzter Natur ist, läßt sich wenigstens an den zwei höchsten Sinnen nachweisen: der Gehörsinn unterscheidet wohl im groben einfache Töne gleicher Höhe von solchen anderer Höhe, aber auch je nach der Tonquelle verschiedene Arten desselben Tones, die sogenannten Klangfarben, bei denen sich mit dem starken Grundton verschiedene schwächere Obertöne mischen. Wenn man auch für den Gesichtssinn drei oder vier einfache Hauptfarben zählt und kurz benennt (gelb, rot, blau, grün), so ist doch schon bei diesen primitivsten Farben die Einfachheit der Empfindung zweifelhaft; jedenfalls geht neben der Farbenempfindung eine farblose Lichtreizung (achro-

matische Irritation) her und verdrängt sie bei allzu starkem Anschwellen oder Abnehmen des Farbenreizes. Sehr starke oder sehr schwache Hautreize lassen unklar, ob sie von Stoß, Druck, Wärme herrühren, während ein mittlerer Reiz eine bestimmte klare Qualität kundthut, also die verursachenden Beiträge der verschiedenen Elemente eher zum Wort kommen läßt.

Wie viel überhaupt für den einheitlichen Charakter und die Unterscheidung der Qualität der Empfindungen auf die auffassende, zusammenfassende Thätigkeit unseres Bewußtseins ankommt, zeigt die physiologische Beobachtung, daß die Veränderung im Nervenzustande, welche der Sinnenreiz bewirkt, in pulsierenden Stößen vor sich geht, während die Empfindung selbst nichts von einem derartigen Schwingen durch Zeitmomente weiß, daß ferner der Bau und die Wirkungsart der verschiedenen Sinnesnervenbahnen einander völlig zu gleichen scheinen.

Eine darwinistische Erklärung weist darauf hin, daß die niederen Organismen noch nicht unsere Mannigfaltigkeit von Sinnesorganen haben, und nimmt an, die verschiedenen Sinnesorgane hätten sich nach und nach aus der Hautbedeckung entwickelt und die Einzelempfindungen entstünden heute noch durch Vereinigung elementarerer Empfindungen, seien also etwas sehr Zusammengesetztes, entsprechend der zusammenfassenden, „synthetischen" Thätigkeit unseres Bewußtseins überhaupt.

Allein so hoch wir die letztere anschlagen, so scheint doch der Verschiedenheit der objektiv herantretenden Reize eine Verschiedenheit, wenn auch nicht der Nervenbahnen, so doch der subjektiven Nervenempfindung von Haus aus zu entsprechen: durchschneidet man einen Nerv und reizt dann sein bloßgelegtes neues Ende mechanisch, so erhält man nicht eine Druckempfindung, sondern die spezifische Empfindung des betreffenden Sinnes, also z. B. beim Sehnerv eine Lichtempfindung. Dies hat zu der freilich nicht unbestrittenen Lehre von der sogenannten spezifischen Energie der Sinne geführt. Auf die zweifelhaften Erfahrungen mit besonderen Nervenzuständen z. B. die Erzählungen, Magnetisierte hätten mit der Herzgrube gelesen, ist kein Gewicht zu legen. Übrigens dürfte man hier wie auch bei der spezifischen Energie an die Übergewalt der zentralen Funktionen erinnern. Für sie liefert auch Laura Bridgman, geboren 1829 zu Hannover in New-Hampshire in Amerika, ein Beispiel: obwohl sie im zweiten Lebensjahre Gesicht, Gehör und Geruch

und teilweise auch den Geschmack verlor und nur den Tastsinn besaß, hat sie doch eine hohe geistige Bildung sich angeeignet.

Was die Stellung der Empfindungen im ganzen der seelischen Erscheinungen betrifft, so erhebt sich die Frage: kommt den Einzelempfindungen ein selbständiges, freies Bestehen und Wirken zu? Das Gesetz der Trägheit, das auch auf psychisches Gebiet übergreift, läßt die Sinnesreize nicht frei walten; ihr Auftreten und ihr Aufhören geht langsamer vor sich, als sie selbst nach ihrer theoretischen Größe erwarten lassen; ihre Wirksamkeit richtet sich nicht nur nach ihrer eigenen Stärke, sondern auch nach der Empfänglichkeit der psychischen Organe, in welchen die früheren Eindrücke nachwirken und überhaupt die Fassungskraft eine beschränkte ist. Das mathematisch Größte und Kleinste ist nicht mehr wahrnehmbar: der Tastsinn unterscheidet noch 0,001 Sekunde am Zahnrad, das Ohr 0,002 Sekunde von elektrischem Knall; viel langsamer schreitet das Auge vorwärts. Für gegensätzlich neuauftretende Reize ist man empfindlich z. B. in Dunkelheit für Licht, in Kälte für Wärme; gegen gleichmäßig anhaltende Reize wird die Empfindung stumpf, z. B. gegen den Druck der Luft; ein großer Reiz verdrängt einen kleinen, z. B. bei Schmerzen; vorhandene Reize wirken nach, z. B. läßt sich der Flug eines verschwindenden Vogels für den, der ihn früher gesehen, beobachten, wenn neue Zuschauer nichts mehr entdecken; Aufmerksamkeit, Übung, Gewöhnung steigern das Unterscheidungsvermögen, daher vernimmt der Wilde das schwache Geräusch der fernen Feinde. — Ist der Gradunterschied oder Gegensatz aufeinanderfolgender Reize klein, so behauptet sich der frühere leichter, und der neue hat mehr Mühe, ins Bewußtsein zu gelangen oder, wie man sagt, die Schwelle des Bewußtseins zu übersteigen. Wenn man zu einem Lot in der Hand ein weiteres fügt, merkt man die Gewichtszunahme wohl, nicht aber, wenn man es zu einem Zentner legt. Neu auftretende Reize müssen einen bestimmten Stärkegrad besitzen, um bewußt zu werden, um die „Reizschwelle“ zu übersteigen, z. B. muß der Druck auf die Stirnhaut mindestens 0,002 g Gewichtsstärke haben. Fechners Experimente auf dem Gebiet der Sinnesphysiologie bestätigten und zeigten genauer die Tragweite des sogenannten Weberschen Gesetzes: die Stärke der Empfindungen wächst nicht mit der absoluten Stärke des Reizes, sondern richtet sich auch nach dem Verhältnis zu den schon vorhandenen Reizen. Je stärker der frühere Reiz ist, um so mehr muß

der neue anwachsen, damit er sich geltend mache; der Reiz muß geradezu in geometrischer Progression steigen, damit die Empfindung in arithmetischer zunehme. Doch ist es sehr schwer, das völlige Zutreffen dieser Regel festzustellen; am ehesten gelingt es bei Reizen von mittlerer Stärke, während ein Unterschied von allzu starken und allzu schwachen Reizen uns an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit trifft.

Das Verhältnis zu anderen Empfindungen kommt nicht nur für den Bestand, sondern auch für die Qualität der Empfindung in Betracht. Die Qualität der Empfindung ist insbesondere abhängig vom Kontrast, vom Gegensatz zu Reizen, die unmittelbar vorher da waren oder gleichzeitig auftreten, z. B. ein kaum geheiztes Zimmer erscheint dem, der aus Frostkälte hereintritt, als erwärmt; ein Zimmer mit zwölf Grad Wärme dem, der aus einem Raum mit 18 Grad kommt, als frostig. Nach ermüdendem Bergaufstieg wird uns das Wandern auf der Höhe leichter als sonst. Das gewohnte Geklapper der Mühle stört uns nicht, wohl aber sein plötzlicher Stillstand. Die einzelnen Farben lassen sich nicht für sich allein, sondern nur neben anderen schärfer auffassen, namentlich neben ihren sogenannten Komplementärfarben, d. h. denen, mit welchen sie sich zu grau oder weiß paaren (z. B. schwarz und weiß), und ändern sich stets je nach der Farbe, mit der sie zusammen sind; daher ist die Art der Farbe nie eigentlich rein, sondern stets nur relativ. Auch die Töne werden deutlicher in der Vergleichung empfunden, anders aber nach einigen, je nachdem man auf der Tonleiter auf- oder absteigt.

Die Wirkungen des Gegensatzes unter den Empfindungen offenbaren nur besonders deutlich, was bis zu einem gewissen Grade bei jeder Empfindung statthat: Abhängigkeit von anderen Empfindungen, gegenseitige Beziehung, Wechselwirkung. Dabei beeinflussen gleichzeitige Reize einander stärker und werden daher schwerer unterschieden, während aufeinanderfolgende in ihrem Unterschied schärfer empfunden werden. — Successive Beziehung, Zusammenfassung, Synthese ist freilich nur möglich, wenn schon auf der Stufe der Empfindung ein Bewahren, ein Festhalten des Früheren im Vergleich mit dem Gegenwärtigen, also Erinnerung stattfindet.

Ein Zusammenwirken ist insbesondere auf dem weiten Gebiet der Bewegungsempfindungen zu beobachten. Man pflegt sie genauer zu trennen in Muskelempfindung — Kunde von dem Zustand eines

5*

Muskels, seiner Anspannung, seiner Müdigkeit — und in Kraftempfindung, durch welche wir der Kraftanstrengung bewußt werden, die eine Bewegung erfordert. Bewegung und also auch Bewegungsempfindung kommt nämlich allen anderen Gebieten von Empfindung zuhilfe: um zu sehen und zu hören, bewegen wir den Kopf, und ähnlich wie das Auge sich zu größerer Konkavität zusammenzieht, ebenso spannt sich das Trommelfell, um besser zu hören; das Auge dreht sich dem Gegenstande zu, bis er auf die Stelle des deutlichsten Sehens, den sogenannten gelben Fleck, fällt; dem Riechgegenstand wendet man die Nase zu und zieht seine Luft ein; zum Schmecken bewegt sich Zunge und Zungenpartie. Die Tastempfindung ist am mangelhaftesten auf ruhiger Brust und Rücken, am schärfsten an den beweglichsten Körperteilen, den Fingern, Zehen, Mund und Zunge. Die Träger der beweglichsten Sinne, das Auge und die Extremitäten, helfen dem Menschen am meisten, sich in der Welt zurechtzufinden, letztere namentlich schon vor der Zeit bewußten Lebens.

So zeigt sich denn, daß wir nicht der stille, thatlose Schauplatz der Eindrücke der Außenwelt sind, sondern uns nach ihnen wenden, auf sie einrichten, sie nach unseren Bedürfnissen zweckentsprechend aussuchen. Das geschieht in willkürlicher Thätigkeit wie in unwillkürlicher Reflexbewegung. Die Arbeit der Sinne wird unterstützt durch unsere subjektive Aufmerksamkeit. Die aufmerksame, willkürliche Hinwendung zu einem Gegenstand macht uns aufnahmsfähig und zeigt unabhängige Erhabenheit über augenblicklich einwirkende Reize. Wenn unter der Mannigfaltigkeit von Eindrücken ein einzelner ausgewählt und zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gemacht wird, so offenbart sich hier die ausschlaggebende, einheitlich gestaltende Kraft des Bewußtseins auch auf dem Gebiet niederen Sinnenlebens. Man darf daher dabei nicht mit Kant zwischen Stoff und Form der Empfindung in der Weise unterscheiden, als ob jener durch die Erfahrung nachträglich (= a posteriori) gegeben, diese eine von vornherein (= a priori) im Bewußtsein angelegte Verbindungsweise wäre; denn auch der Stoff ist nicht ungeformt, sondern wird erst vom Bewußtsein zurechtgelegt, wenn auch nicht in klarabsichtlichem Vorgehen.

Vgl. Fechner, Elemente der Psychophysik 1860; Weber, Artikel „Tastsinn" in Wagners Handwörterbuch der Physiologie 1842—53; Höffding, Psychologie 1887.

3. Hygienisch-pädagogische Bemerkungen.

1. Die Hygiene, die von Herbart und Waitz aus der Pädagogik verbannt wurde, darf in der Zeit der Psychophysik erhöhte Bedeutung beanspruchen. Mens sana in corpore sano, d. h. nur im gesunden Leibe ein gesunder Geist. Insbesondere aber in der Jugend ist die Thätigkeit des Geistes sehr vom körperlichen Befinden abhängig. Man hat durch unzweckmäßig frühzeitigen, übermäßigen und einseitig theoretischen Unterricht viel an der Jugend gesündigt. Man hat über der Schulung des Gehirns die Pflege des Leibes zu lange vernachlässigt. Es ist ausgerechnet, also mit beweisenden Zahlen statistisch festgestellt worden, daß unter den zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigten, namentlich den Studierenden, unverhältnismäßig mehr körperlich Untaugliche, und zwar nicht von Haus aus Krüppelhafte, sondern in der Wachstumsperiode an Knochen- und Muskelbau und Sinnesschärfe (Kurzsichtigkeit) Zurückgebliebene waren als unter den Dreijährigen. Bedenkt man, daß die Einjährigen meist den wohlhabenderen Klassen angehören, in welchen die thatsächlich kräftigere Ernährung und bessere Wohnung und Kleidung ein besseres Ergebnis erwarten lassen sollte, so müssen hier schwere Versäumnisse in der Erziehung gemacht werden, welche die Aufmerksamkeit jedes Pädagogen in allererster Linie verdienen. Nach den Musterungsergebnissen des Königreichs Preußen samt Hessen in den fünf Jahren 1877—81 kamen auf je 100 Pflichtige abgerundet:

	völlig und bedingt tauglich	zeitlich untauglich	dauernd untauglich
Einjährige	45	33	22
Dreijährige	62	18	20

Die Einjährigen zeigen also in allen Rubriken ein wahrhaft klägliches Bild; verhältnismäßig am besten kommen sie weg in Hinsicht auf dauernde Untauglichkeit, da hier angeborene Mißstände und Schädigungen durch den schwereren Beruf z. B. Verletzungen, Arm- und Beinbrüche gerade auch in den anderen Ständen bedeutend ins Gewicht fallen. Zeitlich untauglich aber sind beinahe doppelt so viele Einjährige als Dreijährige. Diese Zahlen erheben eine furchtbare Anklage gegen die höheren Stände (Wilhelm Preyer, Biologische Zeitfragen, 2. Auflage, Berlin 1889, S. 104).

2. Alle Erzieher, vor allem die Schule, haben daher der Gesundheitspflege der Jugend die hingebendste, dauerndste Aufmerksamkeit zu schenken. Vor allen künstlichen Treibhauspflanzen des in seinem Werte oft so fraglichen Wissens ist dafür zu sorgen, daß Herzthätigkeit und Blutbewegung, Atmung und Wärmebildung, Ernährung und Wachstum, Muskelbewegung und Sinnesthätigkeit recht gepflegt werde. Durch vieles Sitzen in schlechtgelüfteten Schulräumen wird all das geschädigt

und eine bedenkliche Nervosität wachgerufen, jenes Hauptübel unserer Zeit, das in der angeführten Statistik nicht einmal zum Ausdruck kommt. Schüler bis zu zwölf Jahren sollten höchstens eine Stunde lang sitzen; dann sollte der Unterricht eine Viertelstunde unterbrochen werden und zwar mit Bewegung im Freien, zu der der Lehrer alle anzutreiben und persönlich zu leiten hat. Das ist keine verlorene Zeit, sie kommt dem Unterricht reichlich zu gut. Überhaupt sollten Turnstunden, Freispiele, Freiübungen, Wanderungen im Freien in größerer Zahl eingeschaltet werden. Gesundheitlich viel dienlicher als die neuerdings aufkommenden mehrtägigen Ausflüge wäre eine Verteilung des Zeitaufwandes, der durch Strapazen und Unregelmäßigkeit im Essen und Trinken manchmal nur schädigt, auf eine Reihe kürzerer, der Beobachtung der Natur im Kleinen dienender Wanderungen. Zweckmäßig ist auch, wenn im Stundenplan geistig anstrengendere Fächer mit mechanischen Übungen wie Singen, Schreiben, Zeichnen passend abwechseln.

3. An die Schulgebäude sind erhöhte gesundheitliche Anforderungen zu stellen, namentlich sind sie nicht mitten in das Häusergewirr der Wohnorte zu setzen und nicht zu Riesenkasernen auszubauen, sondern in kleinerem Umfang im Freien, umgeben von Spiel- und Rasenplätzen aufzuführen, damit sie von gesunder, frischer Luft durchströmt seien und die Möglichkeit reichlicher Bewegung der Schüler bieten. Wie völlig verfehlt sind in dieser vornehmsten Hinsicht, namentlich in unseren großen Städten, die Schulpaläste, auf die man Millionen zu verwenden pflegt!

4. Nachdem das bedenkliche Musterungsergebnis der Einjährigen die Schäden der gelehrten Bildung, die sich insbesondere in den früheren Schuljahren auf die noch so bildsame Konstitution geltend machen, gezeigt hat, fragt sich, ob nicht auch aus diesem Grunde die in sozialer Hinsicht so heilsame Einheitsschule anzustreben ist, welche den Kindern aller Stände bis zum zehnten oder zwölften Jahre eine gemeinsame, einheitliche Vorbildung in den Grundfächern geben soll.

5. Das Elternhaus hat mit der Schule in Pflege der leiblichen Entwickelung der Kinder Hand in Hand zu gehen: den Kindern reichlichen Genuß freier Luft, Wanderungen in der Natur, die die Sinne öffnen, langen Schlaf zu verschaffen, sie mit Privatstunden nicht zu überbürden und von den gesellschaftlichen Genüssen, welche für die Erwachsenen bestimmt sind und in den Unerwachsenen nur frühzeitige und darum schädliche Bedürfnisse wecken, fernzuhalten.

6. Die Ausbildung der Sinne, der Thore, durch welche uns alles Wissen zuerst zukommt, ist zu fördern. Die Einseitigkeit des Buchlernens mit seinem Wort- und Gedächtniskram, die Unnatur, nur mit Worten und Begriffen im Unterricht zu hantieren, stören die gesunde Entwickelung und die Arbeit der Sinne und machen unfähig, anderes zu sehen und zu würdigen als Wörter und Buchstaben, die auch die innere Anschauung füllen: nichts als graue Theorie statt des Lebens goldnem Baum. Und

wie viel frischer, lebensvoller, fruchtbarer wird der Unterricht durch die Sinne! Ein Organ, das nicht gehörig fungiert, kann sich auch nicht in der rechten Weise bilden. Daher sagt Preyer (a. a. O. S. 57): „Die Schule hat die Aufgabe, die Sinne zu erziehen, Farben und Helligkeiten, Töne von ungleicher Stärke und Höhe, auch Geräusche, besonders die Sprachlaute, ebenso methodisch den Schülern zur häufigen Übung im Vergleichen zu bieten, wie ungleiche Temperaturen und Gerüche und Tasteindrücke. Naturkörper, Mineralien, Pflanzen, Tiere müssen zur eigenen Betrachtung vorgelegt, auf Ausflügen und Turnfahrten mit dem Lehrer gefunden und gesammelt, dabei auch die Witterung und Bodenverhältnisse, die durch den Menschen veränderten und die natürlichen, beachtet werden. Dadurch lernt der Knabe unterscheiden, und wenn er gut unterscheidet, dann kann er selbständig urteilen, dann meint er nicht bloß, sondern ist überzeugt und tritt für seine Überzeugung ein. Darin liegt schon viel von dem charakterbildenden Werte des naturwissenschaftlichen Unterrichts."

Kant sagt: „Begriffe ohne Anschauungen sind blind." Sorge also für Offenheit der Sinne: was uns durch die Sinne zukommt, ist das Erste und Grundlegende aller Erkenntnis, der Stoff für alle weitere geistige Arbeit, der ihr Klarheit und sichere, feste Dauer verleiht.

7. Für die Erkenntnis der Welt sind unter den Sinnen von der hervorragendsten Wichtigkeit Gesicht und Gehör, welche uns das weite, mannigfaltige, bedeutende Reich von Form, Farbe und Schall zuführen. Das Ohr vernimmt die Laute und darin die Gefühle und Triebe der Menschen und Tiere; das Ohr versteht die Sprache und darin die geistigen Bewegungen im Innern der redenden Menschen, insbesondere auch in Wort und Ton die zarteren Regungen des Gemütes; das Ohr hört die Wohlordnung des Nacheinanders, scheint im Gebiet der Klänge die innere Seele der Dinge innig aufnehmen zu können und wird daher der tiefste Sinn genannt. Während aber das Ohr an das zeitliche Nacheinander und Nachundnach gebunden bleibt, überschaut das Auge mit schnellem Blick eine größere Mannigfaltigkeit im breiten Raume und reicht mit weitem Blick viel ferner, ja in unendliche Ferne. Das Auge erfreut sich an der Schönheit der Schöpfung und der Gebilde aus Menschenhand und hilft in umsichtiger Schau dem Werke des Menschen. Auch die heilige Urkunde 1 Mos. 1, 31 sagt: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut." Aber auch für die Kenntnis der geistigen Güter des Menschen ist das Auge wichtiger als das Ohr, da die Sprache seit Jahrtausenden in den Schriftwerken niedergelegt ist und heute mehr denn je niedergelegt wird. Daher kann das Auge der reichste Sinn genannt werden. Dazu kommt, daß dieser objektivste Sinn auch in das Innere der Erkenntnis hineinreicht: was wir uns recht klar machen wollen, müssen wir uns innerlich anschaulich vorstellen.

bb. Die Wahrnehmung.

1. Begriff. Wenn sich der mehr oder weniger undeutliche Sinneseindruck zur klaren Anschauung erhebt, kommt es zur eigentlichen Wahrnehmung. Die einfache, reine Empfindung hat zunächst etwas Verschwommenes. Das Sehen der Umgebung, des Zimmers, der Personen giebt dem Kinde zuerst einen allgemeinen, rohen Eindruck; das Wahrnehmen muß erst gelernt werden, z. B. die räumliche Perspektive, wie sich bei operierten Blindgeborenen zeigt, die keinen Blick für die Tiefe des Raumes haben. Es mag dem Kinde gehen wie dem Erwachenden, der seine Umgebung nicht gleich klar erfassen kann und sie erst allmählich erkennt und wiedererkennt. Das Wiedererkennen, also das innere Wiederauftauchen, die Erinnerung spielt in dem Gang von der Empfindung zur Wahrnehmung eine wichtige Rolle.

Wenn sich in unserem Bewußtsein ein Eindruck an den anderen reihte, so gäbe das ein buntes Chaos ohne Verständnis und Erkenntnis. In unserem endlich beschränkten Kreis von Erfahrungen aber wiederholen sich die Eindrücke stets. Und wie sich auf dem Gebiete des organischen Lebens bei Wiederholung die Vorgänge leichter abwickeln, z. B. Ernährung und Muskelleistung, so scheinen auch in der psychophysischen Sphäre die Bahnen fahrbarer, ausgeschliffener zu werden, je öfter man sie begeht. Man hat mit Zahlen berechnet, um wie viel schneller wiederholte Reize ins Bewußtsein aufgenommen werden oder wie sehr sich die physiologische Unterscheidungszeit verringert, d. h. wenn z. B. ein im Dunklen befindlicher Beobachter einen Funken sieht und ein Zeichen giebt, der Unterschied zwischen der Zeit, da der Funke wirklich erscheint und da er das Zeichen giebt. Bei Reizen des Gesichts, Gehörs und Tastsinns pflegt die physiologische Zeit fast 0,2 Sekunden zu betragen, bei Wiederholung aber verkleinert sie sich und sinkt bei förmlicher Erwartung des Reizes auf die Hälfte, auf 0,1 und weniger.

Die Einübung ist aber nicht eine nur äußerlich, formal mechanische, sondern führt zu einer inhaltlichen Klärung, Schärfung, Vertiefung. Jede neue, wiederholte Empfindung kann die Erfahrung der früheren verwerten und giebt ihrerseits einen Beitrag zum Verständnis des Reizes ab, der neue Eindruck verschmilzt mit dem alten, der aus Anlaß des neuen reproduziert und wiedererkannt wird, unbewußt und unwillkürlich. Der Gegenstand kann nicht das erste Mal gleich nach allen seinen Seiten,

Eigenschaften und Beziehungen klar erfaßt und in den Kreis der Erfahrungen einheitlich eingeordnet werden, dazu bedarf es der öfteren Empfindung. Wer ein Kind im ersten Lebensjahre beobachtet, kann sich überzeugen, wie viele zahllose, stille Stunden es auf das Betrachten und Betasten seiner Finger oder eines kleinen Spielzeugs verwendet, offenbar um über die Beschaffenheit ins reine zu kommen, um die Empfindung zur klaren Anschauung zu erheben. Ähnlich ergeht es den Erwachsenen: das öftere Anhören gleicher oder ähnlicher Tonreihen ruft unbewußt die Erinnerung an früheres Hören wach, befestigt sie, weckt und schärft aber zugleich die Unterscheidungsfähigkeit. Auch die Wiederholung einer Gedankenreihe macht das Einzelne klarer, übersichtlicher. Das wiederholte Lesen eines guten Buches fördert das Verständnis.

Ein Kind also, das zum zweiten- und wiederholtenmal die Gesichtsempfindung eines neuen Buchstabens hat, erkennt ihn mit Hilfe des Wiederauftauchens der früher gehabten Empfindungsvorstellung als solchen wieder, gewinnt und befestigt ihn sicherer im Bewußtsein, womöglich mit dem zugehörigen Laut, mit welchem Ohr und Mund das Auge unterstützen, und unterscheidet ihn klarer von ähnlichen Buchstaben. Ohne Zusammenarbeiten mit der Wiederholung keine eigentliche Aufnahme in Bewußtsein und Verständnis; erst mit ihr gewinnen die Empfindungen im Bewußtsein Halt und Bestand, Klarheit und Ordnung und werden zum Range klarer W a h r n e h m u n g erhoben, eines Begriffes also, der sich nicht nur auf die Einordnung in Raum und Zeit bezieht, wie Preyer will, sondern auf der Klärung aller Verhältnisse, auch der übrigen Merkmale bei den verschiedenen Sinnen.

2. P ä d a g o g i s c h e B e m e r k u n g e n. 1. Eine wirre Mannigfaltigkeit von Anschauungen kann nur ermüden, aber nicht belehren. Nur deutliche und klare A n s c h a u u n g e n sind wertvoll, da sie allein die Erkenntnis wirklich bereichern und dauernd haften.

2. Aus der Vielheit von herandringenden Reizen gilt es daher, die bemerkenswertesten scharf herauszuheben und zur ausschließlichen Geltung zu bringen, um genau zu sehen und deutlich zu hören.

3. Hierzu dient nicht nur die objektive Stärke der Reize, sondern vor allem die subjektive Dynamik der Aufmerksamkeit, die Erweckung von psychischer Lust und eigener Leistung und die Benutzung und Förderung von Liebhabereien, wobei sowohl das gewohnte Alte, in anziehend neuer Beleuchtung dargeboten, wegen der Leichtigkeit des psychischen Prozesses fesseln und fördern kann, als auch zu der Abwehr von drohender Er-

müdung und Abstumpfung neue, namentlich kontrastierende Reize, die durch den Gegensatz einander hervorheben, zur Erfrischung der Aufnahme darzubieten sind. Näheres hierüber in den folgenden Abschnitten 2. 3. über Gang und Kräfte der Erkenntnis.

4. Je genauer und eingehender aber die Gegenstände bearbeitet, je umfassender, allseitiger ihre Verhältnisse betrachtet werden, je vollkommener also die Anschauung wird, um so größere Klarheit wird sie gewähren, mit um so größerer Freudigkeit wird sie aufgenommen werden.

5. Gerade bei der sinnlichen Anschauung und durch sie, für welche die Organe in jedem, auch dem schwächer Begabten bereit zu liegen pflegen, angeborene Gebrechen abgerechnet, ist es möglich, die Fähigkeiten der Schüler zur Selbstthätigkeit aufzurufen und einen allgemeinen, leichten, sicheren Fortschritt zu erzielen.

6. Die Vorzüge des sinnlichen Anschauungsunterrichts in den Naturwissenschaften hebt Preyer mit folgenden Sätzen hervor, indem er je das Gegenteil vom altsprachlichen Unterricht aussagt (a. a. O S. 130): „Er nötigt zur Übung der Sinne, weil er anschaulich ist; begünstigt die Übung der Hände und die Geschicklichkeit; bildet die Kausalitätsfunktion aus, weil er Ursachen und Wirkungen klar legt; schont das Gedächtnis, nährt die Lust am Lernen und macht die Pflichterfüllung zur Freude, weil dem jungen Gehirn das Anschauliche entspricht; nötigt zur Gewinnung eigener Überzeugungen durch selbständige, auf eigenen Wahrnehmungen beruhende einfache Denkübungen und wirkt dadurch charakterbildend; lehrt sehr viel Brauchbares für das praktische Leben; hebt die ideale Weltanschauung, weil er zeigt, wie der Geist die Materie beherrschen lernt; erfordert häufigen Aufenthalt im Freien und erfrischt dadurch, lehrt die Gegenwart kennen und richtet den Sinn auf das Wirkliche; erleichtert die Erlernung der Muttersprache durch die Nötigung, Wahrgenommenes selbständig darzustellen; führt zur Würdigung der Thatsachen und der Arbeiten auf allen Gebieten, unterdrückt das Phrasentum; bereitet zu allen Berufsarten vor, weil in allen der gesunde Menschenverstand notwendig ist und dieser vorzugsweise ausgebildet wird; leistet im Verhältnis zur aufgewendeten Zeit mehr als irgendein anderer Unterricht wegen gleichzeitiger Ausbildung des Beobachtungs- und Denkvermögens; erleichtert selbständige gründliche Behandlung wissenschaftlicher und praktischer Aufgaben."

cc. Die Vorstellung.

1. Begriff. Das Gesetz der Trägheit oder der Beharrung, kraft dessen die Körper in der Ruhe oder Bewegung, in der sie sich befinden, verbleiben, oder wenn man auf ein höheres Gesetz zurückgreifen will, das der Erhaltung der Kraft, welche als potentielle Energie in einem bestimmten Zustand des Gleichgewichts sich kundthut, findet seine Analogie auf dem

Gebiete der Empfindungen, die ja an die physische Unterlage des Nervensystems gebunden sind: sie haben die Neigung, im innerlichen Bewußtsein, in der Welt des Denkens im weitesten Sinn des Wortes zu verharren, obwohl sie unter die Schwelle des hellen Bewußtseins hinabsinken, sie werden, wie der Wortlaut so schön sagt, innerlich in der „Erinnerung", denkend im „Gedächtnis" aufbewahrt und, wenn auch zeitweilig zurückgedrängt, wieder erzeugt oder reproduziert, immerhin nicht in der gleichen ursprünglichen Frische. Während das der Empfindung unmittelbar folgende Nachbild noch die lebhaften, untilgbaren Farben des ersten Eindruckes trägt, wird das Erinnerungsbild um so dunkler, verschwommener, auch leichter verändert, je längere Zeit seit der ersten Empfindung verstrichen ist, je mehr neue, andere Eindrücke herzugekommen sind. Selbst von den Gesichtszügen eines wohlbekannten Menschen ist es uns nach längerer zeitlicher Entfernung schwer möglich, ein ganz klares Bild zu gewinnen, am ehesten gelingt dies einem malerischen Talente oder in den Stunden lebhaft aufwallender Erinnerungsgefühle. Im Unterschiede von der äußeren Anschauung können wir dieses Innerliche und zwar nicht nur für Gesichtsempfindungen, da man auch von Tonanschauungen u. s. w. spricht, innere Anschauung und im Unterschied von der unmittelbaren äußeren Gegenständlichkeit der Empfindung (innere) Vorstellung nennen. Zur Vorstellung wird also die Empfindung, wenn sie sich in der Seele niedergeschlagen hat und reproduziert wird. „Die geistigen Bilder, welche von der Empfindung in der Seele zurückbleiben, nachdem der die Empfindung veranlassende äußere Reiz zu wirken aufgehört hat, nennen wir Vorstellung" (Lotze). Vorstellung ist allerdings zu einem weiteren Begriff geworden; man spricht auch von Vorstellungen in Beziehung auf Begriffe, Gefühle, Entschlüsse und nennt Vorstellungen im eigentlichen Sinn alle die freieren inneren Erkenntnisgebilde, welche das Gebundensein an die sinnliche Empfindung abgelegt haben.

2. Die freie Vorstellung. Das klarere Erinnerungsbild erscheint als eine Folge des Gesetzes der Übung, dessen Wirkungen wir bei Wiederholung der Empfindung zu erkennen glaubten in Erleichterung, Klärung, Schärfung und Erhebung zur Wahrnehmung. Eine wiedergekehrte Empfindung, die auf der Stufe der klaren Wahrnehmung angelangt ist, wird zu einem bleibenderen Besitz unseres Erkenntnisvermögens

und wird, ob sie auch in den Hintergrund gedrängt worden ist, wieder auftauchen, zunächst allerdings infolge sinnlicher Eindrücke und mehr noch gebunden an diese, z. B. tauchen beim Anblick eines Apfels neben dem unmittelbaren Eindruck auf das Auge auch die anderen köstlichen Eigenschaften der schönen Frucht in unserer Erinnerung auf. Eine höhere Stufe der Geläufigkeit ist aber das Auftreten des Erinnerungsbildes, seine beliebige Verwendung im Kreise unserer Gedanken, auch ohne daß gerade eine sinnliche Erfahrung hierzu den unmittelbaren Anlaß giebt. So wird die Wahrnehmung zu einer ihrer sinnlichen Färbung mehr oder weniger entkleideten, unabhängigen, freien Vorstellung, der Vorstellung im eigentlichen Sinn. Es entsteht ein selbständiger Vorstellungskreis, der den augenblicklichen Reizen der Sinne unabhängig gegenübersteht. Die gesamte Welt der Erfahrung geht auf solche Weise in die innere Welt des Denkens ein. Dies ganze Gebiet der Erinnerung ist ein Besitz, der unseren Geist mit immer größerem Reichtum erfüllt und ihm ein Leben, Arbeiten in seiner eigenen inneren Vorstellungswelt gestattet. In der Sprache legen wir den Schatz unserer Vorstellungen nieder. Beim Lesen eines Buches denken wir nicht mehr an die Form der Buchstaben und Worte, wir verarbeiten die Gedanken und führen so mitten im Wahrnehmungsleben, zugleich noch auf der tierischen Stufe der Empfindung, ein Gedankenleben des Geistes. Wir können uns dessen nie ganz entschlagen: wir mögen bei einem Musikstück ganz Ohr sein, bei einem Gang ins Freie uns völlig der Betrachtung der Natur hingeben, doch tauchen Erinnerungen anderer Art auf, Vorstellungsreihen der inneren Welt werden erweckt, die uns ihrerseits in Anspruch nehmen. Je mehr wir der Welt der Vorstellungen zugekehrt sind, um so weniger sind wir für die Welt der Empfindungen oder Wahrnehmungen offen und umgekehrt. Zwischen beiden Gebieten beobachten wir also ein umgekehrtes Verhältnis. Wir verhalten uns verschieden nach Lebensalter, Anlagen, Bildung, augenblicklichen Neigungen; das Kind, der Ungebildete führen mehr ein Leben der Sinne; der Gelehrte, der Denker mehr ein Leben der Gedanken. Der Maler, Musiker, Dichter ist mehr der Welt der äußeren Anschauung zugewendet, ohne aber kindlich abhängig von ihr zu sein, er verarbeitet die Eindrücke in der verklärenden Reproduktion der inneren Anschauung. Man nennt die Erinnerung auch reproduktive Einbildungskraft und unterscheidet von ihr die produktive oder die Phantasie. Jene läßt die Vorstellungen mehr in den Bestimmtheiten

von Raum und Zeit, wie sie die Erfahrung dargeboten hat, bewahrt auch wohl eine Erinnerung daran, während die Phantasie nicht in der Ordnung der wirklichen Wahrnehmung bleibt, sondern die Ordnung der Gruppen nach Belieben ändert.

3. Wie unterscheidet sich nun aber die eigentliche, äußere sinnliche Anschauung von der inneren, die Empfindung von dem Erinnerungsbild? Woran kann man merken, daß diese nicht einen gegenwärtigen Gegenstand zur Ursache hat? Man darf nicht ohne weiteres sagen: an dem letzteren; denn der Gegenstand ist an sich in beiden Fällen der gleiche; inhaltlich haben wir jedesmal die gleichen Merkmale. — Ist vielleicht ein Unterschied der Stärke der Merkmale vorhanden? Es scheint so, wenn man sich erinnert, daß die Vorstellung gewöhnlich die gleiche Intensität zeigt, ob man sich an einen nahen Kanonenschuß oder an einen schwachen, fernen Glockenklang erinnert, während die unmittelbare Empfindung beider Töne gar verschieden ist; doch kann nicht geleugnet werden, daß man auch in einzelnen Augenblicken hochgradiger Nervenerregung förmlich die Kanonen schießen und den Donner rollen hören kann. Auch die Erinnerung an Qual kann Weh verursachen. Wie kann die leicht begeisterte Jugend in lebhaften Erinnerungen schwelgen! Also je nach der Verfassung unseres Bewußtseins können recht lebhafte Nachbilder auftreten, während es anderseits gar schwache sinnliche Empfindungen giebt. Auch pflegt bei einer wirklichen Empfindung, die ja nicht immer alle Seiten des Gegenstandes zu umfassen vermag, eine Reihe von Merkmalen aus der Erinnerung ergänzt und hierdurch ein Gesamtbild hervorgerufen zu werden, welches in keinem Teile der Wirklichkeit etwas nachgiebt.

Wenn nun der Unterschied nicht im objektiven Dasein, nicht in der Stärke oder Eigentümlichkeit der Merkmale liegt, so ist er nur im Subjekt zu suchen. Auch hier ist die Ursache nicht, daß wir durch die Kritik unendlich vieler Erfahrungen, durch manchen harten Stoß belehrt werden, die eigenen Vorstellungen nicht für objektiv zu halten, denn, soviel solche Erfahrung auch leisten mag, wir wären dann doch noch vielfach auf die Belehrung des einzelnen Falles angewiesen, während wir uns thatsächlich einer unfehlbaren Sicherheit des Urteils erfreuen. Mit der Verursachung beider, der Empfindung und der Erinnerung, verhält es sich vielmehr so: wenn auch die Reproduktion nicht als rein spontane Thätigkeit, die

Empfindung nicht als rein passive bezeichnet werden kann, so ist doch das Erinnerungsbild mehr ein Produkt unserer eigenen Thätigkeit oder wenigstens ein Spiel unseres Bewußtseins, während wir uns unter dem unmittelbaren Eindruck, dem Druck und Reiz der Wirklichkeit zum guten Teil passiv verhalten und einfach nicht anders können (Horwicz, Psychologische Analysen I, 297 ff.). In der späteren Erinnerung bewegen wir uns frei inbezug auf Zeit und Raum, ja in der inneren Anschauung produzieren wir voraus, wir geben uns Hoffnungen, Erwartungen hin, deren Sanguinität oft bitter getäuscht wird. Häufig verknüpft sich mit der freien Erinnerung ein bestimmtes Bewußtsein des Zeitpunktes, in welchem der Druck des unmittelbaren sinnlichen Eindrucks stattfand. Gefühle vermögen wir nur schwer zu reproduzieren, eben weil sie etwas rein Passives sind. Ebenso Geruch und Geschmack, die, auch dem Sprachgebrauch nach, etwas dem Gefühl Verwandtes haben. Es bleibt also für die sinnliche Empfindung als unterscheidendes Merkmal die unmittelbare passive Erfühlung des gegenwärtigen Eindruckes auf unseren geistigen Organismus, ja man kann sagen auf die peripherischen Nerven, da diese physiologisch bei der freithätigen Erinnerung nicht in Anspruch genommen sind.

Auf einem besonderen Reizzustand der Nervenzentren beruhen und weisen daher eine bis zur Täuschung gesteigerte Lebhaftigkeit der inneren Anschauung auf: der Traum, der freilich auch durch objektive Reize hervorgerufen wird, die Illusion, welche die unrichtige subjektive Erklärung eines allerdings auch objektiven Reizes darstellt, die Halluzination, die Sinnesvorspiegelung, welche der inneren Anschauung das Gepräge vollendeter Wirklichkeit verleiht, und die verwandte Vision, welche das Übernatürliche verwirklicht sieht, z. B. die Illusion sieht in dem fremden Herrn, der ins Zimmer tritt, einen Freund, die Halluzination sieht einen verfolgenden Polizisten, die Vision einen rettenden Engel eintreten, obgleich in beiden letzteren Fällen gar niemand kommt; dem Traum ist alles das und noch verschiedenes andere in buntem Durcheinander möglich.

4. Pädagogische Bemerkungen. α. Wie läßt sich Klarheit und Dauer der inneren Anschauung oder der Vorstellung des Erinnerungsbildes erzielen? Welche Mittel verbürgen eine leichte Entstehung und treue Bewahrung? Auf ein dreifaches kommt es hier an: auf die Beschaffenheit der Anschauung selbst, auf die Menge der Anschauungen

und auf die Umstände, die ihre Entstehung und Wiedererneuerung begleiten, mit anderen Worten, auf Qualität, Quantität und Intensität.

1. Was fürs erste die Bildung der Anschauung selbst betrifft, so ist nicht das an sich Einfachste auch das Klarste: das einfache Sehen eines Apfels wäre eine so äußerliche flüchtige Bekanntschaft, daß sowohl die erste Anschauung ungenügend wäre als die Erinnerung. Der Apfel muß auf seine äußere und innere Beschaffenheit, seine Form und Farbe, seine Zusammensetzung und seinen Geschmack, seine Entstehung und Verwertung, seinen Standort und seine Arten und Verwandten betrachtet und wiederholt betrachtet werden, um ein entsprechendes Bild gewinnen und durch die Klammern zahlreicher, damit verbundener Vorstellungen festhalten zu können. Vereinzelte, wenn auch konkrete Dinge sind der Anschauung daher gewöhnlich zu wenig tief und allseitig einverleibt, um ihr lange zu bleiben. Eigennamen, Hauptwörter entschwinden leichter als allgemeinere Begriffe, die in vielseitiger Beziehung zu unserem Anschauungskreis stehen.

Eine klarere Anschauung als durch die sogenannten niederen Sinne, die mehr mit dem dunklen Gefühle verwandt sind, läßt sich durch die drei höheren gewinnen, durch den Tastsinn, das Gehör und insbesondere das Gesicht, die daher am meisten zur Kenntnis der Außenwelt beitragen. Kann auch der Tastsinn hoch entwickelt werden, namentlich bei Mangel inbezug auf die beiden anderen Sinne, werden auch die zeitlichen, im Nacheinander so scharf getrennten Unterschiede tiefer aufgefaßt als andere, allgemeinere Unterschiedsverhältnisse, z. B. von Druck und Stoß, so ist doch gerade die Ausbreitung im Raum das Eigentümliche der inneren Anschauung, wodurch sie sich die Vorstellungen recht gegenständlich macht; auch das Begriffliche wird räumlich projiziert, Zahl und Zeit als eine fortlaufende Linie angeschaut u. s. w.

Daher ist die innere Anschauung am empfänglichsten und treuesten für die Bilder des Gesichtssinns. Dabei werden die allgemeinen Umrisse besser festgehalten als der farbenreiche Inhalt, die äußeren Verhältnisse nach ihrer gegenseitigen räumlichen Ordnung besser als die einzelnen Glieder, indem sich die Einzelempfindung abblaßt, während das einheitliche, beziehungsweise räumliche Zusammen sich stützt. Im Rechtschreibunterricht ist wichtiger, was dem Auge, als was dem Ohre vorgeführt wird, weil sich die Schrift im Raum ausbreitet.

2. Das schnell Erraffte wird auch schnell vergessen, weil es keine tiefen Spuren im Bewußtsein gegraben hat, auch nicht mit dem anderen Bewußtseinsinhalt in innige Verbindung gebracht worden ist. Daher sind „Schnellbleichen" und „Einpauken aufs Examen" im Verruf. Aus ähnlichem Grunde reichen unsere Anschauungen selten weiter als bis zum vierten Lebensjahre zurück: Die Fülle der Eindrücke auf den kindlichen Geist ist zu groß und zu mannigfaltig, auch nicht genügend verarbeitet, mehr ein buntes Chaos. Die frühesten Erinnerungen verdanken ihre Be-

wahrung nur außerordentlichen Begleiterscheinungen, namentlich Gefühlserregungen: das zwölfjährige Töchterlein des Verfassers erinnert sich an die Stelle im Garten, wo sie mit drei bis vier Jahren regelmäßig den ersehnten Milchschoppen zu trinken pflegte; an eine Stelle im Walde, wo sie einen Knaben im Anfall von Keuchhusten sich krampfhaft am Boden wälzen sah, an das Seltene der gedeckten, blumengeschmückten Tische im Salonwagen des Orientzuges, der am Fuße eines Berghanges vorüberfuhr. — Ungemein wichtig für tiefes Eingraben der Anschauungen ist deren häufige „Wiederholung" (übrigens s. Gedächtnis).

3. Was fürs dritte die begleitenden Umstände betrifft, so darf zunächst an die psychische Unterlage des Nervensystems erinnert und gesagt werden: je frischer das letztere ist, je lebensvoller, kräftiger es arbeitet, um so rascher und tiefgehender bildet sich auch die Anschauung, um so bleibender halten sich die hinterlassenen Spuren. Daher lernt man am besten und bleibendsten in Kindheit und Jugend, in der Zeit der frischesten Lebenskraft, während sich das mühsam im Alter Errungene rascher zersetzt. Ebenso geht die Aufnahme williger vonstatten bei frohem, aufgeräumtem Gemüte, während unter dem Druck von Verstimmung und Leiden der Blick getrübt, das innere Auge verschlossen wird. Wer heiter in die Welt sieht, schaut sie mit offenen Augen an, Bitterkeit und Traurigkeit lähmt, erschlafft und trübt den Blick.

Während passive Gefühle für sich selbst schwer anschaulich und schwer erinnert werden und der Hilfe der Anschauung begleitender Umstände bedürfen, also Freude, Schmerz der sie veranlassenden Ereignisse, graben sich gerade Erlebnisse, die eine starke Gefühlserregung veranlaßten oder unsere Thätigkeit lebhafter in Anspruch nahmen, tief ein. Umgekehrt je stärker eine augenblickliche Erregung, je eifriger unsere Arbeit in gewisser Richtung ist, um so weniger Spuren hinterlassen andere, zufällig eintretende Ereignisse, besonders solche ähnlicher Art, während der Kontrast sich mehr geltend macht: wenn wir einer Melodie gänzlich hingegeben sind, vermögen wir nicht zugleich eine andere aufzunehmen, wohl aber Zwischenrufe.

β. Pädagogische Regeln ergeben sich hieraus von selbst. Doch mag noch besonders hervorgehoben werden:

1. Nur durch die sinnliche Empfindung führt der Weg zu innerer Anschauung, Vorstellung und höheren Begriffen. Der elementare, grundlegende, unumgängliche Anfang aller Erkenntnis sind also klare, mit eindringender Schärfe und umfassender Deutlichkeit dargebotene Anschauungen. Unterrichte anschaulich, nicht nur in Worten und Begriffen, sondern bringe die Gegenstände des Unterrichts den Sinnen nahe, durch die sie allererst aufgenommen werden (nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu)*), dem Tastsinn, Gehör, vor allem dem Gesicht.

Der neuerdings ausdrücklich in den Stundenplan aufgenommene soge-

*) Nichts ist im Verstand, das nicht zuvor in den Sinnen war.

nannte Anschauungsunterricht soll insbesondere zu einer aufmerksamen, scharfen, deutlichen Auffassung der Außenwelt und ihrer einzelnen Gegenstände nach Form und Farbe, Größe und Zahl, Entstehung und Werden, Zweck und Bestimmung, Eigenschaften und Wirkungen, Geschichte und Benennung u. s. w. anleiten, das Denken und Sprechen, die Orientierung in der Umgebung sachlich fördern und an scharfe Beobachtung überhaupt gewöhnen.

2. Benütze die Frische des Nervensystems in der Kindheit und morgens nach der Stärkung des Schlafes: Morgenstund' hat Gold im Mund'.

3. Fördere die Lust und Liebe des Schülers: Lust und Lieb' zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit ring. Schlage die Freudigkeit, den Lerneifer nicht mit dem Stocke tot; lähme sie nicht durch den beständigen Druck einer gefürchteten Gewalt. Wecke das Interesse (hierüber S. 137).

4. Eile mit Weile, arbeite den Gegenstand allseitig durch, befestige ihn durch viele Klammern von Beziehung und Beispiel.

5. Suche Willen und Thätigkeit für ihn aufzurufen, z. B. eine Wanderung macht eine Gegend Schritt für Schritt vertrauter und prägt sie daher viel tiefer ein als eine Wagenfahrt. Ein Unterricht, der durch Frage und Antwort, durch mündliche und schriftliche thätige Wiedergabe eindringende Arbeit des Schülers verlangt, ist nach Klarheit und Dauer der Eindrücke wertvoller. Das zehnmalige aufmerksame Lesen eines Abschnittes fördert das Verständnis weniger als eine einmalige selbständige Reproduktion.

6. Übe fleißige Wiederholung, welche dem Bewußtsein freie Herrschaft über den Stoff verleiht.

---

b. Der Verstand.

aa. Die Allgemeinvorstellung.

1. Was ist sie im allgemeinen? Den von dem Nervenreiz unmittelbar bewirkten seelischen Vorgang nannten wir Empfindung, die zu klarer, sicherer Aneignung gekommene Empfindung bezeichneten wir als Wahrnehmung. Ist aber eine gewisse Zeit nach der Empfindung und Wahrnehmung verflossen, steht unser Bewußtsein nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß des Reizes, wird vielmehr das durch die Sinne Aufgenommene innerlich erneuert, so sprechen wir von innerer Anschauung oder Vorstellung. Vorstellung ist also zunächst einfach reproduzierte Empfindung, ohne einen weiteren Hintergedanken, ohne Nachdenken über Ursache u. s. w., wie man schon vorausgesetzt hat (Preyer,

Die geistige Entwickelung in der ersten Kindheit). Aus der sinnlichen Vorstellung entwickelt sich dann die unsinnliche, geistige, abstrakte, die Vorstellung von mannigfaltigen Beziehungen der Erscheinungen, wie wir sogleich sehen werden.

Wenn die Vorstellung nur eine Empfindung erneuert, ist sie Einzelvorstellung, erneuert sie aber mehrere Empfindungen zusammen, wie sie von jedem Gegenstand oder Verhältnis ausgehen, so entspricht der zusammengesetzten Empfindung auch eine zusammengesetzte Vorstellung, die wir als die Anschauung eines einzelnen, bestimmten Ganzen Individualvorstellung nennen können: wir stellen uns gewissermaßen ein individuelles, von anderen geschiedenes, in sich ungeteiltes Ganze vor, z. B. die Vorstellung einer Tulpe faßt in sich ihre Bestandteile, ihre Form, Farbe ihren Geruch u. s. w. zusammen.

Nun habe ich aber nicht immer die gleiche Individualvorstellung einer Tulpe; ich sehe verschiedenfarbige, bald eine rote, bald eine gelbe, bald eine blaue, auch Größe, Form, Standort wechselt. Und doch wende ich auf jede der Arten die Bezeichnung Tulpe an; denn die gemeinsamen Merkmale überwiegen die veränderlichen, die Grundanschauung bleibt dieselbe. Oder nehmen wir ein anderes Beispiel: hätte ich nur ein Haus wahrgenommen, so bekäme ich ein bestimmtes, festes, unveränderliches Einzelbild. Aber ich habe schon verschiedene Häuser gesehen, verschieden nach Größe, Bauart, Bedachung, Zahl von Stockwerken, Fenstern, Thüren, nach Einteilung, Einrichtung, Umgebung u. s. w. Daher verändert sich meine Vorstellung eines Hauses; von einzelnen, bestimmten Beispielen ausgehend bekommt sie nach und nach eine allgemeinere Form, die auf die verschiedenen Arten paßt, und wird zur Allgemeinvorstellung. Streng genommen ist dies aber gar keine eigentliche Vorstellung, sondern nur ein allgemeiner Rahmen mit verschwommenen Umrissen, kein anschauliches Bild. Wenn ich die Allgemeinvorstellung klar, scharf, lebendig, anschaulich ins Auge fassen will, so bekommt sie sofort individuelle Züge: sowenig man einen Apfel im allgemeinen essen kann, so wenig kann man einen Apfel im allgemeinen sich anschaulich vorstellen. Beides kann nur vom einzelnen, konkreten Apfel geschehen. Ebenso den allgemeineren Begriff einer Bewegung kann man sich nicht genau vorstellig machen, eine Bewegung, die weder langsam noch schnell, weder gerade noch kreisförmig ist; man muß vielmehr, sobald man klar, scharf vorstellt, an die ganze bestimmte Bewegung eines ganz bestimmten

Gegenstandes denken. Man hat dies so ausgedrückt: in der wirklichen Allgemeinvorstellung ist eine Individualvorstellung typisch geworden, d. h. zum Beispiel, Bild, Repräsentanten einer Anzahl von Individualvorstellungen, wobei die Anschauung sich einzelnen hervorragenden Merkmalen zuwendet und die anderen mehr in den Hintergrund treten läßt (griech. Typos = Gepräge, Bild, Gestalt). Vgl. Höffding a. a. O.

2. Wie wird sie genauer? Durch welchen psychologischen Vorgang kommt sie zustande? Der geschilderte Verlauf des Werdens der Allgemeinvorstellung offenbart uns das Besondere ihrer Bildung: wir lassen die zufälligen Eigenschaften, die besonderen Merkmale der einzelnen Individualvorstellung weg und ziehen das Gemeinschaftliche heraus; auf diese Weise „abstrahieren“ wir (lat. = ausziehen) aus dem Einzelnen, „Konkreten“ (lat. = anschaulichen Zusammen) das Allgemeine. Die Allgemeinvorstellung ist aber nun eigentlich nicht zusammengesetzt aus bestimmten Merkmalen, welche allen den Einzelvorstellungen gemeinschaftlich wären; die Allgemeinvorstellung läßt sich, wie hervorgehoben, streng genommen nicht vorstellen: eine Wohnung läßt sich nicht an und für sich, nicht im allgemeinen vorstellen, sondern nur als dies oder jenes Gebäude oder Gelaß. Die Allgemeinvorstellung bildet gleichsam nur das in allen Einzelvorstellungen wiederkehrende Schema, den Rahmen, in welchen nun die bestimmten Einzelzüge eingezeichnet werden. Wie kommt aber unser Bewußtsein zu diesem Rahmen, der nirgends als solcher wahrzunehmen ist?

Man hat schon gesagt, um dies immer noch strittige Gebiet aufzuhellen: während das Unähnliche in den dunklen Hintergrund tritt, werden die ähnlichen Merkmale zusammengenommen oder vielmehr, sie haben selbst die Neigung, sich zu vergesellschaften, zu verschmelzen und so aus sich ein Mittleres herauszugestalten (Herbart). Dies Mittlere müßte aber als bloßes Produkt bestimmter, konkreter Eigenschaften wieder bestimmte, konkrete Merkmale ergeben, wäre also nichts Allgemeines, höchstens eine Art Durchschnittsphotographie von unbestimmter, wirrer Verschwommenheit. Aus dem Einzelnen selbst, aus der Ähnlichkeit, Verbindung, Mischung, Wechselwirkung der Merkmale läßt sich nun einmal nichts Allgemeines extrahieren. Merkmal bleibt Merkmal, ganz abgesehen davon, daß die Vorstellungen nicht von sich selbst derartige Bildungen vollziehen könnten.

Wenn wir aber die Allgemeinvorstellung nicht aus den Einzelmerkmalen, Einzelvorstellungen ohne weiteres ableiten können, so muß ihre Entstehung in einer Eigentümlichkeit der vorstellenden Thätigkeit begründet sein. In der That zeigt sich ja diese von einer ganz neuen Seite: sie schöpft nicht aus den Sinnen, sie verarbeitet nicht bloß das Gegebene, sondern schafft neue Gebilde aus eigener Kraft. Sie stellt nicht nur die ohnedies gleichen Erscheinungen in Reihen, sondern stellt sie in vielfache Gruppen zusammen; ihre Gebilde sind ein vielfach verschlungenes Gewebe. Sie läßt sich das Allgemeinbild nicht einfach durch die Gegenstände selbst aufdrängen. In den tausend und abertausend Einzelvorstellungen liegen die gemeinschaftlichen Rahmen nicht einfach vorgezeichnet, sondern das Einzelne wird in die verschiedenartigsten Schemata hineingestellt, z. B. die Vorstellung Haus unter die Allgemeinvorstellungen Wohnraum, Zuflucht, Heimat, Freistätte, Gemeinde u. s. w. Aus dieser Kraft des Denkens, das Einzelne ins Allgemeine zu erheben, entstehen eine Menge unsinnlicher, allgemeiner Vorstellungen. Was uns schon bei der Bildung der Wahrnehmung, bei der Reproduktion der Vorstellungen begegnete, zeigt sich hier in verstärktem Maße, in wahrhaft schöpferischem Umfange; die Neigung unseres Vorstellens, einheitlich zusammenzufassen; nicht willkürlich sind wir dem Spiel unserer Vorstellungen preisgegeben; wir suchen sie zu ordnen, unbewußt und bewußt. Die Ähnlichkeiten ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sie werden verfolgt; bestimmte, praktische Ziele leiten unsere Vorstellungsbewegung, wir übersehen das dafür Unwesentliche und aus dem Wesentlichen bilden wir Allgemeinvorstellungen.

3. Der übliche technische Ausdruck für diese Allgemeinvorstellung ist die herkömmliche Bezeichnung Begriff: in den Begriffen vereinigen wir eine Vielheit von Erscheinungen zu einem Ganzen, zu einem Einheitlichen. Die Worte der Sprache sind das Zeichen für die Begriffe; als Einheitszeichen zeigen sie an, daß eine Menge von Einzelnem, von Gegenständen, Eigenschaften, Ereignissen u. s. w. zu einem Ganzen hier vereinigt worden sei, dessen Arten, Teile, Exemplare sie alle sind. Wenn aber der Begriff kein anschaubares Zusammen von bestimmten Merkmalen enthält, warum fallen gerade alle diese bestimmten Erscheinungen und keine anderen unter den Begriff und warum kann keine von ihnen weggelassen werden? Offenbar umschließt die Merkmale des

Allgemeinbegriffes ein innerliches, starkes Band. Und wenn dieses Band nicht in dem anschaulichen Beisammen besteht, so muß es hinter ihm liegen, als der zureichende, bestimmende Grund gerade von diesem Zusammensein der Merkmale. Der Begriff giebt also nicht ein willkürliches, zufälliges Konglomerat von gemeinschaftlichen Merkmalen der Einzelerscheinungen an, sondern mit ihnen den bestimmenden Grund und Zweck derselben; deshalb sagt man, er gebe die wesentlichen Merkmale an, d. h. diejenigen, die das Wesen ausmachen. Aus dem in mehreren, voneinander geschiedenen Vorstellungen Gemeinsamen, Gleichartigen leitet er das bestimmende Gesetz ab, d. h. was der Begriff sagt, das ist allen Einzelnen gemeinsam und erhält sich gleichartig in allen Erscheinungen, mit anderen Worten: der Begriff ist das Allgemeine und Konstante in allen Einzelerscheinungen. Die Merkmale dagegen, die nicht allen Erscheinungen gemeinsam sind, heißen zufällige.

4. Bedeutung. Der Begriff giebt also allerdings kein anschauliches Bild, er ist eine abstrakte Vorstellung, und wir begreifen, wie Kant sagen konnte: Begriffe ohne Anschauungen sind leer; aber er bringt in die bunte Vielheit unserer Anschauungen helles, klares Licht, daher der gleiche Denker hinzufügt: Anschauungen ohne Begriffe sind blind; er erhebt sich über das sinnverwirrende Chaos der Eindrücke und ordnet diese in innerlich, denknotwendig zusammengehörige Ganze ein. Erst mit dem Begriffe erfüllen wir den Zweck unseres betrachtenden Bewußtseins: die Welt zu „begreifen", die Wirklichkeit zu erkennen. Der Begriff geht auf den ursächlichen Zusammenhang, erkennt im einzelnen das Wesentliche und Allgemeine. So ist nun nicht jede Erscheinung ein völlig neues, für sich bestehendes Problem; wir vermögen das Allgemeine darin zu erkennen und das Einzelne dem Allgemeinen einzuordnen; wir sind imstande zu ermessen, was das Einzelne ist, bedeutet, in sich birgt, wozu es dient, was in ihm bleibt und konstante Voraussetzung aller künftigen Betrachtung ist. Es ist eine wunderbare Anlage, vom einzelnen zum allgemeinen aufzusteigen; aber mehr als diese Fähigkeit ist uns von Haus aus nicht mitgegeben; sogenannte angeborene, von Anfang fertige Begriffe giebt es nicht, wie die Erfahrung lehrt; wir haben sie erst zu bilden (S. 137). Wir müssen uns auch sehr hüten, ins Unbestimmte hinein zu verallgemeinern und den Boden der Wirklichkeit mit überstiegenen Begriffsbildungen zu verlassen, ein Fehler, zu dem die philosophische

Metaphysik von jeher geneigt war. Wir werden von vornherein darauf verzichten müssen, alles zu begreifen, wir können von der positivistischen Erkenntnistheorie lernen, uns an das nun einmal Gegebene zu halten und uns mit einem relativen, für unseren menschlichen Standpunkt eben möglichen Wissen zu begnügen. Höheres, eine adäquate, die ganze Wirklichkeit entsprechend umspannende Erkenntnis vermöchte nur ein überirdischer Geist zu gewinnen. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß wir die Kategorie der Kausalität auf die Gesamtheit der sinnlichen Wahrnehmungen zu allgemeinen Rückschlüssen ganz wohl anwenden dürfen (vgl. u. c. Vernunft).

Die begreifende, begriffsbildende Thätigkeit des Bewußtseins bezeichnen wir mit dem Ausdruck **Verstand** oder Intelligenz (intellectus, intelligentia = Einsicht): erst wenn wir Begriffe bilden, wenn wir das Einzelne unter dem Allgemeinen, das Vielerlei unter dem Einheitlichen begreifen, verstehen wir die Wirklichkeit; erst wenn wir die Vorstellungen innerlich zusammenfassen, wie sie zusammengehören, gewinnen wir Einsicht, tieferen, durchdringenden Einblick. Mit den Begriffen ist daher der Verstand auch das Vermögen, die zusammenhaltenden, die mancherlei Veränderungen einheitlich zusammenfassenden Gesetze zu erkennen: den anschaulichen Inhalt übergehend stellt der Verstand die inneren Beziehungen heraus, welche die Teile zum Ganzen verbinden, und erfaßt die bleibenden Regeln der wechselnden Veränderungen.

Während wir uns in den früheren Abschnitten auf dem Gebiete der äußeren oder inneren Anschauung, der sinnlichen Wahrnehmung und ihrer inneren Reproduktion bewegten, sind wir nun auf der Stufe des Denkens im eigentlichen Sinn, des reinen Denkens angelangt. In diesem Sinn ist Denken nicht ein Erleiden von Eindrücken, nicht ein zufälliges, willenloses Aneinanderreihen eines Vielerlei, sondern ein thätiges Ordnen von dem sinnlich Vielen zur Einheit. Das selbstthätige Bewußtsein trennt und verbindet die Vorstellungen nach Inhalt und Beschaffenheit. Unsere Arbeit unterscheidet und zerlegt, verdeutlicht und umgrenzt, eint und ordnet unter, was uns durch die Sinne gegeben wird und bildet so Zusammenhang und Ordnung mit Rücksicht auf Inhalt und Zweck, auf Grund und Folge. Das straffe Band des Allgemeinen umschließt das Einzelne in geordneten Zusammenhängen, das Licht des bewußten Geistes sondert das Durcheinander des Mannigfaltigen in klargeschiedene Gruppen.

5. Pädagogische Betrachtung. 1. In der Menge der Einzelvorstellungen und der Allgemeinbegriffe ist uns ein Reichtum an Stoff und Ziel zur Erkenntnisbildung gegeben. Beide Arten des Vorstellens bedürfen unserer fortwährenden Bearbeitung. Wenn wir im allgemeinen auch im Kindesalter mehr auf der Stufe der Anschauung stehen, so hat diese doch nicht immer die wünschenswerte Schärfe; auch fehlt den früheren Altersperioden keineswegs die Begriffsbildung; im Gegenteil sie thut gerade in dieser Richtung oft recht vorschnelle Schritte. Kinder, Ungebildete, ursprüngliche Kulturstufen schauen wohl das Einzelne an, aber gern nur obenhin und verschwommen. Es fehlt noch die geistige Energie, welche das Einzelne scharf ins Auge faßt; die geistige Kraft hat eben ihre Stufen des Werdens und Wachsens zu durchlaufen. Auch werden einzelne Seiten für das Ganze genommen, untergeordnete Züge verallgemeinert und Allgemeinvorstellungen unrichtig angewendet; z. B. Kinder schließen aus unwesentlichen Eigenschaften, daß ihre Puppen leben, es begegnen ihnen die reizendsten Verwechslungen, unbedeutende Veranlassungen reichen ihnen hin, die Umgebung mit einer reichen Phantasiewelt zu bevölkern. Die Alten erschlossen aus der Anschauung die Bewegung der Sonne; der Einheitstrieb ihres Geistes schuf die Natur auf Erden und am Himmel in ein Heer von Persönlichkeiten um. Weniger unschädlich oder unschuldig wirkt die Neigung zur Verallgemeinerung auf das sozial-sittliche Verhältnis der Menschen untereinander: nach oberflächlicher Wahrnehmung von Einzelheiten sieht man in anderen wahre Engel oder vollendete Bösewichte, man belobt und verurteilt auch Schüler oft zu schnell ohne allseitige Prüfung der Umstände; die politischen Gegner schaut man durch die gefärbten Parteibilder an und betrachtet sie gar als Vaterlandsfeinde; auch dem wissenschaftlichen Gegner wird man nicht gerecht: wie die Liebe macht auch der Haß blind; nicht bloß dem Urteil, auch dem scheinbar objektiven, ruhigen Bericht eines Parteiblattes, einer Parteischrift darf man nie von vornherein trauen. Das zeigt sich auch auf dem Gebiet der Sprache: man nimmt sich nicht die Mühe, auf die Rede anderer tiefer einzugehen, und ist daher geneigt, sie für vages, verschwommenes Gerede zu halten, vgl. Nord- und Süddeutsche in gegenseitigem Verhältnis; man sieht eine fremde Sprache als weiches oder zischendes unverständliches Gemurmel an z. B. französisch oder englisch; das griechische Wort Barbaren bedeutet unartikuliert Sprechende.

Der unentwickelte Geist haftet einerseits am Kleinen, Einzelnen. Es wird ihm schwer, sich zum begrifflich Allgemeinen zu erheben. Der Schüler, das Volk erzählt breit mit allen Einzelheiten, es wird ihm schwer zusammenzufassen; als Aufsatzübung ist daher eine Erzählung dem kindlichen Geiste angemessener als eine mehr begriffliche Darlegung. Anderseits macht sich der angeborene Einheitstrieb allzu frühe geltend, führt zu einer Masse schiefer Urteile und sieht die Welt voll von Vorurteilen an.

2. Diesem systematischen Triebe verdanken auch die verschiedenen Systeme, die im Laufe der philosophischen Entwickelung aufgetreten sind, ihre Entstehung; obzwar verfehlt waren sie immerhin notwendige Durchgangspunkte im Werdeprozeß der Welt- und Lebensanschauungen. Der sogenannte philosophische Idealismus übersah oft das Einzelne und verlieh dem Allgemeinen eine so übergreifend selbständige Bedeutung, daß die Einzelerscheinung den Charakter des Nichtseins gewann: sein klassischer Vertreter Plato sah in dem Allgemeinbegriffe, den Ideen, das eigentlich Wesenhafte, Reale (im Unterschied davon erklärte sie der Schulnominalismus des Mittelalters für bloße Namen, nomina). Der moderne Realismus faßt die Einzelmerkmale scharf ins Auge, ist der geborene Entdecker und Erfinder und drängt in der Schule auf Anschauung und Experiment. — In den Jahren der größten Entwickelung unseres Geistes gewährt uns die merkbar zunehmende Bereicherung unseres Wissens an Einzelnem und Allgemeinem, die Abklärung und Vertiefung unserer Anschauungen wahre Lust.

3. Entsprechend der Kindheitsstufe des Geistes ist zuerst die Anschauung zu pflegen; das Schwelgen in erträumten Allgemeinheiten, z. B. der Märchenwelt, ist von recht zweifelhaftem Werte. Nur allmählich ist zum Allgemeineren aufzusteigen. Der Unterricht darf nicht nominalistisch sein, d. h. leere Wörter ohne Anschauung geben, von denen der Geist keinen wirklichen, bleibenden Gewinn hätte. Was zur wirklichen Bereicherung, zum bleibenden Besitz werden soll, muß man vor allem vorstellen können. Unter bloßen Allgemeinbegriffen kann sich aber ein Kind nichts denken. Nicht einfach, nicht augenscheinlich genug kann der Unterricht sein. Das gilt vom gesamten Sach- und Religions-, das gilt aber insbesondere auch von dem abstrakteren Unterricht der Sprachlehre und des Rechnens.

4. Das Einzelne muß gründlich, allseitig, wiederholt zur Anschauung gebracht werden: Viel besser ist wenig, aber dieses genau behandeln, als vieles im Flug, wovon nichts recht haftet.

5. Ein allgemeiner Begriff, Grundsatz, Regel darf nicht nur ohne weiteres aufgestellt werden: unbegriffen wäre er ein totes, unfruchtbares Wissen. Da die Erfassung des Allgemeinen eine starke Abstraktionskraft, fordert, wie sie dem Schüler noch nicht eigen ist, so kann das Allgemeine nur am anschaulichen Beispiel zum Bewußtsein und Verständnis gebracht werden. An leichten, einfachen Beispielen sind die Regeln nach und nach zur Entstehung zu bringen (genetisch, griech. genesis = Entstehung, Geburt) und wiederum an Beispielen einzuüben. Je größere Reihen von Vorstellungen durchwandert werden, um so klarer und allseitiger verknüpft wird Begriff und Regel.

6. Übrigens kann nicht alles erklärt werden; das würde Zeit und Kraft der Schule, des Lehrers und des Schülers überschreiten. Es giebt auch eine erlaubte und notwendige Mechanik des Lernens.

bb. Das willkürliche Vorstellen: Begriff, Urteil, Schluß.

1. Was ist das willkürliche Vorstellen? In der Bildung der Allgemeinvorstellung, eine so hervorragende Thätigkeit des Geistes sie zeigt, offenbart sich im allgemeinen ein unbewußter, unwillkürlicher, naturnotwendiger Vorgang. Aber wenn die Allgemeinvorstellung in die bewußte Klarheit des bestimmt umschriebenen, definierten Begriffs im engeren Sinne erhoben, wenn im Urteil von diesem Begriffe ein Prädikat ausgesagt, wenn ihm im Schlusse ein anderer Begriff untergeordnet wird, dann haben wir das willkürliche Vorstellen. In der Anschauung war der unmittelbare Eindruck der Sinnlichkeit niedergelegt, da gab es keine Wahl, keine Meinungsverschiedenheit; hier entschied die unmittelbare Wahrnehmung. Begriff, Urteil und Schluß gehen zwar auch aus ihr hervor, aber sie sind doch ein freieres Gebilde des eigentlichen Denkens; daher stimmen in ihnen die Menschen so wenig überein.

Die früher betrachteten Erkenntniserscheinungen sind bald eine That unseres Willens, wenigstens von einer Seite betrachtet, bald ein Ereignis, das sich uns ohne besonderen Einsatz unseres Willens von selbst aufdrängt, häufig die Folge des Spiels unserer Vorstellungen. Es giebt aber auch eine Reihe von Erscheinungen, in denen allen unser Wille maßgebend ist, in denen wir uns wählend, suchend, bestimmend verhalten, in denen nicht wir von dem Gegenstande abhängig sind, dieser sich vielmehr unserem Denken unterwerfen muß. In dem willkürlichen Vorstellen heften wir unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Gegenstände, fassen von uns aus bestimmte Begriffe ins Auge, urteilen, schließen. Während wir auch im sinnlichen Empfinden und freien Vorstellen das Bewußtsein thätig fanden als aufnehmend und vergleichend, abstoßend und anziehend und ohne dies Dazuthun überhaupt nichts zustande kommen konnte, geht nun all dies Verbinden und Unterscheiden, kurz das Denken mit selbständiger Willkür vor sich.

Dabei schlägt die Vorstellungsthätigkeit selbstverständlich keine anderen Wege ein, sie ist an die Regeln und Formen des Vorstellungsverlaufs überhaupt gebunden. Der Unterschied besteht nur darin, daß das Denken mit Absicht geschieht und sich auf gewisse Zwecke richtet. Dies planvolle Denken will die Erfahrung gründlich verstehen und in die Erkenntnis der Wirklichkeit tief eindringen und regelt daher den eigenen Gang nach bestimmten Gesetzen; nicht nach neuen Ordnungen, sondern nach den

längst befolgten, aber nun ausdrücklich aufgesuchten und formulierten Regeln, deren Beobachtung als die unerläßliche Bedingung erscheint, die Wahrheit zu finden. Höchstens kann man sagen: die Gesetze des Denkens werden genauer angewendet, die Formen und Mittel des Vorstellens umsichtig, absichtsvoll, zweckentsprechend benutzt, um inmitten des großen, reichen Vorstellungskreises klare, wahre Begriffe zu finden.

Wenn man aber auch dem Gegebenen nicht willenlos, kritiklos preisgegeben sein will, wenn man ihm gegenüber sich beherrscht und Nahes und Fernes durchforscht, durchleuchtet, beizieht und verarbeitet, so bleibt man doch an den Inhalt gebunden. Unser Denken kann nicht völlig Neues erfinden, sondern nur das unwillkürlich Gegebene in neue Formen kleiden, auf Ähnlichkeit und Verschiedenheit prüfen, verwerfen oder annehmen, neue Kombinationen ersinnen, neue Vorstellungsverbindungen schaffen. Dabei ist das Hauptziel im Auge zu behalten, damit man nicht durch Verfolgung von Nebengedanken abgelenkt, damit die Richtungslinie nicht verrückt, sondern das gesteckte Ziel erreicht werde. Hierfür setzt sich der Wille manchmal mit solcher Entschiedenheit ein, daß man seine Umgebung und sich selbst darüber vergißt. — Ein Wille, der von andersartigen Gründen sich leiten läßt, kann die Klarheit und Wahrheit des Denkens erheblich beeinträchtigen, es also recht unlogisch machen.

2. Seine eigentliche Darstellung findet das willkürliche Vorstellen in der besonderen Wissenschaft der Logik (griech. logos = Denken); sie stellt die bezüglichen möglichen Vorstellungsverbindungen zusammen und die Regeln dafür auf. Während die Psychologie uns in das Werden der seelischen Gebilde, in den thatsächlichen Verlauf unserer Gedanken einführt, schöpft die Logik aus demselben die Normen, nach denen das Denken geschehen soll, damit das Wirkliche klar und wahr erkannt werde. Man hat daher jene Wissenschaft schon die Naturgeschichte, diese die Moral des Denkens genannt: man hat also Freiheit, ihm zu folgen oder nicht.

Der Vorstellungsverlauf geschieht häufig nur nach Gründen rein äußerlicher Berührung. Die Logik muß es bei ihrer Regelung der Vorstellungsverbindung auf eine engere, straffere Verknüpfung absehen und bevorzugt daher das Assoziationsgesetz der inneren Ähnlichkeit und macht zum unbedingt gültigen Maßstab aller Verknüpfungen, zum entscheidenden,

klaren, unverrückbaren Mittelpunkt aller Denkbeziehungen das Prinzip der Identität, d. h. die Forderung, daß jede Vorstellung stets, in alle Ewigkeit mit sich identisch, dieselbe bleibe (lat. idem = derselbe), in welche Verbindung mit anderen ich sie auch bringe, daß sie ihren Inhalt nie ändere, in welch mannigfaltige Beleuchtung sie auch gerate. Ein logischer Kopf offenbart die Klarheit und Sicherheit seines Denkens gerade darin, daß seine Begriffe nicht wechseln, sich nicht ändern, sich in Verbindung mit anderen nicht verfärben oder verdunkeln, sondern stets gleich hell zur Verwendung bereit sind. Der Grund, weshalb sie ihr Gepräge in der Wechselwirkung mit anderen nicht abschleifen, ist eben der, daß sie tief geprägt, daß sie scharf durchdacht sind.

3. Eingeteilt wird die Logik in die Lehre von Begriff, Urteil und Schluß. Das erste, was von einem richtigen Denken verlangt wird, ist, daß die Vorstellungen, die **Begriffe** für sich selbst von klarem Inhalt und von anderen scharf abgegrenzt seien. Man spricht von Einzel- und Allgemeinbegriffen (notiones singulares und generales). Für einen Begriff von einfachem Inhalt genügt die Forderung, daß er ein von anderen verschiedener, mit sich selbst identischer sei; das gilt z. B. den einfachen Empfindungen schwarz, weiß. Begriffe von zusammengesetztem Inhalt sind nur dann klar, wenn zugleich der Grund des Zusammens der Merkmale angegeben wird, wenn sie unter ein Allgemeines, Bleibendes nach der besonderen Art ihrer Verbindung eingeordnet werden; z. B. der Obstbaum fällt unter den Allgemeinbegriff (genus) Baum als eine besondere Art (species) mit eigentümlichen Merkmalen, welche als solche in dem Allgemeinen an sich nicht enthalten sind. Der Allgemeinbegriff hat eine geringere Anzahl von Merkmalen, umfaßt aber dafür mehrere Arten, während der Umfang des Begriffs Obstbaum ein kleinerer ist, mit anderen Worten Umfang und Inhalt zweier Begriffe verhalten sich umgekehrt. Allerdings aber ist in dem angeführten Falle der niedere Begriff in dem Umfang des höheren so völlig eingeschlossen, daß das niedere nach seiner ganzen Natur, nach allen seinen Merkmalen durch das Prinzip des höheren mit bestimmt ist, er ist ihm subordiniert. Fällt dagegen der Inhalt des niederen Begriffs nur zum Teil unter den Begriff des Allgemeinen, so spricht man von Subsumption. Das ist z. B. bei Aussage von Eigenschaften der Fall, neben welchen den betreffenden Begriffen noch eine Reihe anderer Merkmale eignen:

weinreich ist das Rhein-, Main-, Neckarthal; diese Thäler fallen nicht ausschließlich unter den Begriff weinreich, dem sie hier subsumiert werden.

Der geschilderte Zusammenhang der Begriffe offenbart, daß die Anschauungswelt selbst gemeinsame Züge trägt, daß eines das andere bestimmt und bewirkt und hiernach in die idealen Verhältnisse des Denkens eingeordnet wird. Deutlicher als im Begriffe kommen diese Verhältnisse im **Urteile** zum Ausdruck, das man daher schon als das ursprünglichere angesehen hat: im Urteile werden zwei Begriffe miteinander so verknüpft, daß der eine Merkmal und nähere Bestimmung des anderen wird. In jedem Urteile werden mindestens zwei Vorstellungen unter Angabe einer bestimmten Beziehung verknüpft als Subjektsbegriff (subjectum = das Unterworfene, Untergeordnete) und Prädikatsbegriff (praedicatum = das laut Verkündigte, Ausgesagte). Zunächst erscheint das Subjekt als das Hervorragendste, Wichtigste und wird auch als solches von dem Kinde, das sprechen lernt, und soweit sich aus den Sprachwurzeln ersehen läßt, von der Sprache überhaupt zuerst ausgesprochen, um die Anschauung eines Gegenstandes, Vorgangs, einer Arbeit auszudrücken. Vom Satze sprechen wir gern zuerst das Hauptwort, in welchem das Ganze sich zusammenfaßt, das erst nachher in seine Teile und Beziehungen gesondert wird, auf die wir uns noch besinnen, während wir das Hauptwort aussprechen. Das ist auch begrifflich das Nächstliegende: der Subjektsbegriff wird, wie sein Name sagt, untergeordnet, eingeordnet, subsumiert unter das Allgemeinere des Prädikatsbegriffs, besage dieser nun eine Eigenschaft oder ein allgemeineres Verhältnis. Das ist der Sinn des „Setzens", der Aussage im „Satze". Und sofern nun dieses Setzen das spezifische Merkmal des Satzes ist, fällt darauf weiterhin der Hauptnachdruck im Satze. Der Vorgang ist wie bei jeder begrifflichen Beziehung ein Unterscheiden und zugleich Verbinden. Mit dem Prädikatsbegriff wird nicht etwas ganz Neues hinzugesetzt, sondern eigentlich nur herausgehoben, was im Subjekt eigentlich schon enthalten ist, was zu ihm gehört, was nur von ihm getrennt und doch wieder zu ihm in Beziehung gesetzt wird. Das Prädikat bestimmt also das Subjekt und sagt etwas von ihm aus, so daß das Subjekt als gewissermaßen selbständiger Träger des von ihm ausgehenden Prädikats und das einfache Urteil als der sprachliche Ausdruck der metaphysischen Betrachtung erscheint, daß das Attribut der Substanz inhäriere. Im Urteil spricht

sich nicht eine zufällige Verknüpfung aus, sondern eine ursprüngliche innere Verbindung, deren notwendige Zusammengehörigkeit die selbstthätige Kraft des Denkens bejaht oder ablehnt.

Je nach den Arten der Beziehung von Subjekt und Prädikat werden verschiedene Arten von Urteilsformen unterschieden, nämlich in Rücksicht auf das Subjekt nach der Qualität bejahende und verneinende (affirmative oder positive und negative) und nach der Quantität allgemeine, besondere und einzelne (universale, partikulare, singulare: alle, einige, ein) in Rücksicht auf die Verbindung von Subjekt und Prädikat bestimmte und bedingte (kategorische, hypothetische und, disjunktive oder schlechthinige, bedingte und Wahl-Urteile: Ja-, Wenn-, Entweder-Oder-Urteile); in Rücksicht auf das Verhältnis des Gesamtinhalts zur Wirklichkeit mögliche, allgemein-gültige oder wirkliche und notwendige (problematische, assertorische, apodiktische, oder Kann-, Ist- und Muß-Urteile).

Während im Urteil aus dem Subjekt das Prädikat gewissermaßen herausgezogen wird, entsteht durch den **Schluß** aus der Verknüpfung mindestens zweier Urteile ein zusammenfassendes drittes Urteil. Der Schluß ist also nicht eine bloße Summierung; er verbindet, was innerlich zusammengehört nach dem Grundsatz: was vom Allgemeinen gilt, gilt auch vom Besonderen. Der allgemeine Begriff heißt Oberbegriff, der besondere der Unterbegriff, und was ausgesagt wird, ist der Mittelbegriff zwischen beiden; die beiden Vordersätze, Ober- und Untersatz, heißen Prämissen, der Schlußsatz auch Konklusion. Der eigentliche oder Deduktionsschluß leitet aus dem Allgemeinen das Besondere, der Induktionsschluß aus dem Einzelnen das Allgemeine ab. Ihre Häufung und Verkettung wird zur umfassenden Beweisführung, welche entweder direkt oder unmittelbar beweisend sein kann, oder indirekt, indem sie die Unmöglichkeit des Gegenteils aufzeigt. Die bekannteste Formel des gewöhnlichen Deduktionsschlusses lautet z. B.: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also ist Cajus sterblich.

Das Schließen ist nicht eine Erscheinung des mechanischen Vorstellungsverlaufs, sondern eine Offenbarung eigenen, eindringenden Denkens; die Glieder des Schlusses haben sich nicht zufällig im Bewußtsein gesellt; der Schluß ist auch nicht bloß der Ausdruck einer instinktiven Erwartung einer Begebenheit, weil ähnliche Fälle schon öfter beobachtet worden sind; sondern seine Glieder stellen eine notwendige Folgerung dar; sie sind auf Grund des strengen Identitätsgesetzes innerlich ver-

knüpft, und nur das verleiht dem Schlusse seine zwingende Beweiskraft. So stellt der Schluß die hervorragendste That menschlichen Denkens dar. Auf seiner Kraft baut sich die wahre, folgerichtige Wissenschaft auf; in ihm ist die Erhebung der Allgemeinvorstellung über die sinnliche Wahrnehmung vollendet; er offenbart die siegende Macht menschlichen Geistes über die rohe Empirie der Thatsachen: wo die unmittelbare Wahrnehmung nicht zureicht, vermag er aus gesicherten Beobachtungen eine Regel, ein Gesetz abzuleiten. Indem er das bunte Vielerlei des Einzelnen dem Walten allgemeiner Gesetze unterordnet, unterwirft er die Wirklichkeit der menschlichen Erkenntnis.

4. Pädagogische Betrachtung. 1. Als die höchste Stufe des Denkens mahnt uns das willkürliche Vorstellen, uns seiner fleißig zu bedienen, die vorkommenden Erscheinungen und Vorstellungen auf ihren Grund und ihr Wesen zu prüfen, die uns begegnenden Worte und Gedanken scharf ins Auge zu fassen und nach verschiedenen Seiten durchzudenken. Je schwerer es für die Schüler, die nach ihrer Erkenntnisstufe mehr auf die Reproduktion angewiesen sind, ist, selbständig zu denken, um so mehr sind sie daran zu gewöhnen; je schmerzlicher man oft sinnlose Verstöße mit den Worten beklagen muß: ihr denkt nicht, um so unablässiger ist ihre Denkkraft, ihre Denkschärfe, ihr Denkwille zu üben.

2. Man glaube ja nicht, daß ein Wortschwall dem Schüler schon Erkenntnis gebe. Viele Worte sind noch nicht klare, verarbeitete Begriffe: „da eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“. Weniger ist hier mehr, vorausgesetzt, daß es durchgearbeitet wird. Man hüte sich vor dem bloßen Wortwissen, das keine eigentliche Erkenntnis gewährt, und weil es der Anschauung entbehrt, nicht tief eindringt und nicht sicher haftet. Man hüte sich aber auch vor nur begrifflichem Wissen, vor dem Denken und Reden ins allgemeine, man übe lieber den Scharfsinn an dem positiv Gegebenen, an dem anschaulich Dargebotenen. Solche Arbeit wird nicht vergebens sein.

3. Wenn der Maßstab der geistigen Fähigkeiten im allgemeinen im Verstande, d. h. in der Urteilskraft zu suchen ist, so ist solche Fähigkeit insbesondere zu pflegen. Am höchsten ist freilich nicht die formale Fertigkeit zu werten, sondern das durch religiös-sittliche Erziehung gebildete gesunde Urteil, das sich auf eine ausgebreitete Sachkenntnis stützt. Begabung und Erziehung von Haus aus mögen das meiste beitragen, aber die Wissenschaft und Schule kann ihrerseits nicht umhin, die nötigen schulmäßigen Formen auszubilden und anzubilden, zu lehren, die Gründe für und wider sachlich abzuwägen und insbesondere den Voraussetzungen, den Vorurteilen, den vorgefaßten Meinungen, die so viel Unheil anrichten,

zu Leib zu gehen. — Denken und sprechen wird durch die Forderung gelehrt: die Schüler sollen in ganzen Sätzen reden.

4. Obwohl das Schlußverfahren z. B. im Rechnen, in der Naturlehre, in der Religion große Anforderungen an die Abstraktionskraft der Schüler stellt, so ist es eben deshalb eine lehrreiche Übung; das Schlußverfahren in dem Beweisen geometrischer Sätze wird allgemein als geistbildend geschätzt. Den begabten Schülern macht denn auch die Gymnastik des Schließens und insbesondere des Lösens mathematischer Aufgaben große Freude. Grundwichtig ist auf diesen Gebieten für klare Erfassung und sichere Einprägung nicht alles vorzumachen, vorzureden, sondern die Schüler selbst schauen und erkennen, sie selbst den Weg nach und nach finden zu lassen; das Entdecken und Finden wird ihnen eine Quelle von Lust und Sporn sein. Insbesondere ist hier hervorzuheben, daß das mechanische Rechnen nach der Schablone nie gute Rechner macht.

5. Wie man in der Wissenschaft ein induktives und deduktives Beweisverfahren unterscheidet, so auf dem Gebiete des Unterrichts eine analytische (griech. = auflösende) und eine synthetische (griech. = zusammenstellende) Methode. Die Analyse löst das Zusammengesetzte auf in das Einfache und das allgemein Geltende, die Synthese geht den umgekehrten Weg. Diese stellt die allgemeinen Sätze als sichere Wahrheit voran, nachdem sie irgendwie gewonnen worden sind, durch Intuition, Offenbarung oder auch Erfahrung, und macht von ihrer Beweiskraft das Einzelne abhängig. Die Analyse oder Induktion macht den Anfang mit Beobachtung, Experiment und steigt meist durch Wahrscheinlichkeitsschlüsse nach und nach zu allgemeinen Sätzen auf. Sie ist die genetisch-historische Erfahrungsmethode, welche den Schüler anschaulich und thätig in das Werden und Wesen der Dinge einführt. Übrigens gehören in der Wissenschaft und in der Schule beide Methoden zusammen: auch die Induktion muß schon im voraus gewisse Ziele ins Auge fassen, wenn sie zu ihnen gelangen will (vgl. S. 119 f.).

---

c. Die Vernunft.

1. Begriff im allgemeinen. Die Anschauung liefert der Erkenntnis das unentbehrliche sinnliche Material, das keine Begriffe zu ersetzen vermögen, das sich nicht einmal durch die Sprache darstellen läßt: wer nicht geschaut hat, was grün ist, dem kann es keine Beschreibung begreiflich machen.

Der Verstand zergliedert das anschauliche Material nach seinen formalen Beziehungen; er gewinnt Einsicht in den Zusammenhang des im Raume Auseinanderliegenden und in der Zeit Wechselnden und be-

herrscht es durch die Klarheit seiner Begriffe und die Norm seiner Gesetze. Er analysiert und abstrahiert, er vergleicht und kombiniert und ordnet das Einzelne unter allgemeine Vorstellungen unter, die sich durch die Sprache jedermann verständlich mitteilen lassen. Beide, Anschauung und Begriff, gehen nebeneinander her; auch die sinnliche Wahrnehmung wird in Worten ausgesprochen, die eigentlich der Abstraktion zu verdanken sind. Beide entwickeln sich nach und nach in gegenseitiger Wechselwirkung: das Kind, obwohl es mehr in den Sinnen lebt, hat oft recht unklare Anschauungen; erst die Bildung des Verstandes schärft auch das Auge. Viele Übung erleichtert und beschleunigt den Gang der Erkenntnis: ein geübtes Ohr hört leichter und unterscheidet feiner; ein erfahrenes Denken durchläuft die Bahnen schneller. Die Formen, in welchen sich die Anschauung bewegt, sind Raum und Zeit, also die Verhältnisse der Ausdehnung im Nebeneinander und der Ruhe oder Bewegung im Nacheinander. Die Formen, in welchen sich der Verstand bewegt, die Formen des Begriffs im weitesten Sinn, der in der Sprache sich offenbart, lassen sich den verschiedenen Formen des Urteils entnehmen, in welchem über den Subjektsbegriff etwas ausgesagt und dieser dem Prädikatsbegriff unterworfen wird. Man nennt sie daher Kategorien (griech. kategorein = aussagen). Die wichtigsten sind das Ganze mit den Teilen, das Ding mit den Eigenschaften (Substanz), die Ordnung der Begriffe nach Art, Gattung, Klasse, die Kausalität — Formen, die nicht erst zufällig aus der Erfahrung abgeleitet werden, als welche sie stets fragwürdig und des Beweises bedürftig wären, sondern die in der Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit ihrer Funktion die Erfahrung erst ermöglichen und insofern ihr vorausgehend oder apriorisch genannt werden.

Der Verstand ist auf die Erkenntnis der sinnlichen Erfahrung beschränkt. Trotz allem Positivismus, der auf das den Sinnen Gegebene begrenzen will, trotz allem Agnostizismus, der die Unerkennbarkeit alles höher Hinausliegenden behauptet, hat aber das Denken das unaustilgbare Streben, den gesamten Erfahrungskreis, der sich in die unabsehbaren Formen von Raum, Zeit, Bewegung verliert, zu einer Einheit zusammenzuschließen und wird darin zur **Vernunft**. Die letzten Anfänge und Enden, die letzten Ursachen und Folgen sind ja dem Verstand nicht gegeben, sie müssen aber zu allem Gegebenen als letzte Voraussetzungen hinzugedacht werden, wenn ein befriedigender Abschluß erreicht werden soll (Kant, Wilhelm Wundt). Die Vernunft setzt dabei das Werk des

Verstandes nicht geradlinig fort, sie ist nicht nur eine Art von Verstand, sondern eine andere Art von Erkenntnis. Während die Anschauung einfach material und formal die Thatsachen verzeichnet und der Verstand sie innerlich nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung, also kausal zu begreifen sucht, fragt die Vernunft, indem sie die höchsten Ziele und Zwecke ins Auge faßt, teleologisch nach dem Sinn und Wert des Ganzen, sie fragt, was das Vernünftige, das Sinn- und Wertvolle an dem Dasein und Werden der Welt und des Menschen, des Makrokosmos und Mikrokosmos sei. An dieser praktischen Betrachtung der Vernunft hat gleichermaßen das Herz wie das Denken Anteil. Indem sie den gesamten Lauf der Dinge den höchsten Zielen des Seins und des Sollens unterordnet, werden die Gedanken des Schönen und Guten und mit ihnen auch die des Wahren zu schöpferischen Ideen. Die Bürgschaft ihrer Verwirklichung aber muß diese Dreiheit suchen in der Wirksamkeit eines in der Welt waltenden und zugleich von ihr unterschiedenen, also persönlichen Gottes mit den entsprechenden drei Eigenschaften der Allmacht, Weisheit und Heiligkeit, in der Vollendung des Menschen durch die Unsterblichkeit und in der Ermöglichung der Vollendung durch die Freiheit. Daher wie der Verstand das Vermögen der Begriffe, darf die Vernunft das Vermögen der Ideen genannt werden (Plato, Hegel, neuerdings u. a. Gustav Glogau). Sie erhebt sich über das auf der sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar Aufgebaute zum Übersinnlichen, Transcendenten.

Hören wir darüber den Pädagogen großen Stils J. G. Fichte. Es ist überall, ruft er aus, nur ein wahrhaft Lebendiges, die eine lebende Vernunft, das einzig mögliche, auf sich beruhende und sich selbst tragende Dasein und Leben. Das vernunftgemäße, rechte, gute Dasein besteht darin, sein Leben an die Ideen zu setzen, sich selbst in den Ideen zu vergessen und keinen höheren Genuß zu kennen. Alles Große und Gute ist nur dadurch wirklich geworden, daß edle, kräftige Menschen allen Lebensgenuß für Ideen, für ihre Geltung aufgeopfert haben. — Alles Leben in der Materie ist Ausdruck der Idee. Bricht die Idee durch, dann erscheint das Phänomen der Aufopferung des persönlichen Lebens. — Nicht das Fleisch lebt, sondern der Geist. — Die Idee ist selbständig, daher richtet sie sich nicht nach Nutzen oder Erfolg, sie ist von absoluter Würde. — Die Idee ist sich selbst genug zu lebendigem, thätigem Leben, das da ewig aus sich selbst quillt, ohne eines anderen zu bedürfen

oder ihm Einfluß in sich zu verstatten. In solchem Selbstgefühl fordert das sittliche Leben die Liebe zu sich selbst, den Selbstgenuß seiner selbst, die Seligkeit. — Die Idee, wo sie zum Leben durchdringt, giebt eine unermeßliche Kraft und Stärke, und nur aus der Idee quillt Kraft. Ein Zeitalter, das der Ideen entbehrt, wird ein schwaches und kraftloses sein. Ein Zeitalter ohne Ideen muß Leere empfinden, muß Langeweile haben (Fichte, Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Vorlesungen, Berlin 1806, S. 75. 85. 115. 120. 154. 157. 510ff.)

2. Einzelne Ideen. Die Idee des Schönen verwirklicht sich im anschaulichen Sein und geht der Vernunft auf beim Anschauen mit — soweit dies psychologisch möglich ist — interesselosem Wohlgefallen. Die Schönheit hängt also zumeist nicht ab von unserer subjektiven Auffassung, ob angenehm oder nicht, ob zweckentsprechend oder nicht, sondern soll eine objektive Einheit in dem Mannigfaltigen der Dinge darstellen, für die allerdings unser Wohlgefallen den Wertmesser abgiebt. Die Frage, ob die Schönheit in der Form oder im Stoff liege, kann hier nicht näher erörtert, sondern nur berührt und gesagt werden, daß beides nicht scharf zu trennen ist, daß auf die anschauliche Form der Hauptnachdruck fällt, aber immerhin die Form dem Inhalt entsprechen muß. Keinesfalls hat das einseitig abstrakte Denken mit seinen Ideen das Recht, sich zum Richter über die Schönheit aufzuwerfen und sie für eine tief unter ihm stehende, logisch niedere Form von Anschauung zu halten. Gerade im Gegenteil könnte man versucht sein, in der lebensvollen Anschaulichkeit des Schönen einen Vorzug vor der grauen Theorie des Wissens zu sehen. Die Erkenntnis schärft freilich auch andererseits den Blick für das Schöne, in welchem unter Zurückschiebung des Zufälligen, Bedeutungslosen, Störenden nicht die gemeine, sondern die ideale, d. h. die gedankenvolle, charakteristisch durchgebildete Wirklichkeit sich darstellt. Darunter ist nicht eine solche Verkörperung von Ideen in der Wirklichkeit zu verstehen, die ihr Loslösen ermöglichte und als Symbolisierung aufzufassen wäre; im Schönen ist vielmehr Idee und Wirklichkeit, Gedanke und Leben in unmittelbarer Durchdringung, in innigster, unzertrennlicher Einheit der Form gegeben; die charakteristische Eigenart des Stoffes ist harmonisch durchgeführt, einheitlich ausgestaltet.

Die Idee des Guten wird wie im Altertum so auch heute

wieder von vielen, vorab von der englischen Philosophie, in das Glück gesetzt, antik in das individuelle, modern in das größtmögliche Glück möglichst vieler. Gegen diesen sozialen Eudämonismus erhebt sich der Einwand: wenn nichts als das Glück das höchste Ziel ist, warum soll es nicht das eigene sein? Das Gefühl als Maßstab führt notwendig zum Subjektivismus, zum Egoismus. Wirklichen Wert kann nur ein objektives Gut haben, dessen Bedeutung sich ja allerdings im Gefühl reflektieren wird. Wie wir nun physisch nicht essen, um Genüsse zu haben, sondern um das Leben zu behalten und zu erhöhen, so werden wir auch psychisch handeln, um das objektive Lebensgut zu fördern. Das Leben aber besteht in der einheitlichen Harmonie der mannigfaltigen Kräfte des Einzelnen, des Einzelnen in Verbindung mit anderen und mit Gott. Die Idee des Guten stellt sich somit dar als die persönliche Vollkommenheit oder als die einheitliche, kraftvolle Bethätigung der mannigfaltigen Gaben und Kräfte, als die Nächstenliebe oder als die einheitliche Verbindung des Zusammenlebens und harmonische Willensgemeinschaft mit anderen Persönlichkeiten, endlich als die Gottesliebe oder als die völlige Unterordnung unter den höchsten, heiligen Willen. Dabei hängt der sittliche Wert des Einzelnen nicht von der Erreichung der objektiven Zwecke, sondern von seiner Gesinnung, von seinem guten Willen, von seiner Treue gegen das Pflichtgebot ab. Die Achtung vor dem Sittengesetz, die Pflichttreue bringt das Christentum auf den höchsten Ausdruck des Gehorsams gegen Gottes Gebot, womit zugleich die allgemeine Verbindlichkeit von selbst gegeben ist, deren nur menschlich vereinbarte Gebote ermangeln.

Und während Kants Rigorismus die Pflichterfüllung nur dadurch rein erhalten zu können glaubte, daß er jegliche Neigung verbot, daß er also dem Menschen gebot, nicht mehr Mensch zu sein, hat das Christentum in dem Geiste der Gotteskindschaft die Pflicht und die Neigung in glücklichen Einklang gebracht. — Zum Guten gehört auch das Wahre.

Die Idee Gottes wird vom atheistischen und pantheistischen Naturalismus in die Idee des Universums der Welt oder der Natur aufgelöst, und doch läßt sich die Welt, in der eine oberflächliche Betrachtung eine anschauliche Erkenntnis zu besitzen wähnt, weder als äußere materialistische, noch als eine spiritualistische, weder als begrenzte oder unbegrenzte Natur, noch als geistige Substanz mit unveränderlichen Eigenschaften begreifen. Die Welt ist eben nicht ein ruhendes Sein,

sondern ein beständiges Werden, eine fortgehende Entwicklung. Entwicklung aber schließt ein Ziel und von Anfang an eine Richtung nach dem Ziel, also einen wohlgeordneten Gang, einen Zweckzusammenhang ein und fordert darum die Idee einer absoluten Weisheit und Macht, und wenn wir uns an die sittliche Idee, die sich in der Entwicklung des Menschengeschlechts verwirklicht, erinnern, auch einer absoluten Heiligkeit und Güte, mit anderen Worten die Idee eines die Welt schaffenden und regierenden, persönlichen Geistes oder Gottes. Den absoluten unvorstellbaren Weltgrund bringt uns der christliche Glaube positiv in unmittelbarer, menschlicher Wirklichkeit nahe in Jesu Christo, in welchem uns in Form einer idealen sittlichen und doch geschichtlichen Persönlichkeit ein Vorbild gegeben ist. Indem uns hier etwas Unendliches und anderseits doch geschichtlich Glaubwürdiges entgegentritt, stimmen philosophische und religiöse Betrachtung überein (so auch W. Wundt, System der Philosophie 1889, S. 644 ff.).

Da wir im irdischen Zeitleben die Vollkommenheit der sittlichen Idee niemals erreichen und die Idee ihre Verwirklichung doch voraussetzt, da ferner der Abfall von ihr und die Übereinstimmung mit ihr sühnende oder lohnende Vergeltung verlangt, so werden wir zu der Idee der Unsterblichkeit geführt, in welcher die menschliche Persönlichkeit Gelegenheit zur Vollendung findet und Würdigkeit und Glückseligkeit ausgeglichen wird, kraft der Gerechtigkeit und Macht Gottes, der hienieden in dieser Richtung die Natur nicht in äußerer Übereinstimmung mit dem Verhalten des Menschen verlaufen läßt.

Endlich setzt die unbedingte Forderung der Sittlichkeit die Idee der menschlichen Freiheit voraus oder die Möglichkeit, gegenüber den Trieben der Sinnlichkeit den idealen Forderungen des Guten Geltung zu verschaffen und in sittlichem Fortschritt zur Erreichung des Ideals zu gelangen.

3. Pädagogische Bemerkungen. Um die Bedeutung der Idee für die Erziehung ins Licht zu setzen, sei an die Erziehungslehre von Herbert Spencer erinnert, in welcher der gefeierte englische Philosoph den Wert der verschiedenen Unterrichtsgegenstände nach folgender Reihenfolge abschätzt:

1. Die wichtigsten Fächer sind diejenigen, welche unmittelbar der Selbsterhaltung dienen, vor allem Physiologie.

2. Sodann kommen die, welche das zum Leben Notwendige herbei-

schaffen und so mittelbar der Selbsterhaltung dienen: Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie, Biologie, Volkswirtschaftslehre.

3. Ferner die, welche das Aufziehen und Unterrichten der Nachkommenschaft zum Zweck haben.

4. Weiter die, welche sich auf Aufrechterhaltung und Förderung der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung beziehen: beschreibende Gesellschaftskunde.

5. In letzter Linie steht, was der Befriedigung von Gefühl und Geschmack dient und geeignet ist, die Mußestunden des Lebens auszufüllen: ästhetisch-litterarische Bildung.

Welch trostlose Öde in diesem Erziehungsplan! Die Überbürdung mit altklassischem Unterricht in den letzten Jahrzehnten zeigt sich hier im Gegenschlag eines plattest utilitaristischen Philistertums. Welche Unnatur, vor allem über Leib und Leben zu reflektieren und den Knaben vor jeder Arbeit, jeder Bewegung fragen zu lassen: ist es auch gesund? ihm nicht nur die erwärmenden, begeisternden Ideale, sondern auch den natürlichen, frischen, frohen Lebensmut zu nehmen; ihn zum Hypochonder zu erziehen, der bei seiner mangelnden Urteilskraft und Erfahrung glauben wird, alle Krankheiten, mit denen man ihn frühzeitig bekannt macht, an seinem eigenen Leibe zu entdecken, wie es ja selbst bei manchem medizinierenden Erwachsenen der Fall ist. Und wenn man ihm in zweiter Linie Volkswirtschaftslehre beibringt und zeigt zu sparen und seine Kapitalien nutzbringend anzulegen, wird er damit nicht zum Geizhals oder raubt man ihm nicht wenigstens die Kindlichkeit der Jugend und macht ihn vor der Zeit mit den Sorgen bekannt, von denen die Alten nur zu sehr geplagt sind? Und Gesellschaftskunde: als ob er ein „Robinson" wäre mitten in der Gesellschaft! Was aber dem Leben und Unterricht Würze und Weihe, Geist und Kraft verleiht, das Ideale, ist nach all dem Nützlichkeitskram an den Schluß gestellt, der höchste, wichtigste Faktor, Religion und Ethik, nicht einmal genannt. Nicht besser können wir unsere Bedenken zusammenfassen als in das Schriftwort: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht", Matth. 4, 4 (vgl. Dilthey a. a. O.).

B. Der Lauf der Vorstellungen.

1. Das Zurücktreten der Vorstellungen.

Das Verschwinden der Vorstellungen scheint in der Natur der Sache zu liegen, weil stets neue Eindrücke der Außenwelt oder andere neue Gedanken des Vorstellungslaufes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch

nehmen und dann die früheren Vorstellungen unter der Schwelle des Bewußtseins wie von selbst verschwinden. Allein das Vergessen ist durchaus nicht selbstverständlich, wie sich besonders dann zeigt, wenn man z. B. so gern vergessen möchte und doch nicht kann, wenn sich schmerzliche Gedanken zu tief in unser Bewußtsein eingegraben haben. Kraft des allgemeinen Gesetzes der Beharrung ist auch den Vorstellungen ein Beharrungsvermögen eigentümlich. Man hat sogar in gewissen Gehirnzellen anatomische Ablagerungsstätten der Vorstellungen, Residuen ihrer Reize, vermutet.

Nun hat freilich das Bewußtsein eine gewisse Enge, vermöge der es gleichzeitig eigentlich nur wenigen Vorstellungen oder nur einer Vorstellungsgruppe seine Aufmerksamkeit voll zuzuwenden vermag, nicht aber mehreren Vorstellungen, die durch kein gemeinsames Band verknüpft sind. Wie wirkt nun diese Konzentration auf die anderen Vorstellungen? Aus welchen Ursachen und in welcher Form verschwinden sie? Wenn man den Lauf der Vorstellungen selbst, abgesehen von fremdartigen Einflüssen, betrachtet, so lassen sich folgende fünf Fälle des Zurücktretens einer Vorstellung unterscheiden, zwei völligen und drei teilweisen Zurücktretens:

1. Unwillkürlich verschwinden die Vorstellungen, indem sie den mannigfaltigen Eindrücken der Sinne oder den auftauchenden neuen Vorstellungen, die die Aufmerksamkeit mit Beschlag belegen, Platz machen.

2. Willkürlich kann man eine Vorstellung nicht ohne weiteres, nicht gewaltsam, unmittelbar unterdrücken; denn das Verschwinden ist ein Zurücktreten ins Unbewußte, ein absichtliches Vorgehen gegen eine Vorstellung würde sie aber nur klarer machen. Das Vergessen ist vielmehr nur durch neue starke Vorstellungen, durch Ablenkung der Aufmerksamkeit auf sie möglich, abgesehen von dem sehr wirksamen Übergang zu anderen Interessen und Beschäftigungen, zu Arbeit und Genuß. Kraftvoller Übergang zu Neuem offenbart Selbsterziehung und Macht des Geistes. Übrigens zeigt sich auch hierin ein Unterschied der Naturen: tiefgehende, grübelnde vergessen schwer, oberflächliche leicht.

3. Die Vorstellungen schreiten im Lauf der Gedankenentwickelung von selbst zu neuen weiter, zum zeitlich, kausal, final Nachfolgenden, zum Ergebnis und Schluß; man vergißt die Regel in der Ausübung, die Verordnungen, Gebote in der freien Erfüllung. Die Hilfsmittel, die Anleitungen, die Unmündigkeit in Pädagogik und Ethik macht dem

Höheren, der selbständigen Ausübung Platz. Verkehrter Formalismus und Buchstabendienst wäre es, dies zu übersehen.

4. Manchmal braucht eine Vorstellung nicht völlig zu verschwinden, sie darf im dunkleren, dämmernden Hintergrund des Bewußtseins verharren, während die Aufmerksamkeit zunächst und in erster Linie anderem zugewandt ist, ähnlich wie das Auge zu einem bestimmten Einzelgegenstand fortgleitet, aber doch noch ein weiteres Sehfeld behält: man denkt nicht mehr an die Form der Buchstaben und Worte, sondern ist beim Lesen dem Inhalt zugewandt, hat aber dabei doch noch eine gewisse Vorstellung von der Schreibweise der Worte.

5. Eine Vorstellung kann für sich zurücktreten, indem sie mit anderen verschmilzt und ihren Beitrag zu einer Gesamtvorstellung giebt, ohne selbst deutlich in den Vordergrund zu treten, z. B. sind nach einer Wanderung die Vorstellungen des Anfangs, Fortgangs, Endes zu einer Gesamtvorstellung verschmolzen; nach Anhören einer Rede die vielen Vorstellungen, die sie erregte, verschwunden und doch im Totaleindruck enthalten. Solche Zusammenfassung geschieht leichter, zutreffender, je öfter wir das Einzelne durchgenommen haben. Der Erfolg fleißiger Verarbeitung des Einzelnen ist ein klarer Überblick, eine beherrschende Gesamtanschauung, in der das viele Einzelne zusammengefaßt und dem Bewußtsein nicht unmittelbar gegenwärtig ist. Man spricht in diesem Sinne von intuitivem Wissen und nannte es auch schon eine Verdichtung von Vorstellungen (Herbarts Schule).

2. Das Wiederauftreten oder die Reproduktion der Vorstellungen.

Von vornherein ist anzunehmen, daß auch der Lauf der Vorstellungen dem allgemeinen Kausalzusammenhange unterliegt, den wir sonst in der Welt wahrnehmen, daß sie also nicht in ungeordnetem Wechsel auftauchen und wieder verschwinden, so wenig uns auch im gewöhnlichen Gedankengange Regel und Ordnung zum Bewußtsein kommt und so wenig es möglich sein dürfte, die durchgängige Gültigkeit von Gesetzen stets im Bewußtseinsleben nachzuweisen, das nun einmal keine abgeschlossene Welt für sich ist, sondern sich auf dem Untergrund des Unbewußten erbaut und nach manchen ererbten, erworbenen Anlagen gestaltet. Die Vorstellungswelt wird ja nicht als ein fertiges Ganzes mit auf die Welt gebracht, sie hat sich nach und nach gebildet; wie die sinnliche Wahrnehmung auf Einzelempfindungen beruht, so haben sich alle unsere

Vorstellungen nach und nach entwickelt, und wenn auch Anlagen und Neigungen zur Bildung gewisser grundlegender Begriffe (z. B. Gottes, des Gesetzes des Guten) angeboren sind, ihren bestimmten Inhalt und ihre zeitliche Ausprägung haben sie erst nach und nach erhalten.

Mehrfache Ursachen werden aufgezählt, aus denen die Vorstellungen in Verbindung, Gesellschaft (= Ideenassoziation) miteinander treten, aus denen sie daher auch ins Bewußtsein willkürlich und unwillkürlich wieder hervorgerufen oder reproduziert werden, Ursachen, die zunächst nur den Vorstellungen gelten, da andere Bewußtseinserscheinungen, Gefühle und Strebungen, nur schwer und mit Hilfe von Vorstellungen wiederholt werden. Man pflegt vier derartige Ursachen oder Gesetze der Assoziation zu unterscheiden. Ähnlichkeit, Kontrast, Koexistenz (Simultaneität, Gleichzeitigkeit) in Raum und Zeit und Succession in der Zeit.

Von hervorragender Wichtigkeit ist die erstgenannte Ursache, die der Ähnlichkeit oder inneren Verwandtschaft oder Beziehung, der als zweitwichtige an die Seite tritt der mehr äußere Zusammenhang oder die Berührung in Koexistenz und Succession; mit beiden vermögen wir die sogenannten Gesetze der Assoziation zu erschöpfen: wir sprechen also von einer Beziehungs- und Berührungsassoziation.

Die Anschauung, Vorstellung einer Person, einer Sache ruft frühere Bilder derselben und ähnliche in der Erinnerung hervor: das Bild eines Hauses weckt die Erinnerung an dessen wirkliche Anschauung und an ähnliche Häuser, an Bauart, Baustil, nach Umständen auch an verschiedene, sodaß der Kontrast nur als eine Ergänzung der Ähnlichkeit erscheint. Eine Geschichte, die erzählt wird, erinnert an ähnliche Geschichten, eine Anekdote weckt die andere. Ein Sinnspruch erinnert an Beispiele. Hierher gehört auch das Gebiet der Parallelen, Analogieen, Allegorieen, Metaphern. Mit der Ähnlichkeit des Gefühls ist die Ähnlichkeit der Vorstellung gegeben, und dies führt in der Sprache zur Ähnlichkeit der Bezeichnung: die Wurzel strahlen zu den Wörtern Stern, Sonne, Silber; die Wurzel glänzen zu Gold, Glück und Glanz; eine Wurzel, die schimmern bedeutet, zu Feuer, Frühling, d. h. zu bildlichen Ausdrücken von Metaphern, die man sprachlich radikale Metaphern nennen kann (radix = Wurzel), im Unterschied von dem weiten Gebiet der Metaphern, in welchen Sache und Ausdruck in dem Vergleichungspunkt eines dritten zusammentreffen. Ähnlichkeit der Laute ist wirksam

in Alliteration, Assonanz, Reim, Wortwitz. Entfernte Ähnlichkeit an der Grenze des logischen Zusammenhangs kann thöricht werden.

Zur inneren, sachlichen Beziehung kann auch gerechnet werden das Verhältnis des Ganzen zu den Teilen: die Vorstellung eines Hauses weckt die Erinnerung an Lage, Umgebung, an den Zusammenhang des Ganzen, aber auch an die Einrichtung, die Menschen, die Erlebnisse darin.

Ferner das Verhältnis von Ursache und Wirkung, indem weiter gefragt wird: wie ist in dem Haus zu wohnen und warum angenehm oder nicht. Die Vorstellung des Regens erweckt den Gedanken an seine Wirkungen, an seine Ursachen. Dies ist insbesondere der Gedankengang der Forscher und Entdecker.

Dies führt auf den Zusammenhang der Koexistenz und Succession, der häufig mit dem kausalen zusammentrifft. Zusammentreffen im Raum: die Vorstellung einer Glocke erinnert an die verschiedenen Gelegenheiten, bei denen sie geläutet wird (Schillers „Lied von der Glocke"), eines Schulzimmers an die Ereignisse darin, eines Buches, einer Seite an den Inhalt. Zusammen in der Zeit: Die Erinnerung an ein Erlebnis weckt das Andenken an die gleichzeitigen Ereignisse; bei der Erinnerung an die Persönlichkeit Davids denken wir an seine Werke. Succession: Die Erinnerungen stellen sich in ihrer natürlichen Zeitfolge ein, die Vorstellungen kehren in der ursprünglichen Aufeinanderfolge wieder, so die Zahlen, die Worte beim Auswendiglernen (wichtig fürs Memorieren).

Die Sprache ist ein Beispiel dafür, wie das Zeichen die Sache hervorruft. Die gleiche Vorstellung entspricht dem gleichen Laut, den auch andere aussprechen gelernt haben in Erwiderung und Nachahmung: so entstand die Sprache als Mittel zum gegenseitigen Verständnis, in den einfachsten Wortbestandteilen und Lauten vielleicht eine unwillkürliche Nachahmung von Klängen in der umgebenden Natur und Kreatur, jedenfalls ein Gefühlsausbruch bei tiefer greifenden Erfahrungen, insbesondere aber und im Unterschied von der Tierwelt bei Arbeit und Bewegung, welche zielbewußtes Handeln erfordert, daher die einfachsten, ersten nachweisbaren Sprachwurzeln irgendeine Thätigkeit ausdrücken (Max Müller).

Eine Trennung der Assoziation in vier verschiedenen Arten zerreißt den einheitlichen Zusammenhang des geistigen Lebens; diese strenge Einteilung läßt sich aber auch deshalb nicht festhalten, weil sich die sämt-

lichen Arten auf eine veränderliche oder zeitliche Berührung oder auf einen mehr oder weniger einheitlichen Zusammenhang der Beziehung zurückführen lassen. Ja man könnte versucht sein, noch mehr zu vereinfachen und von den herkömmlichen sogenannten vier Gesetzen sagen, selbst das der oft so äußerlich scheinenden Succession eingeschlossen: sie drücken alle ein Zusammen im Bewußtsein aus. Wie die Vorstellungen zusammen waren oder inhaltlich zusammen gehören, so werden sie auch zusammen zurückgerufen. Das Aufstellen verschiedener Arten von Reproduktion reißt die Vorstellungen zur Vereinzelung auseinander, um sie durch einige künstliche Bande wieder zusammenzuknüpfen, zerstört also die Einheitlichkeit des zusammenhaltenden Bewußtseins*).

Aber wie verträgt sich mit dieser Einheitlichkeit das Assoziationsgesetz des Kontrastes? Gegensätze sind an sich in unserem Leben nichts Auffallendes, ja es verläuft im Gegensatz von Tag und Nacht, Wachen und Schlafen, Arbeit und Ruhe. In unserem inneren Leben hervorragend zu Gegensätzen geneigt ist nur das Gefühl, das sich zwischen Lust und Schmerz hin- und herbewegt. Wenn uns beim Anblick einer öden Wüste der Gedanke an eine Oase kommt, so ist das ein Beitrag unseres Gefühls, nicht ein Produkt kalten, rein theoretischen Vorstellungsverlaufs, der ja auch sonst noch manchen Einflüssen von Naturell, Neigung u. s. w. unterliegt. Nicht ein Assoziationsgesetz der Vorstellungen zeigt sich hier wirksam, sondern die Macht des Gefühls. Gefühl, Stimmung, Interesse ist von viel größerer Bedeutung als Ähnlichkeit oder Berührung der Vorstellungen. Praktische Gefühls- und Lebensmotive lenken vor allem die Aufmerksamkeit und den Gedankengang. Unser Bewußtseinsleben ist aber nicht nur eine formale, sondern eine reale Einheit. Und auch die Lebhaftigkeit des Laufs der Vorstellungen hängt von der Stimmung ab: in trauriger ist er langsam, in fröhlicher flüssig, besonders wirken gewisse pathologische Zustände beschleunigend: Delirium, Weine, auch Genuß von Narkoticis; Wein, Opium, Morphium, Cocain wirken so aufregend, daß man oft von förmlicher „Ideenflucht" redet. Noch ist hinzuzufügen, daß die Seelenstimmung ihr ähnliche Bilder bevorzugt, also in trauriger zu traurigen, in heiterer zu frohen Vorstellungen neigt.

*) Anmerkung. Ähnlich Höffding. Ehrenfels führt mehr mechanisch alle Assoziationen zurück auf die Wiederholung des Gleichen oder Gewöhnung („Fühlen und Wollen", Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1887).

3. Herbarts Theorie.

Wir haben am Eingang dieses Abschnittes bemerkt, daß kein Grund sei, die Vorstellungen vom allgemeinen Naturgesetze der Beharrung auszuschließen, daß also ihr Verschwinden aus dem Bewußtsein besonders erklärt werden müsse. Diese Erscheinungen nun sieht die Theorie Herbarts und seiner Schule auf folgende eigentümliche Weise an.

Das schlechthin einfache Reale der Seele hat Vorstellungen, d. h. ursprüngliche einfache Zustände, in welchen es den Gegensatz zu anderen Realen zum Ausdruck bringt und durch welche es sein Sein im Unterschied von dem ihren erhält. Die Vorstellungen sind innere Entwicklungen, Auswirkungen der Seele, die man als Selbsterhaltungen bezeichnen kann. Das wirkliche oder wirksame Vorstellen ist ein Bewußtwerden; verschwindet die Vorstellung aus dem Bewußtsein, so ist sie ein bloßes Streben vorzustellen. Die Vorstellung aber, mit anderen Worten, was die Seele aus sich selbst entwickelt hat, kann ihr nicht von außen entzogen werden, sondern muß sich behaupten. Gleichzeitige Vorstellungen verschmelzen oder hemmen sich je nach Ähnlichkeit oder Gegensatz. Die Hemmung hat keine Vernichtung zur Folge, sondern ein Latentwerden mit dem Streben, vorzustellen. Die verdunkelte Vorstellung kehrt aber in das Bewußtsein zurück, sobald die vorhandenen Hemmungsverhältnisse dem außer Wirksamkeit gesetzten Vorstellen gestatten, seine Wirksamkeit wiederaufzunehmen. Das Wiederaufsteigen der verdunkelten Vorstellung über die Schwelle des Bewußtseins ist ihre Reproduktion. Sie erfolgt unmittelbar durch die eigene Kraft der Vorstellung unter Wegfall der entgegengesetzten Vorstellung, mittelbar durch die Kraft der Hilfe der mit ihr verschmolzenen Vorstellung gegen die vorhandenen feindlichen Vorstellungen.

Hiernach kommt die treibende Kraft im Laufe der Vorstellungen einer hervorragenden, grundwesentlichen Eigenschaft der Vorstellungen zu, ihrer Selbsterhaltung, vermöge der sie im Bewußtsein bestehen, in diesem Bestand durch das Auftreten anderer Vorstellungen gehemmt werden und nach dem Verschwinden wieder emporschnellen. Die Vorstellungen sind selbständige Kräfte, die sich hemmen, verdunkeln, verdrängen, nicht eigentlich von selbst, sondern veranlaßt von anderen, von deren Verschiedenheit und Gegensatz. Eine Folge dieser Eigenschaften ist, daß sich die Vorstellungen entweder verbinden, verschmelzen

und in Reihen ordnen oder scheiden und gegenseitig verdrängen. Das giebt Leben, Bewegung in den Vorstellungskreis: sie steigen auf im Bewußtsein oder werden heller, sie sinken und werden dunkler, wobei in dem gegenseitigen Kampfe sowohl die eigene Kraft als die Hilfe der Vorstellungen, mit denen sie verknüpft waren, entscheidet. Kehren gehemmte oder verdunkelte Vorstellungen zurück, so spricht man von Reproduktion, und zwar von unmittelbarer, wenn der Gegendruck von selbst wegfällt, von mittelbarer, wenn er überwunden wird durch die Stärke der Vorstellungen, durch ihre Verschmelzung und Verknüpfung mit anderen. Immer aber hemmen sich die Vorstellungen und steigen auf durch rein mechanischen Druck und Gegendruck, in mechanischer Statik und Mechanik, die sich als zahlenmäßig berechnen läßt.

Mit dieser mechanischen Bewegungstheorie der Vorstellungen scheint sich die unwillkürliche Reproduktion großenteils glatt zu erklären. Auch würden die herkömmlichen aufgezählten Assoziationsgesetze reiche Verwertung finden können. Allein abgesehen von der angreifbaren äußerlichen Zusammenstellung der letzteren giebt Herbarts Theorie zu erheblichen Bedenken Anlaß:

1. Man kann nicht von starken und schwachen Vorstellungen reden; abgesehen von der Gefühlsfärbung und Willenserregung, die sie begleiten kann, sind die Vorstellungen alle gleich schwach und gleich stark: die Vorstellung des Höllenbrandes ist an sich nicht stärker als die eines Kerzenlichts. Sind aber alle Vorstellungen in Beziehung auf die Stärke gleich oder indifferent, so läßt sich auch keine Verstärkung durch Verschmelzung oder Verbindung erzielen: tausend Gleichsichtige, tausend Kurz- oder Weitsichtige sehen nicht anders, nicht besser als nur einer. Den Vermögen von Gefühl oder Willen als solchen räumt aber Herbart keinen Einfluß ein. Oder sollte die Stärke nicht mechanisch, sondern dynamisch dem bedeutungsvollen Inhalt gelten, wie käme es dann, daß die bedeutungsvollsten Vorstellungen verschwinden, um plötzlich scheinbar unmotivierten, unbedeutenden Einfällen Platz zu machen? Daß wir uns anderseits mit aller Kraft auf Wichtiges vergebens besinnen? Überdies scheitert die Verschmelzung der Vorstellungen an ihrer Verschiedenheit, wie denn überhaupt diese Art chemischer Zusammenschmelzung Zweifel erregt.

2. Von dem Kampfe und Frieden der Vorstellungen haben wir kein Bewußtsein. Unter den Zuständen der Seele, den Gefühlen und

Trieben, bemerken wir nie ein Auf- und Abwogen, nie einen gegenseitigen Ringkampf um die Herrschaft. Die Fäden, mit denen die Vorstellungen unter sich verbunden sind, schauen wir nicht. Die Werkstätte insbesondere der unbewußten Vorgänge, die so eng mit den bewußten verbunden sind, ist uns unbekannt; wir vermögen die Mittelglieder eines thatsächlichen Zusammenhangs oft nicht zu erkennen; Vorstellungen, Gefühle, Triebe scheinen unvermittelt aufzutreten, und doch mögen sie ganz wohl veranlaßt sein. Die als so exakt ausgegebene Theorie entpuppt sich als bloße Hypothese.

3. Wenn endlich die Vorstellungen als Selbstvorstellungen, also als Thätigkeiten der einheitlichen Seele bezeichnet werden, wie sollen sie auf einmal selbständige, isolierte Kräfte sein, die ihre Stärke in gegenseitigem Kampfe messen? Es widerspricht den Erfahrungen eines Zusammenhangs im Bewußtsein, den Vorstellungen ein selbständiges Dasein, ein Ringen um individuelle Herrschaft zuzuschreiben. Es kommt für den Verlauf der Vorstellungen doch auf den ganzen Gang unserer Gedanken, nicht aber auf die Macht einzelner Vorstellungen, auf die ganze einheitliche Rüstung unseres Geistes an. Und gerade je reicher unser Vorstellungsleben ist, um so mehr offenbart sich die übergreifend gestaltende Kraft unseres einheitlichen Bewußtseins. Von weittragendster Bedeutung sind aber Stimmung und Neigung, innerer Charakter und äußere Umstände.

4. Pädagogische Anwendung.

1. Der Lauf, die Verknüpfung und Trennung der Vorstellungen zeigt die reiche Mannigfaltigkeit des Inhalts unseres Geistes, den kraftvollen Zusammenhang, die starke einheitliche Zusammenfassung der klar bewußten wie der unter die Schwelle des Bewußtseins gesunkenen Gebilde des Vorstellens, aber auch die starke Abhängigkeit des Vorstellungskreises von den Einflüssen der Gefühle und Stimmungen, der Triebe und Strebungen, von Naturell und Charakter, von vegetativem und persönlichem Leben.

Indem das logisch Ähnliche, das inhaltlich Verwandte wie das äußerlich sich berührende von der zusammenfassenden Kraft des Geistes beisammen gehalten wird, werden Brücken geschlagen von allen zu allen Vorstellungen. In diese Vielseitigkeit der Verbindungen, in die übergreifende, durchgreifende Einheit des Verstehens wird aller Reichtum des Wissens eingeordnet. Darauf beruht die Vielseitigkeit, die Gewandtheit, die Beweglichkeit des geistigen Lebens. —

Wiederholung, übersichtliche Zusammenfassung des durchgenommenen

Wissens macht im einzelnen und ganzen die Bänder sicherer und führt zur „freien Herrschaft“ über den Vorstellungsstoff.

2. Auch das äußerliche Zusammen, die mechanische Reihenfolge von Worten, Vokalen, Zahlen, wie sie das Memorieren einprägt, ist von so einschneidender Bedeutung, daß das eifrige, die Mechanik überbietende Bemühen, Memoriertes im Vortrage zu dynamisch verständnis- und ausdrucksvoller Betonung zu bringen, die Gefahr des „Steckenbleibens“ besorgen muß. Aber gerade deshalb darf eine inhaltlich logische Erklärung und Verknüpfung als Vorbereitung des Memorierens von bedeutsamen Sätzen nicht versäumt werden, ja sie erst giebt ein inniges und darum treues Band für das, was vor allem dem Verständnis und Gemüt nahe gebracht und wichtig gemacht werden soll.

3. Da traurige Gemütsstimmung den Fluß der Vorstellungen hemmt, frohe ihn fördert, so ist gedrückte Stimmung für ihn stets von Übel, heitere von Vorteil. Überanstrengung, körperliche Herabgestimmtheit, Ermattung, auch Kälte verlangsamt die Vorstellungen.

4. Lebhafte Gemütserregungen können auch schädlich sein, sie beeinträchtigen gern die Sicherheit und Treue des Gedankenlaufes. Abschweifende Bemerkungen leiten die Aufmerksamkeit vom Unterricht leicht ab. Eine gutgemeinte, aber unnötige Zwischenbemerkung kann mit einem Schlag nicht hergehörige, ungehörige Gedankenreihen entfesseln.

5. Ein leiser Ton kann zwar unseren Vorstellungsverlauf mehr stören als starkes Glockengeläute, aber nur je nach Umständen, je nach der „psychischen Relation“, der Verfassung, Empfänglichkeit des Bewußtseins. Im allgemeinen gilt: lebhafte äußere Sinneseindrücke nehmen mehr in Anspruch als schwache. Darum läßt sich in dunkelnder Dämmerung und beim stillen Mondschein so schön träumen. Stille, Ruhe ist die erste Bedingung für die Aufmerksamkeit.

6. Die didaktische Kunst zeigt sich darin, daß sie die Gedanken anderer von zerstreuenden, verwirrenden, erschlaffenden, schädlichen Abwegen ohne Machtsprüche, die wenig oder nichts fruchten, durch spielende, unwillkürlich scheinende, positive Darbietung anregender wertvoller Vorstellungen abzulenken vermag. Es ist eine Kunst der Selbstbeherrschung, für sich diesen Weg frei einzuschlagen.

7. Regeln dürfen wohl vergessen werden, wenn sie zur freien sicheren Übung geworden sind. Gebote sind nicht Selbstzweck, sondern haben die Aufgabe, die freie Bethätigung des Guten aus Lust und Liebe vorzubereiten. Der Gehorsam ist eine Schule der Gewöhnung, welche das Gute so lieb und wert macht, daß es zur anderen Natur und als selbstverständlich mit Freuden erfüllt wird.

2. Der Gang des Erkennens in seinem Werden.

A. Theoretischer Gang.

Nachdem wir die psychologischen Elemente des Anschauens, des Verstandes und der Vernunft für sich betrachtet und jedem nach seiner Art die pädagogische Nutzanwendung beigegeben haben, erübrigt uns noch, den Weg zu betrachten, auf dem sich die Erkenntnis aus diesen Fähigkeiten allen entwickelt, um dadurch zu der richtigen, naturgemäßen pädagogischen **Methode** (griech. = Weg) des Unterrichts zu gelangen. In der Hauptsache kommen wir zunächst zum Was und dann zum Wie, zuerst zum richtigen Stoff und dann zur Art und Weise seiner Behandlung. Die Bedürfnisse und das Wachstum schon der physischen Natur können uns zeigen, was auch der psychischen notthut, ohne daraus jedoch die besonderen Unterrichtsgegenstände ableiten zu wollen. Wie aber die dem Leben der Seele dienenden Stoffe aufzunehmen sind, das muß aus der Natur der psychischen Elemente erhellen.

---

a. Nach biologischen Gesetzen.

Wie gering sind noch die Fähigkeiten und Fertigkeiten des kleinen Kindes! Es lernt nach und nach scharf sehen, tasten, greifen, sitzen, stehen, gehen, reden und eines nach dem anderen: zuerst der Gebrauch der Sinne, dann der Hände, der Füße, der Sprache und wie mühsam, wie langsam jeder davon! Weniges kann und übt das Kind und treibt nur sehr allmählich Mehreres, und dies nur, nachdem es das Frühere wohl gelernt hat. Es hängt dies mit dem physiologischem Wachstum und der Funktion des Gehirns zusammen.

Ähnliches zeigt sich in der Ernährung des Leibes: die Nahrung muß zuerst die denkbar einfachste, gleichartigste sein: Milch, womöglich aus dem Mutterboden, dem das Kind entsprungen ist, muß in kleineren, verdünnten Portionen gereicht, die Speise darf erst nach und nach fest und mannigfaltig werden; denn das Einfache, Elementare ist leichtverdaulich, und erst der geübte Magen verträgt das Zusammengesetzte, Künstlichere.

Ferner ist das Kind wie seinen körperlichen, so auch seinen geistigen Fähigkeiten entsprechend zunächst auf einen kleinen Raum beschränkt, macht in ihm seine Erfahrungen, lernt ihn aus und wird dadurch fähig, nach und nach einen weiteren Gesichts- und Übungskreis zu übersehen, zu beherrschen, zu durchlaufen. Der Geist entwickelt sich ebenso von anfangs nur wenig Fähigkeiten nach und nach zu mehreren. Hieraus ergeben sich die Unterrichtsregeln:

Gehe von den einfachen Elementen langsam zum Zusammengesetzten, gehe vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten, und zwar erst wenn das Einfache, Nahe, Bekannte gründlich durchgeübt ist; denn nur dieses ist für den Anfang verständlich, und bildet die Bestandteile, aus denen jede spätere Erfahrung eigentlich erwächst. Die Elemente, die immer wiederkehren, sind vor allem rein und klar, sicher und fertig zu üben, so daß sie zur Verwendung stets bereit liegen, z. B. die Bestimmtheiten von Raum, Zeit und Zahl, die sinnlichen Qualitäten, die Tonreihen, die Sprachlaute. Der Elementarunterricht ist von der grundlegendsten Bedeutung. Was in ihm verfehlt, versäumt wird, ist schwer hereinzubringen; was in ihm gelernt wird, verleiht Sicherheit fürs ganze Leben. Pestalozzi, Herbart, Fröbel haben sich besonders gerade um diese Grundlage allen Unterrichts bemüht.

Der Unterricht soll daher auch, um die Elemente gründlich zu treiben, mit wenigen Gegenständen anfangen und nur nach deren Bewältigung langsam zu mehreren weitergehen. Es ist verkehrt, in Elementarschulen vielerlei nebeneinander zu treiben. Darin liegt auch das Recht der Forderung einer deutschen Einheitsschule. Daher ist auch die sogenannte Konzentration des Unterrichts, welche in der Herbartschen Schule auf der betreffenden Kulturstufe Entlegenes und in mancher Hinsicht so Heterogenes zusammennimmt, von problematischem Wert. Noch mehr erhellt dies aus dem nächsten Abschnitt *). Der Grund freilich, den

*) Anmerkung. Theoretisch geht die Forderung der Herbartschen Schule, daß die kindliche Geistesentwickelung dem kulturgeschichtlichen Gang der Menschheit entsprechen solle, auf unseren dritten Grundsatz zurück und beruft sich zugleich auf das psychologische Gesetz der Apperzeption (s. u.). Hiernach verlaufen die Fächer nach den ethischen Mittelpunkten, um die sie konzentriert werden, in folgender Reihe von Kulturstufen: Vorstufe epische Fabel (Kindergarten); 1. Märchen, 2. Robinson, 3. Patriachen (heimische Sagen), 4. Richter (Nibelungen), 5. Israelitisches (und deutsch-mittelalterliches) Königtum, 6. Jesus (Reformation), 7. Apostel (Befreiungskriege),

man schon gegen die Stufen angeführt hat, deren verschiedene Gehirnschichten seien zu entlegen, ihr gegenseitiger Verkehr verbrauche daher zu viel Kraft, ist bei der Einheit des Gehirnsystems ein wunderlicher. Aber mit Grund läßt sich verlangen, daß der ganze Unterrichtsplan vom Einfachen und Nächstliegenden auszugehen, also mit wenigen und zusammenliegenden Gegenständen zu beginnen und erst nach und nach zum Fernen und Unbekannten fortzuschreiten habe (z. B. in der Geographie zuerst Heimatskunde). Den Grundsatz, von der nächsten Umgebung zum Ganzen der umgebenden Welt fortzuschreiten, und zwar gerade auf den geläufig gewordenen Wegen, auf den vom Kinde geübten Operationen, hat schon Comenius hervorgehoben, namentlich aber Rousseau betont.

2. Die embryonale Entwickelung des Kindes zeigt zuerst ganz allgemeine, unbestimmte Formen, erst nach und nach gewinnt es bestimmtere Gestaltung. Das neugeborene, das heranwachsende Kind hat zwar schon die Familiengesichtszüge, doch zu charakteristischer Bestimmtheit gelangen sie erst nach längerer Entwickelung beim Erwachsenen. Ebenso sind die Windungen des Gehirns von Anfang an nicht so fein durchgebildet, die geistigen Züge des Heranwachsenden haben lange etwas recht Unfertiges. Je höher die Bildung steigt, um so ausgeprägter werden die geistigen Individualitäten, um so widerstandsfähiger gegen Einflüsse anderer, während ihnen die Ungebildeten bei mangelnder Kenntnis und Einsicht eher preisgegeben sind und als Masse gelten.

Die Vollendung seines Wachstums zeigt das Gehirn erst in der Reife, das Großhirn wächst nur langsam. Deshalb sind die ersten Bewegungen noch unbestimmt und ungelenk, die ersten Sprechversuche recht einförmige, unendlich viele Wiederholungen von wenigen Buchstaben und Silben, die ersten Empfindungen noch verschwommen und daher auch die Gedanken nicht scharf durchgebildet. Wie Auge und Ohr erst durch viele Übung die rechte Schärfe erlangen, so sind auch die anfänglichen Anschauungen und Begriffe oberflächlich und roh umschrieben und werden langsam feiner, schärfer, deutlicher. Daher gilt auch für den Unterricht die Regel: vom Gleichartigen, Verschwommenen zum Ungleichartigen, Scharfen, vom Unbestimmten zum Bestimmten.

---

8. Kirchlicher Katechismus (Wiederherstellung des Deutschen Reiches). Für die höheren Schulen wird der Gang durch eine Odyssee-, Herodot-, Anabasis-, Liviusstufe u. s. w. ergänzt.

Wie der Maler zuerst die allgemeinen weiten Umrisse zeichnet, um dann erst den Farbenreichtum einzutragen und das Einzelne scharfbestimmt herauszuarbeiten, der Dichter und Schriftsteller die allgemeine Idee und Disposition erst nach und nach genauer ausführt, doch aber von Anfang an nur nach vorbedachtem Plan und Ziel den Wurf im großen treffend thun kann, so wird es auch der Pädagoge nicht von Anfang an auf ausgebildete fertige Gedanken absehen, aber freilich selbst das Einzelne inne haben und nur nach wohlerwogenem Plane vorgehen, damit die dargebotenen, noch unfertigen Begriffe und gröberen Umrisse doch wirklich entsprechen. Erst wenn der Schüler das Allgemeinere (d. h. aber nicht Abstrakte) wiederholt kennen gelernt hat, ist sein Blick fähig, auch schärfer, das Einzelne zu sehen, die Merkmale deutlicher herauszuheben und auf klarbestimmte Begriffe und wissenschaftliche Formeln zu bringen, die erst am Platze sind, wenn das Einzelne völlig erfaßt und gründlich durchgearbeitet ist. Anderenfalls sind sie nichts als leere Worte, ein bedeutungsloser Schall, der nicht verstanden wird und nicht haftet.

Der Unterricht hat daher womöglich in konzentrischen Kreisen zu geschehen, d. h. von jedem Lehrstoffe ist zunächst das Wichtigste im allgemeinen, die Hauptsache, der Grundriß zu bieten und um diesen innersten Kern bei späterer wiederholter Durchnahme des Stoffes das Nähere, Eingehendere, Ausführlichere zu kristallisieren; nach einem allerdings nicht ganz zutreffenden Bilde sind also um den engeren Kreis immer weitere zu beschreiben. So wird z. B. die biblische Geschichte in einem oder zwei Jahren ganz durchgenommen, indem die wichtigsten Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, etwa zehn bis zwölf, nach einfachen Thatsachen mit wenig Reflexion mündlich öfter dargeboten und wiedergegeben werden. In einem zweiten Kurse werden diese Geschichten auf mindestens das Doppelte erweitert und ausführlicher gegeben, etwa an der Hand einer gedruckten biblischen Geschichte; endlich in einem dritten Kurse werden sie nochmal verdoppelt und in gründlicher Vertiefung durchgearbeitet mit Anwendung auf Herz und Leben, womöglich nach der Bibel selbst, unter Hinweis auf den Katechismus. Ähnlich ist es mit der Weltgeschichte, mit allen Realien, mit dem Rechnen, mit dem Sprachunterricht: auf sicheren Grundlagen wird der Gesichtskreis stets erweitert und unter wiederholter Durchnahme des Hauptsächlichen die Fertigkeit gemehrt.

3. Soweit die Geschichte zurückreicht, hat die Menschheit eine auf-

steigende Entwicklung genommen; man spricht von einem Fortschritt von Kindheit zu Mannesalter: also das Ganze eine Entwickelung, wie sie der Einzelne durchzumachen hat. Ohne auf darwinische Formeln im einzelnen zu schwören, darf die Entwickelung im großen für die im kleinen als typisch genommen und gesagt werden; in der Weise, wie die Zivilisation sich im großen und ganzen entwickelt hat, entwickelt sie sich heute noch bei jedem. Die Erziehung des Einzelnen hat der des Menschengeschlechts zu gleichen: wie in der Religion die Stufe des alttestamentlichen Gesetzes der des neutestamentlichen freien Geistes voranging, so muß heute noch der Einzelne erst durch Gehorsam zur Freiheit gelangen. Hierin liegt z. B. ausgesprochen die Berechtigung der Bibel als Lehrbuch und Richtschnur, ebenso der altklassischen Geschichte und Sprachen: in der alten Welt ist alles noch elementarer, einfacher, dem kindlichen Geiste ähnlicher. Dieser Grundsatz, sofern er von den Elementen ausgeht, berührt sich mit dem ersten. Man darf dabei nicht besorgen, der Fortschritt sei zu langsam; denn was sich lange entwickelt, bleibt lange entwicklungsfähig.

---

b. Nach psychologischen Gesetzen.

1. Wir kehren zu dem psychologischen Grundbegriff zurück, den wir schon bei seiner systematischen Behandlung als pädagogisch grundwichtig aufzeigen mußten, zu dem Begriffe der Anschauung und stellen den Hauptgrundsatz auf: von der Anschauung zum Begriff.

Auch hier könnte man auf die physiologische Wahrheit zurückgehen, daß wie Magen und Lunge so auch das Gehirn auf ganz bestimmte Weise geistig genährt werden muß, von Anfang an nicht mit den auf langer Denkarbeit beruhenden verwickelten Begriffen des Gelehrten, sondern mit der einfachsten Nahrung, die aus der ersten Hand, der Natur, unmittelbar gereicht wird. Was wirklich erfaßt, verarbeitet, verstanden werden soll, das muß auch auf dem natürlichen Wege, auf dem der Sinne, durch Sehen, Hören, Tasten u. s. w. aufgenommen werden. Der Unterricht muß dem Gange der Natur folgen, von der Anschauung zum Wort und Begriff. Eingeführt hat diese Erkenntnis am Beginn der Neuzeit Baco, der große Naturlehrer, fruchtbar für den Unterricht gemacht Comenius, der große Didaktiker.

Zuvor wurde und auch heute wird noch vielfach das Wissen zunächst und zumeist aus Büchern geschöpft, aus Büchern gelernt, also aus zweiter Hand. Bücher sind ja ganz gut zur Unterstützung und Ergänzung, aber die Worte, aus denen sie bestehen, sind nur ein unvollkommener Ausdruck des Wissens. Vollends das Auswendiglernen von bloßen Worten und Regeln hat, wenn nicht Anschauung das Verständnis begründet hat, einen geringen Wert. Wie naturgemäß und leicht erlernt sich eine fremde Sprache durch das Leben und durch die unmittelbare Anschauung der Bedeutung der Worte im fremden Volke selbst! Wie mühsam, weil unnatürlich nur aus Übungsbüchern, die eine Abstraktionskraft voraussetzen, welche die Kinder noch gar nicht haben! Daher notwendig die viele Qual des Unterrichts für Lehrer und Schüler und der spärliche Erfolg! Kostbare Zeit und Kraft wird auf die Anfüllung des Gedächtnisses mit einem Ballast verwendet, der nur überdrüssig macht und bald über Bord geworfen wird, während die wahren, wirklichen Belehrungen versäumt werden. Die Überspannung der Gehirnnerven durch die einseitigen, ungesunden Lernprozesse in den Jahren der Entwicklung der Nerven muß übermüden und abspannen. Der Fleißige, wenn er keine eiserne Gesundheit besitzt, muß nervös werden — die Zuchtrute gerade unseres Zeitalters. Der von Gott mit guten Sinnen ausgestattete Mensch wird zu einem „Buchstabenwesen, das gar nicht mehr sehen kann" (Preyer).

Der natürliche, gesunde, unmittelbare und allein sichere Weg geht durch die Anschauung der Sache selbst. Man muß die Dinge sehen, ihre Eigenschaften selbst empfinden, um die richtige Vorstellung zu gewinnen. Sonst hat man nur undeutliche, widersprechende Bilder im Kopfe, kann nicht richtig darüber nachdenken, nicht weiter forschen, nicht behalten. Wenn man etwas, auch nur in Gedanken, bearbeiten will, muß man es vor allem haben. Selbst der Dichter kann die Schönheit der Natur nicht aus reiner Phantasie besingen, er muß sie zuerst mit den Augen schauen, um sie ideal gestalten zu können. Wer die Gegenstände und Vorgänge von Haus und Straße, Feld und Wald beobachtet hat, der hat ein Verständnis für die Welt. Nur auf Grund von Thatsachen kann man allgemeine Begriffe bilden und nur auf Grund von Beobachtungen reden und die Rede verstehen.

Es ist geradezu unmöglich, mit der Sprache die lebendige Anschauung zu ersetzen. Was rot und schwarz, süß und bitter eigentlich

ist, können Worte niemals ausdrücken, man muß es einfach selbst empfinden. Gesichtszüge und Gestalt, Haltung und Benehmen, die Mannigfaltigkeiten von Formen und Farben kann die Sprache niemals zutreffend beschreiben. Der wahre Dichter will daher gar nicht beschreiben, sondern nur die Phantasie beflügeln, sich durch innere Anschauung ein Bild auszumalen. Der Sprache, dem Ausdrucke der Begriffe, geht die Grundlage des Wahrnehmens beim werdenden Menschen voraus. — Die Anschauung ist mit nichten eine niedere Stufe der Erkenntnis, wie schon die geistige Aufnahme eines Kunstwerkes durch die Sinne beweist. Die innere Anschauung muß auch den Worten zuhilfe kommen; ohne Worte zu haben, stellt man z. B. Zahlen, naturwissenschaftliche Gesetze, mathematische Sätze in algebraischen Formeln und geometrische Figuren, die als gleichwertige Abkürzungen von vielen Lehrsätzen gelten können, anschaulicher und leichter vor. Wiewohl man aber auch ohne Worte denken kann, wie z. B. auch der Taubstumme mit seinen Handbewegungen beweist, sind doch die Worte eine festgeprägte, kourante Münze, welche den Gedankenumsatz erleichtert und befördert.

2. Dem allgemeinen psychologischen Grundsatz entspricht die logische Formel: vom Konkreten zum Abstrakten, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Individuellen zur logisch übergeordneten Art oder Gattung. Zuerst das Einzelne, Bestimmte, und zwar dieses klar, rund, völlig, dann erst weitere Fortschritte. Die Begründung liegt eigentlich schon im vorigen. Es könnte zwar scheinen, als ob das Allgemeine das Einfachere wäre. Das lateinische Concretum bedeutet auch wörtlich ein aus mancherlei Bestandteilen Zusammengewachsenes. Aber als Abbreviatur, als Extrakt aus vielem Einzelnen, als allgemeine Formel, die mehreres zusammenfaßt, setzt das Allgemeine einen umfassenden Denkprozeß voraus, ist eigentlich komplizierter als jede der vielen zusammengezogenen Wahrheiten und wird nur von dem verstanden, der das Einzelne durchgearbeitet hat. — Etwas Unnatürliches hat die spezifisch logische, die sogenannte katechetische Methode, wenn sie durch Aufzählung von Merkmalen die Begriffe abzugrenzen sucht. Das naturgemäße Erkennen geht von den konkreten Beziehungen der Erscheinungen, von den einfachen, durchsichtigen Verhältnissen, von den thatsächlichen inneren Verbindungen aus; daher die folgende Ziffer 3.

Daß das Konkrete schneller erfaßt werde als das Allgemeine, zeigten mit mathematischer Zuverlässigkeit u. a. die psychophysischen Ex-

perimente Münsterbergs. Als er den Namen irgendeines griechischen Dichters, irgendeines Dramas von Schiller verlangte, bedurfte es bis zur Antwort 0,97—1,1 Sekunden; auf die Fragen nach dem ältesten griechischen Dichter und dem ersten Drama Schillers, die in ihrer bestimmten Fassung schwerer scheinen, nur 0,808—0,889 Sekunden. Die Frage, wer größer gewesen sei, Hume oder Kant; was lieblicher dufte, ein Veilchen oder eine Nelke; was besser schmecke, Bier oder Wein, wurde in 0,9—1,0 Sekunden beantwortet. Dagegen nach bestimmter Nennung von zehn Komponisten, zwölf Hauptstädten, zwölf deutschen Flüssen fand die Frage, was bedeutender sei, Gluck oder Bach; was wichtiger, Rom oder Madrid; wer schöner, Rhein oder Weichsel, ihre Antwort schon in 0,66—0,69 Sekunden. Den Schluß freilich, den die jüngste physiologische Schule der Psychologen aus diesen und ähnlichen Versuchen zieht, die Apperceptionslehre Wundts sei ein überwundener Standpunkt, dürfte zu weit gehen. — Wenn ferner nach Wundts Erfahrung zum Subjekt schneller ein Adjektiv gefunden wird als zum Verbum ein Subjekt oder eine nähere Prädikatsbestimmung, so wäre mit einem Nachweise höherer und niederer Gehirnschichten, in welchen diese verschiedenen Redeteile lagern sollen, nichts erklärt: die schnellere Prädizierung des Subjekts erklärt sich einfach mit seiner konkreten Bestimmtheit.

Anderseits hilft freilich auch die Erkenntnis des Allgemeinen, das Konkrete zu verstehen. Die geistige Durchdringung, das innere Begreifen und Ergreifen, das die kraftvolle Thätigkeit des Denkens in der Abstraktion übt, schärft auch die Sinne oder die innere Anschauung. Anschauungen ohne Begriffe sind blind, sagt Kant: die Begriffe erst erfüllen die Anschauung mit innerem geistigem Gehalt und machen sie zu unserem wohlverstandenen, klaren Eigentum. Das Konkrete ist wohl das Erste und Grundlegende; aber von ihm muß zum Abstrakten fortgeschritten, es muß in Gedanken verarbeitet werden, wenn Erkenntnis zustande kommen soll.

Unter den einzelnen Lehrfächern geht der Religionsunterricht von den konkreten Lebensgestalten der Heiligen Schrift, von den anschaulichen Lehrsymbolen der Gleichnisse, von den bestimmten Individualformen einzelner Bibelsprüche oder Katechismusstellen aus, um daraus den systematischen Sinn abzuleiten. Dem Geschichtsunterricht fällt die Aufgabe zu, sowohl bei der Anschauung des Einzelnen zu verweilen, als es in das Ganze einer fortschreitenden Entwicklung einzufügen. Wertvolle Hilfsmittel sind das epische Detail, die biographische Charakteristik,

die Unmittelbarkeit erster Quellen und die Anschaulichkeit von Bildern; doch möchte ein Zuviel, statt das Verständnis zu schärfen, erbreiternd, ablenkend, zerstreuend wirken. Ähnlich bedarf die Geographie der Veranschaulichung durch Karten u. s. w. und kann nur von dem recht verstanden werden, der zwar nicht alles, aber die Grundbegriffe durch eigene Anschauung kennen gelernt hat. Ähnlich in anderen Fächern zuerst das Unmittelbare in runden, vollen, klarumrissenen Bildern, dann das Allgemeine.

3. Der für die Erkenntnis allgemeingültige Grundsatz wird für die Wissenschaften methodologisch formuliert: von der Analyse zur Synthese d. h. durch die Zergliederung (Analyse) von konkreten Gegenständen werden einzelne Merkmale ausgeschieden, welchen als gemeinsamen, allgemeinen das Konkrete untergeordnet wird. Die Systematik der Begriffe, Regeln, Gesetze ist naturgemäß aus dem Konkreten abzuleiten, nicht umgekehrt.

Der gewiß richtige Grundsatz wird aber zum Irrtum, wenn er meint, alles nur aus der Analyse herauslesen zu können. Beides, die analytische und synthetische Methode, wirken eigentlich immer zusammen. Im Besonderen wird das Allgemeine nur deshalb erkannt, weil es von Haus aus in ihm liegt. Wer z. B., um die ursprüngliche Begriffsbildung im Werden der Sprache anzuführen, einen Baum benennt, hat nicht nur einen Baum im Sinn, er faßt ihn zusammen mit vielen anderen Bäumen; es geht ihm die Erkenntnis des Hochaufstrebenden in Stamm, Geäst und Zweigen auf, und diesem Allgemeingedanken ordnet er das einzelne Exemplar unter: Allgemeines und Besonderes wirken in der Benennung zusammen. Man kann nie ein Einzelnes, z. B. ein bestimmtes Haus, anders erfassen als durch das Allgemeine, durch den Begriff Haus, unter den es befaßt wird. Im Einzelnen sieht man das Ganze, Analysis und Synthesis sind eine Denkhandlung, denn Gegenstand unserer Erkenntnis werden die Dinge nicht durch das bloße sinnliche Empfinden, sondern durch das Denken; die Begriffe existieren weder förmlich im Einzelnen, noch in einer Art Hypostase über dem Einzelnen, sondern sie sind eine That unserer Erkenntnis; weder Analyse noch Synthese ist etwas für sich, beide sind eins. Daher kommt denn auch die Sprachverwirrung auf diesem Gebiete: manche heißen im Widerspruch mit der ursprünglichen Wortbedeutung den Gang vom Allgemeinen zum Besonderen analytisch, den umgekehrten synthetisch (vgl. S. 95).

Die Philosophie hat früher den synthetischen Weg eingeschlagen, die Erklärung der Einzelerscheinungen und damit die Konstruktion ihres Gebäudes aus allgemeinen Begriffen; neuerdings verfährt sie mehr analytisch und verweilt so extrem bei den Einzelerscheinungen, daß sie den höchsten Begriffen abgeneigt ist und z. B. in den Ideen Gott, Seele u. a. nur einen nichts erklärenden Sammelbegriff sehen will, in dem gewisse Erscheinungen des Makrokosmos oder Mikrokosmos zusammengefaßt werden — auch ein Beweis, daß die analytische Methode ihre Grenzen hat. Die Naturwissenschaft kommt durch die Analyse der Einzelthatsachen, indem deren Regelmäßigkeit in den Verbindungen die wirkliche innere Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit von Höherem zeigt, auf die Allgemeinursachen, der Erscheinungen auf die Gesetze, der Experimente auf die Erklärungen, in der Naturgeschichte von den Exemplaren auf die Arten. Sie hat mit dieser exakten Methode, welche aus dem Neben- und Nacheinander der Wirklichkeit ganz genau die Bestandteile auslöst, die in fester Beziehung stehen und das allgemeingültige darstellen, mit der sogenannten Induktion (im Unterschied von der Deduktion aus Begriffen) die großartigsten Erfolge erzielt und weiß das unverstanden uns gegenübertretende Ganze recht anschaulich klar auch in der Allgemeinheit zu machen, indem sie es in die Gleichheit von Zahlen und Raumgrößen verwandelt. In der Sprachlehre leitet die Analyse aus dem Beispiel der Sprache selbst die Regeln ab, ein Verfahren, dessen Anschaulichkeit den Unterricht anziehend und fruchtbar macht. Die Sprache, und das gilt insbesondere der Erlernung fremder Sprachen, diese große That des Denkens, wird am besten durch den lebendigen Betrieb der Sprache recht erlernt werden und nicht durch ein künstlich nachhinkendes Regelwerk. Die üblichen formalen Übungen über Wort- und Satzbildung sind daher eine große Quälerei für junge Kinder. Da die Grammatik ein Wissen und Denken über die Sprache, eine Art Philosophie der Sprache ist, werden auch die alten Sprachen von Vierzehnjährigen rascher als von Zehnjährigen erlernt. Aus dem gleichen Grunde freilich ist die Sprachlehre eine treffliche logische Schulung: die Mathematik lehrt uns die quantitativen Verhältnisse, die Grammatik die logischen, indem sie Konkretes analysiert. Zwar ist ja die Sprache nicht einfach die dürre Wiedergabe der Logik, aber gerade ihre lebendige Wirklichkeit ist zur Analyse der logischen Gedanken geeignet.

4. Die Methode der reinen Mathematik, die sich in den Verhältnissen von Raum und Zahl bewegt, ist die synthetische oder deduktive. Daß die Summe der Winkel eines Dreiecks = 2 R., daß 2×2 = 4 ist, braucht sie nicht erst aus einer Sammlung von Beispielen der Erfahrung zu analysieren, es ist ihr unumstößlich gewiß; sie weiß, daß diesen Sätzen niemals eine Erfahrung widersprechen kann, sie sind allgemeingültig, stets anwendbar auf das Besondere, stets die Obersätze, aus denen deduktiv Schlüsse für das Einzelne gezogen werden können. Mit anderen Worten die Sätze der Mathematik sind ein Apriori oder von vornherein und unbedingt gültig, im Unterschied von allem, was als Aposteriori erst durch die Erfahrung zu erweisen ist. Der erkenntnistheoretische Unterschied von Apriori und Aposteriori entspricht dem methodologischen von Deduktion und Induktion. Die apriorische Gültigkeit verdanken die Formen der Mathematik ihrer Abhängigkeit von den apriorischen Formen unseres Anschauens, Raum und Zeit, neben welchen wir auch gewissen Formen des Verstandes von unbedingter Gültigkeit, den sogenannten Kategorieen, z. B. der der Kausalität, apriorischen Charakter zugeschrieben haben.

Auch diese beiden Faktoren unserer Erkenntnis treten niemals isoliert auf, sie sind stets miteinander verbunden, ihre Trennung ist eine Abstraktion, nur ihr gesetzmäßiges Zusammen giebt eine wirkliche Erkenntnis. Daher trennt Kant zu äußerlich in seiner Erklärung, die Formen verarbeiten den Stoff, den die Anschauungen bieten; denn diese letzteren selbst sind ohne die Arbeit unseres Bewußtseins gar nicht denkbar.

B. Praktisch-pädagogische Technik.

Aus den Gesetzen des Lebens und der Seele haben wir im Bisherigen die grundlegenden Prinzipien für den Gang wie der Erkenntnis überhaupt so auch jeden Unterrichts abgeleitet. Hieran sind für das praktische Lehrverfahren folgelnde Regeln anzuschließen.

1. Alle bisherigen Grundsätze werden schließlich in dem praktisch-technischen zusammengefaßt: vom Empirischen zum Theoretischen, d. h. der Lernende soll durch den natürlichen Weg eigener Erfahrung, Beobachtung, Untersuchung, Übung zum Kennen und Können gelangen. Wie die Früchte des Baumes organisch von innen heraus-

wachsen, unzertrennlich mit ihm verbunden, die gesunden Zeichen und Erzeugnisse seiner Kraft, so auch die Kenntnisse und Fertigkeiten beim Menschen; nur von außen aufgeklebt, angelernt fallen sie bald ab und enthüllen die ungebildete, natürliche Roheit. Dem Menschen sind die Kräfte verliehen, damit er sie gebrauche, statt ein unthätiger Empfänger der Geistesschätze zu sein, die andere erarbeitet haben und die von jedem erarbeitet sein wollen, der sie wirklich zu eigen bekommen will. Wie der Forscher durch unablässige eigene Beobachtung und Arbeit zu seinen Ergebnissen gelangt, so auch der Schüler zum Wissen nur durch Selbstthätigkeit, außer es sei ein nur flüchtig gewonnenes und flüchtig zerrinnendes, totes, nicht lebendiges, nicht zur steten Anwendung bereites Gut. Dabei entspricht die Selbständigkeit des Schülers am besten der des Lehrers, der die geistigen Güter selbst vertreten soll, dessen lebendiger Vortrag Leben weckt und den Schüler zur Mitarbeit aufruft. Viva vox alit plenius, die lebendige Stimme nährt voller, sagt Quintilian.

Des Kindes natürliche Lust, seine Sinne anzuwenden, sein unabweisbarer, nicht zu ermüdender Beobachtungsdrang sind zu nützen, zu fördern, nicht aber niederzuschlagen, wie es durch die einseitige Buchgelehrsamkeit und Stubenweisheit geschieht. Vor allem müssen also die Sinne geübt werden im Sehen, Hören, Greifen u. s. w. von Formen, Farben, Tönen, in ihren verschiedenen Eigenschaften, Stärkegraden, Stufen, Kontrasten. Nicht theoretisch soll nur gelehrt, vorgetragen, sondern handgreiflich gezeigt werden. Das Kind soll selbst empfinden, selbst entdecken und auf die rechte Fährte durch Fragen zweckmäßig geführt werden. Im Unterschied vom thetischen (griech. = darstellenden) nennt man dies Verfahren auch wohl das heuristische (griech. heurisko = finde). Wenn in zweckmäßigem Fortschritt Sinne und Kräfte geübt und allseitige Erfahrungen gewonnen worden sind, erwacht in dem in natürlicher Frische erhaltenen Gehirn von selbst Lust, Kraft und Fähigkeit zu theoretisch-abstrakter Verarbeitung; denn diese wird verstanden und befriedigt und entfacht die Wißbegier. Dem Grundsatze vom Empirischen zum Theoretischen entspricht der andere: vom Theoretischen zum Praktischen, vom Wissen zum Thun, von den Regeln zu deren mannigfacher Anwendung, vom Lernen zum Üben; von der Analyse zur festgefügten Regel der Synthese, aus der sodann die vielen Beispiele abgeleitet werden.

2. War es bei der durch die früheren Grundsätze normierten Formierung des Lehrstoffes hauptsächlich auf dessen intensive Bearbeitung abgesehen, so hat das praktische Lehrverfahren auch hinsichtlich der Extensität einen angemessenen Fortschritt wohl zu bedenken und in der didaktischen Technik den Stoff nach logischen Regeln einzuteilen, zusammenzuordnen und darzubieten; denn wer wohl unterscheidet, lehrt gut (= qui bene distinguit, bene docet). In Betracht kommen hiefür insbesondere die Lehrgegenstände, welche einen größeren Gedankenzusammenhang für die Vorstellungswelt darbieten, z. B. Religion, Ethik, Geschichte, Poesie. Neben der greifbaren Plastik der Anschauung gilt es in ihnen logisch rein zu verarbeiten. Hieraus ergiebt sich der Grundsatz der Artikulation, der Disposition oder Gliederung des Unterrichtsstoffes nach kleineren logischen Einheiten, deren Reihe im ganzen übersichtlich zusammenzufassen ist. Der Lehrstoff ist in einer gewissen Fülle darzubieten, zum vollen Verständnis, aber doch ist alles Nebensächliche streng beiseite zu lassen und das Wichtige in logischer Ordnung herauszuheben, die eine graphische Darstellung noch deutlicher macht. Insofern die einzelnen Lehrpunkte sowohl je für sich klar herauszuheben als, ohne auseinanderzufallen, innerlich einheitlich zu verbinden sind, kann man von den zwei Gliederungsmomenten der Klarheit oder Deutlichkeit und des Systems oder der Übersicht, Zusammenfassung reden, die im gewissen Sinne dem Schema von Merkmalen und Begriff entsprechen. Wenn Herbart zwischen sie noch die Assoziation, d. h. die mannigfaltige Verknüpfung von Elementen, wie sie eigentlich in der Anwendung geschieht, eingeschoben und die Methode, die praktische Übung und Anwendung angefügt hat, so hat er damit dem Momente Rechnung getragen, das wir unter Ziffer 1 als das Empirische für Aneignung und Anwendung des Lehrstoffs verlangten. Die Reihe Herbarts: Klarheit, Assoziation, System, Methode vereinfacht sich also in den beiden Hauptpunkten: logische Gliederung und praktische Übung. Sein Schüler Ziller hat den vier Momenten zu Anfang noch vorgesetzt die einleitende Analyse, d. h. die vorbereitende Anknüpfung des Gegenstandes an den Gedankenkreis des Schülers, ferner die Assoziation als Abstraktionsprozeß aus mannigfachen, sich vergesellschaftenden Gedanken und als Grundlage des Systems gefaßt und die fünf von ihm sogenannten formalen Stufen zum umfassend gültigen Schema der didaktischen Technik erhoben. Dörpfeld nannte die vier Stufen: An-

schauung, Vergleichung, Zusammenfassung, Anwendung, die beiden mittleren zusammen auch Denken; Kehr brachte die Stufen Auffassung, Aneignung, Reproduktion in Analogie mit den „Säulen" des Unterrichts Anschauung, Erkenntnis, Übung; Frick zählte auf als allgemeine Unterrichtslehrformen: Darbietung, Bearbeitung, Anwendung. In diesen Formulierungen, die bei Herbart noch von einem einheitlichen, logisch-praktischen Gedanken getragen sind, spielen bei seinen Nachfolgern psychologische, logische, praktische Prinzipien in einer Weise durcheinander, welche die Einheitlichkeit und gleichmäßige Anwendbarkeit sehr beeinträchtigt (S. 132).

Es ist die Frage, wie denn der Stoff nun gegliedert werden soll. Das Einteilungsprinzip, der oberste Grundsatz, nach dem sich die Gedanken aneinander schließen, ist in der logischen Kategorie der Kausalität gegeben, d. h. die Glieder der Gedankenentwickelung sollen sich in dem Verhältnis von Grund und Folge, von Zweck und Mittel folgen; das Kommende soll immer seine Erklärung im Nächst-vorangegangenen haben. Ferner fordert das logische Gesetz der Identität, daß das Gleiche unter einen Begriff zusammengefaßt, das Widersprechende ausgeschieden und einem neuen entgegengesetzten Begriff untergeordnet werde. So werden die einzelnen Momente in einer einheitlichen Reihe innerlich zusammengefaßt und doch logisch scharf disponiert (lat. = auseinander gestellt). Dabei sind die üblichen Rubriken wie negativ und positiv, subjektiv und objektiv, theoretisch und praktisch, ideal und real, individuell und allgemein u. a. zwar recht allgemein anwendbar, weil sie in der psychologischen Natur des Erkennens wurzeln, aber in der Sache liegt die Forderung begründet, daß jeder Lehrstoff nach seiner eigenen Natur gegliedert, daß seine einzelnen Teile selbst die Glieder, die Mittel seien, aus denen das Ganze sich erbaut, mit anderen Worten, daß die Entwickelung eine organische sei (griech. organon = Werkzeug). Und wie man beim Organismus ein allmähliches Werden und Wachsen von innen heraus wahrnimmt, so soll auch das Lehrganze in seiner kausalen Entwickelung sich als lebensvolles Werden anschauen lassen, als eine Genesis (griech. = Werden). Man spricht daher von einem organisch-genetischen Lehrgange, eine Forderung, der die Schablone der Herbartschen Formalstufen nicht immer gerecht werden kann; auch der Begriff System hat mehr die Natur eines logischen Gerippes, denn die eines Organismus.

Otto Willmann verbindet das organisch-genetische und heuristisch-

theoretische Verfahren in der bemerkenswerten Ausführung (Didaktik, Braunschweig, Vieweg & Sohn 1889, Bd. 2, S. 295): „Beim organisch-genetischen Verfahren wird der Lernende in einen Zusammenhang hineingestellt, bei welchem er sieht, woher er kommt und wohin er geht; das Folgende ist im Vorangegangenen vorbereitet und wird als ein solches erfaßt, das wieder andere Folgen trägt; der Lehrgang braucht nicht für jedes neue Moment einen neuen Akt der Aneignung aufzurufen, sondern es wird im Geiste des Lernenden eine fortschreitende Bewegung erzeugt, welche Kraftaufwand erspart und doch die Selbstthätigkeit nicht herabsetzt, der Lehrgang gleicht einem rüstig schreitenden Führer, welcher seinen Begleiter an der Hand hält und dessen Schritte zu einem vor Augen führenden Ziel lenkt, ohne aber durch Ziehen oder Gängeln die Selbständigkeit seines Schreitens zu beeinträchtigen. Diese Selbständigkeit ist nun aber noch einer Steigerung fähig, wenn, um im Bilde zu bleiben, auch die haltende Hand losläßt, um bei gesicherter Bahn den Fuß selbst finden zu lassen, wohin er konnte, oder, ohne Bild gesprochen, wenn das entwickelnde Lehren zum Findenmachen, das genetische Verfahren zum heuristischen wird."

3. Die wirksamen Kräfte.

A. Aneignung der Erkenntnis.

a. Die Apperception.

1. Was uns als so einfach, unmittelbar, leicht erscheint, Vorstellungen zu bekommen, die Gegenstände der Welt in unseren geistigen Besitz aufzunehmen, zu erkennen, ist in Wahrheit ein recht verwickelter Vorgang, dessen ganze Schwierigkeit uns gar nicht so zum Bewußtsein kommt. Wir können dies daraus abnehmen, daß ein Kind denselben Gegenstand durch Monate jeden Tag stundenlang mit immer neuem Interesse betrachtet und betastet, z. B. seine Hand, offenbar weil sich die klare Wahrnehmung aus dunklen Empfindungen nur ganz allmählich, nur stufenweise bildet, weil nicht auf einmal alles beobachtet und in geistigen Besitz genommen wird, sondern eines um das andere und jede Beobachtung dabei der folgenden zur Vorbereitung dient. Ähnlich geht die Wahrnehmung

auch noch in dem Erwachsenen vor sich, der freilich viele Übungen gemacht und ein großes Kapital von Vorstellungen gewonnen hat, an welche das Neue angegliedert werden kann. Was in ihm gar keine Anknüpfung fände, was er nicht mit vorhandenen Vorstellungen in Beziehung setzen könnte, würde er auch nur schwer und langsam aufnehmen. Auch der Erwachsene hat von dem, was er nur einmal und flüchtig empfindet, eine vage, verschwommene Vorstellung, er kann ein Wort einer fremden Sprache, das er nur einmal hört, ohne sich weiter damit zu beschäftigen, nicht behalten. Wie viel schwerer ist solche Aufnahme in den ersten Anfängen der geistigen Entwickelung!

In unseren geistigen Besitz können wir nur nehmen, was wir klar erkennen. Etwas erkennen, das heißt aber, es in seiner Eigentümlichkeit auffassen, also mit Ähnlichem zusammenhalten und von Verschiedenem trennen. Was wir schon aufgenommen haben, giebt uns die Fähigkeit, Ähnliches zu erfassen. Was aber neu ist, können wir als solches nur merken, wenn wir es mit dem schon Gewonnenen vergleichen. Auf dem leiblichen Gebiet haben wir eine Analogie: wir können unserem Organismus nur solche Stoffe assimilieren, die ihm homogen sind, und nehmen das leichter auf, an was wir uns gewöhnt haben. Wir fanden, daß eine klare, deutliche Wahrnehmung nur auf dem Grunde wiederholter Empfindung zustande kommen konnte. Solche vollendete Wahrnehmung für sich allein können wir Perception (lat. perceptio = Ergreifung, Aneignung, Besitznahme) nennen. Wenn nun unser Bewußtsein auf Grund der gemachten Perceptionen Neues aneignet, wenn es durch das Bekannte Unbekanntes ergreift, um es sich bekannt zu machen, so können wir das eine hinzukommende Perception oder Apperception (lat. ad = hinzu) nennen. Perceptionen macht die Seele nach ihrer ursprünglichen Natur, Apperceptionen nach ihrem bereits gewonnenen Inhalt, gemäß den früher erworbenen Elementen. Man könnte den Unterschied auch so ausdrücken: alles ist Perception und alles ist Apperception; Perception als ein Ergreifen und Begreifen im allgemeinen, Apperception aber rücksichtlich der im Bewußtsein schon vorhandenen Elemente. Jede Perception ist insofern auch Apperception, als sie selbst bei ihrem Zustandekommen vom Vorhandenen ergriffen wurde. Perception beziehen wir freilich auf die eigentlichen Sinneswahrnehmungen, während der Begriff Apperception auf jeden geistigen Inhalt, auch auf Gefühle und Strebungen seine Anwendung findet. — Der Ausdruck

Perception stammt von Leibniz und bedeutete ihm die Fähigkeit der Monade, vorzustellen; lat. appercipere (s'apercevoir) war dann ein kräftiges percipere, ein deutliches, aufmerksames Vorstellen, weiter ein zusammenhängendes Erkennen, das nur der menschlichen Ich-Monade zukommt.

2. Unser geistiges Leben besteht nicht aus einem bloßen Nebeneinander zusammenhangsloser Elemente. Unsere Vorstellungen sind keine vereinzelten Bestandteile des Bewußtseins, sie ordnen sich nach der verschiedenartigsten Ähnlichkeit zusammen und sind durch vielfach verschlungene Beziehungen miteinander verbunden. Was in den Umkreis unseres geistigen Lebens neu eintritt, kann daher nicht für sich allein einziehen oder bleiben, es wird von Ähnlichem aufgefangen und eingeordnet, es wird appercipiert, d. h. in die Linie der vorhandenen, dafür empfänglichen, bereiten Perceptionen aufgenommen, „hinzuergriffen". Diese Aufnahme neuer Anschauungen in die Reihe der bereits vorhandenen ähnlichen Vorstellungen hat Herbart, dessen Schule der Lehre von der Apperception besondere Aufmerksamkeit rücksichtlich der Bedeutung für den Unterricht schenkte, einfach Aneignung der jüngeren Vorstellungen durch die älteren genannt. Die älteren Vorstellungen müssen, um einen anziehenden, assimilierenden Einfluß auf die neuankommenden auszuüben, zusammenhängende, festgewurzelte Massen bilden. Ungebildete und Kinder pflegen wenig solche kräftige Gruppen zu haben und vermögen sich daher nur Weniges und Einfaches recht anzupassen. Anderseits müssen aber auch die neuaufzunehmenden Vorstellungen den schon vorhandenen entsprechen, sonst werden sie nicht mit ihnen verschmolzen, sondern gehemmt und abgelehnt. Allgemeine, tief befestigte Vorstellungen erlangen den Charakter von Kategorieen, in deren Formen die neuankommenden gekleidet werden. Gewiß hat Herbart mit Recht die Wichtigkeit kräftiger Apperceptionsmassen, die der Unterricht heranzubilden hat, hervorgehoben.

Aber Herbart dürfte die Bedeutung der alten Vorstellungsmassen zu sehr in den Vordergrund gestellt haben, da sich doch auch ganz Neues geltend macht, und zwar mit Erfolg. Man darf auf geistigem Gebiet nicht isolieren, es ist alles Wechselwirkung. Aber auch der Grundfehler des Herbartschen Vorstellungsmechanismus wird gerade hier offenbar: die Vorstellungen werden nicht einfach von dem weiten Gefäß der Seele aufgenommen, um in ihm nun ihre gegenseitigen Bewegungen der An-

ziehung und Abstoßung, der Verschmelzung und Trennung nach eigenen Gesetzen und Kräften rein spontan zu vollziehen. Das Vorstellungsleben ist nicht eine mechanische, von selbst wirkende Maschinerie, bei der wir selbst nur passive Zuschauer wären. Das Auftreten von Vorstellungen, das Aufmerken auf Empfindungen, das Aufnehmen von Anschauungen ist doch vor allen Dingen unsere Sache, Sache unseres ganzen geistigen Habitus, unserer Stimmung und Neigung, unserer Gefühle und Triebe. Was uns gerade interessiert und bewegt, das leitet auch unser Denken und Empfinden; was damit nicht zusammenstimmt, was damit nicht in Beziehung steht, das läßt uns gleichgültig, das lassen wir liegen. Gefühl und Wille ist ausschlaggebend.

Mit Rücksicht hierauf könnte man sogar von einer Apperception nicht nur des Vorstellens, sondern überhaupt auch des Fühlens und Wollens, des geistigen Lebens im weiteren Sinne reden. Und es ist durch die Erfahrung bestätigt, daß auch die Antriebe für das Gemüt nur auf einem dafür empfänglichen Boden zur Entfaltung gelangen können: der Heitere hat keinen Blick für das Schmerzliche des Lebens, der Traurige ist für alle Trostgründe unzugänglich; am Bösewicht prallen alle Mahnungen ab. Doch würde uns dies hier zu weit führen. Zunächst auf dem Gebiete des Denkens hat sich uns gezeigt, wie sich eins ans andere reiht und wie lückenloser Fortschritt Bedingung für die geistige Entwickelung der Persönlichkeit bleibt. Das macht sich nicht von selbst rein passiv, auch nicht durch die Vorstellungen allein, sondern in unserem einheitlichen Bewußtsein fassen sich die psychischen Akte alle zusammen, wenn Neues aufgenommen oder dazugefaßt, appercipiert wird. Ähnlich definiert Wundt die Apperception als die aktive Erhebung einer Vorstellung in den Blickpunkt des Bewußtseins.

3. Wie bedeutend der Einfluß der Erscheinung der Apperception schon auf das intellektuelle Leben ist, zeigte insbesondere Steinthal, der der Erörterung ihrer Gesetze oder der Frage, welche früheren Elemente, wie und inwieweit sie mitwirken, ungefähr hundert Seiten in seinem „Abriß der Sprachwissenschaft" widmete (I, 166—262). In der Seele entsteht ja keine Anschauung völlig neu, sondern stets in Abhängigkeit von früheren Anschauungen. Unser Auffassen wird dadurch dem bunten Wechsel entzogen, aus der Zerfahrenheit gerettet und in die klare, feste Ordnung eines deutlichen Weltbildes nach und nach gebracht.

Der Lauf unserer Wahrnehmungen wird beschleunigt, weil uns die innere Anschauung zuhilfe kommt und auch eine mangelhafte Erfassung vervollständigt; nur ein Sinnesreiz ist nötig, damit wir sofort das ganze Bild nach Analogie von früheren entwerfen; eine ganze Menge von Vorstellungen wird durch eine einzige in Lauf gesetzt, wir lesen schnell, weil wir nicht alle Buchstaben zu erfassen brauchen, sondern durch die Wortbilder in uns, die uns geläufig sind, die neu auftretenden appercipieren. Weil das Neue nach Analogie des Bisherigen vorgestellt wird, kann wohl leicht eine Täuschung mitunterlaufen, z. B. der noch unbekannte Schnee auf den ersten Blick für Zucker gehalten werden. Man appercipiert auch mit Hilfe der Allgemeinvorstellung, indem man ihr neu auftretende Fälle subsumiert, z. B. der Arzt eine Krankheit, der Jurist einen Rechtsfall. Überhaupt kann alles Begreifen, alles Inbeziehungsetzen der Dinge untereinander Apperception genannt werden. „Apperception der gekannten und erkannten Erscheinungen durch diese ihre Beziehungen macht den Inhalt aller fortschreitenden Entwickelung des Geistes aus.“ (Lazarus, Leben der Seele II, 260.)

Eine schnelle Apperception ist nicht immer ein Vorzug. Eine Auffassung, die sich rasch von einem zum andern wendet, ist zwar lebendig, aber um so weniger kräftig, nachhaltig; denn es entsteht eine geringere Zahl und schwächere Kraft der Verbindungen mit den schon vorhandenen Vorstellungen. Lebendige Auffassung vermag durch vielseitige Betrachtung der Gegenstände einen großen Reichtum und eine umfassende Mannigfaltigkeit der Vorstellungen zu erzeugen, aber die getreue Wiederholung wird dadurch allein nicht erleichtert, oft erschwert, wogegen sich in der Beschränkung der Aufmerksamkeit auf einen kleineren Kreis der Meister einer sicheren und dauernden Auffassung zeigt. Während der Lebhafte über der Fülle des Angeschauten und des aus dem sprudelnden Schatze des Gedächtnisses Auftauchenden zerstreut wird und daher schlecht behält und nur unvollkommen wiedergiebt, hat der Ruhige die größere Sicherheit und Treue voraus.

Es ist gewiß besser, Belehrungen zu vermeiden, welche man nicht Zeit hat, klar zu verdeutlichen und unter bekannte Gesichtspunkte unterzubringen; es ist besser, ganz und vollständig oder gar nicht aufzufassen; dann wird der Kreis der Vorstellungen deutlich und befriedigend sein, man möchte fast sagen charaktervoll, ob auch manche Seite des Lebens ausgeschlossen bleibt. Multum, non multa. Lieber weniges recht als

vieles oberflächlich; denn das letztere erzeugt einen zerfahrenen Geist und einen flachen Sinn. Die lebendige Offenheit für alles, die stete Zugänglichkeit hat ihren Wert, aber zunächst sind die Grundlagen und zwar sichere Grundlagen für alles Kommende zu geben.

4. Pädagogische Betrachtung. 1. An einen guten Unterricht ist im allgemeinen die Forderung zu stellen, daß sich die Aufnahme des Unterrichtsstoffes leicht, gründlich und völlig zu vollziehen habe. Mancherlei Anweisungen giebt es, wie er vorzubereiten, darzustellen und darzubieten ist. Sie beziehen sich zumeist auf seinen Inhalt und seine Form selbst. Nicht weniger wichtig ist aber der Boden, in den er gepflanzt, die Beschaffenheit der Vorstellungsmasse, in welche er aufgenommen werden soll.

2. Erste Bedingung der Darbietung ist, daß das Bewußtsein aufnahmsfähig sei. Auch der an sich beste Unterricht, auch die klarste Darstellung eines Gegenstandes ist vergeblich, wenn er die Fassungskraft des Zuhörers übersteigt, z. B. ein unmündiges Kind versteht von einem Vortrage nichts, weil die vorgetragenen Gedanken die Erkenntnisstufe seines Geistes überschreiten; er wird ihm daher langweilig. Nur solche Vorstellungen können erfaßt werden, denen das Verständnis entgegenkommt, die also von ähnlichen Vorstellungen ergriffen, umfaßt, eingeordnet werden in den Gedankenkreis; die Ideen assoziieren, vergesellschaften sich zumeist nach der Ähnlichkeit. Je reicher das Vorstellungsleben ist, um so leichter kann es einen Kreis neuer Vorstellungen aufnehmen. Ein Schüler versteht die Sätze, die Abschnitte seines Lesebuches nur halb und schwer, dem Lehrer sind sie selbstverständlich. Ein philosophisches Werk ist dem gewöhnlichen Bewußtsein ein Buch mit sieben Siegeln, der Fachmann liest es so leicht wie einen Roman. Nur dann ist der Unterricht gut, erfolgreich, wenn er recht wenig voraussetzt. Ein widersinniges, unmögliches Verlangen ist es z. B., Volksschüler sollen ein Gedicht, einen Buchabschnitt ohne weitere Erklärung als Aufsatzübung in anderer Form niederschreiben; sie können nicht anders als abschreiben, weil die Ausdrücke, die Sätze von ihrem kleinen Gedankenkreis nicht angeeignet worden sind.

3. Das Unterrichtsverfahren im ganzen muß sich daher nach dem vorhandenen Vorstellungskreis des Schülers richten, muß das Schüler- und ihr Vorstellungsmaterial genau kennen. Nicht alle Schüler stehen auf derselben Entwicklungsstufe, die Individualitäten in derselben Klasse sind zu verschieden und verlangen eine verschiedene Behandlung. Weil aber der Schulunterricht Massenunterricht ist, so sind doch alle möglichst gleichmäßig zu fördern. In den verschiedenen Schulen ist nach Maßgabe der verschiedenen Altersklassen der gleiche Lehrgang im ganzen einzuhalten, wenn auch der Umkreis des Wissens und Könnens in den günstiger gestellten Schulen ein größerer wird.

Diesen Stand und diese Verschiedenheit muß der Lehrer kennen und im Auge behalten; er muß die Seele des Kindes und seine Entwicklungsstufe studieren; hiernach ist der Stoff auszuwählen und so zu behandeln, daß er dem Verständnis angepaßt ist. Sind Schroffheiten überall vom Übel, so besonders auf dem Gebiete des Geistes; es giebt hier nichts Sprunghaftes, sondern nur einen allmählichen Fortschritt von Stufe zu Stufe; die eine dient der anderen zur Vorbereitung. Genauer: wie sich im Kinde aus dunklen Anfängen durch Zusammenwirken der Empfindungen nur sehr, sehr langsam Wahrnehmungen und Vorstellungen gebildet haben, so werden neue Perceptionen nur mit Hilfe der alten hinzugewonnen oder appercipiert. Jeder neue Unterricht ist angewiesen auf die Vorbereitung im Bewußtsein in Gestalt von ähnlichen Vorstellungen, welchen sich die neuen leicht angliedern können, auf die sogenannten Apperceptionshilfen. Darauf gründen sich die alten Regeln: schreite lückenlos vorwärts; gehe vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten. Nur unter diesen Bedingungen ist die Aufnahme eine leichte, sichere, freudige. Unser Gedankenkreis ist eben nicht ein leerer Raum, in den man alles mögliche hineinstopfen, oder eine Menge von Vorstellungen, zu der man nach Belieben hinzusetzen könnte, sondern ein einheitlich geschlossenes Ganzes, in das nur aufgenommen wird, was hineinpaßt, was sich einordnen läßt, was durch innerliche Übereinstimmung harmoniert, ein Organismus, der von jedem Neuling den Ausweis des Bürgerrechts verlangt.

Hieraus geht hervor, wie gut es ist, wenn ein Unterrichtsstoff möglichst zusammenhängend als ein Ganzes durchgearbeitet wird und wenn die zu gleicher Zeit betriebenen Fächer in einheitlichem Zusammenwirken aufeinander bezogen werden können. Dadurch werden zusammenhängende, verdichtete Vorstellungsmassen erzeugt, die kräftig zu assimilieren vermögen.

4. Für das Verfahren im einzelnen ist daran zu erinnern, daß die Empfindung zunächst nur dunkle, allgemeine, verschwommene Bilder giebt, die erst nach wiederholter Empfindung zu deutlicher Wahrnehmung werden, daß die verschwommenen, populären Anschauungen die Vorstufe der klaren, scharfen Begriffe sind, ähnlich wie der Bildhauer, der Maler zunächst ins Grobe arbeitet, um erst alsdann die feineren Züge herauszugestalten. Ebenso hat zunächst ein Lehrvortrag sowohl das Gefühl aufzurufen, das Interesse zu erwecken, die Erwartung im allgemeinen zu spannen durch Vorhalten des Lehrziels im großen und ganzen, als den Weg dazu in klaranschaulicher Darbietung des Stoffes darzulegen, insbesondere auch an das im Geiste schon Vorhandene anzuknüpfen und zur Aufnahme starke, wohlgeordnete Vorstellungen bereit zu stellen.

Sodann ist der Stoff im einzelnen in kleineren, klaren, übersichtlichen und damit wohlgefälligen Abschnitten durchzunehmen, allseitig zu betrachten und durch Frage und Antwort zu befestigen, damit der Schüler ihn überschaue, im einzelnen und ganzen geistig beherrsche und in den

gesamten Kreis des Vorstellungslebens wohlgeordnet eingliedere. An der nötigen Wiederholung darf es nicht fehlen.

Endlich ist der Kreis der gewonnenen Anschauungen zu erweitern und zu vertiefen durch Angabe von Ursachen und Folgen, von Wert und Bedeutung u. s. w., durch Beiziehung ähnlicher Gegenstände, Beispiele, Bilder, welche die Gedankengänge weiter illustrieren, d. h. erhellen. Auch ist das gewonnene Wissen umzusetzen in wirkliches Können und eigenes Anwenden. Daher möge zur Befestigung und Anwendung, zur Konzentration und Vertiefung auch Gemüt und Wille beteiligt werden, damit die Vorstellungsbereicherung nicht ein totes Kapital bleibe, sondern zur Bildung von Persönlichkeit und Charakter beitrage, damit der Schüler nicht nur den Unterrichtsstoff, sondern auch Gefühle und Strebungen beherrschen lerne. Dann wird der Unterricht zugleich erziehender oder Gesinnungsunterricht und erfüllt seine höchste Aufgabe.

Der angegebene Gang, der selbstverständlich nicht in allen Fällen und Fächern buchstäbliche Einhaltung verlangt, berührt sich mit den Herbartschen sogenannten fünf Formalstufen: Analyse oder Zergliederung, Synthese oder Darbietung, Assoziation oder Verknüpfung, System oder Zusammenfassung, Methode oder Funktion oder Anwendung, die freilich nur für einen begrifflichen Stoff passen und auch hier vom Übel wären, wenn sie zum einseitigen, künstlichen, mechanischen Zwange würden. Denn so gewiß der Lehrer eine klare, einheitliche Methode zu befolgen hat, so verfehlt wäre es, um des Buchstabens einer bloßen Form willen die lebensvolle Darbietung in enge Fesseln zu schnüren. Im allgemeinen sind die angegebenen Unterrichtsstufen nur eine erweiterte Wiedergabe der drei altbewährten Regeln: Anschauung, denkende Verarbeitung, Anwendung, die auch in dem oben angegebenen Unterrichtsverfahren zum Ausdruck gekommen sind (s. übrigens o. S. 123 f.). Anerkennung verdient die emsige Bearbeitung des pädagogischen Feldes durch die Schule Herbarts, eine Arbeit, die nicht ohne gute Früchte bleiben wird. Die fünf Stufen der Schule mögen hier noch ausdrücklich genauer zusammengestellt werden:

Zuerst spanne man durch kurze, klare Anknüpfung den Willen auf ein bestimmtes Ziel und stelle in dem Kopfe des Schülers klare, starke Vorstellungen zu leichter, lichter Aufnahme des Neuen bereit (Analyse).

Zweitens wird das Thatsächliche anschaulich, absatzweise, in wohlgeordnetem Zusammenhange der Gedanken vorgetragen, gelesen, wiederholt durchgelaufen, vom Schüler zusammenhängend, frei wiedergegeben und zugleich mit dem religiösen, sittlichen Gehalte, durch Konzentrationsfragen vertieft (Synthese).

Drittens wird der vorliegende Fall mit anderen, ähnlichen verglichen und im Vorstellungskreis verbunden (Assoziation).

Viertens wird aus den Einzelbeispielen ein allgemeiner, klarer Begriff abgeleitet und womöglich zu bleibendem Besitze klassisch formuliert (System).

Fünftens wird die Umsetzung des gewonnenen geistigen Besitzes in selbstthätiges Können, wirkliches Verfahren und Leisten eingeübt (Funktion).

5. Aus alledem geht hervor, daß nicht die Vorstellungen uns haben, uns in Besitz nehmen, sondern daß wir sie haben, wir von ihnen nach den Bedingungen unserer Erkenntnis Besitz nehmen, daß wir sie nicht passiv erleiden, sondern nach dem Stande unserer Bildung thätig ergreifen, daß in unserem Vorstellungsleben eine tiefinnerlich zusammenhängende Einheit herrscht, die mit einer bloß äußeren Mechanik entfernt nicht vergleichbar ist, daß das meiste von der einheitlich zusammenfassenden Kraft, von dem ernstlichen Wollen und anhaltenden Thun des Individuums abhängt, und nicht nur auf theoretischem Gebiete: auch ästhetische, sittliche, religiöse Bewegungen können dem Menschen nicht ohne weiteres eingetrichtert werden, auch sie bedürfen der Anknüpfung, der Apperception, auch sie sind das Werk einer langsamen, stufenweisen Aneignung, das Werk des ganzen Menschen, seiner vollen Persönlichkeit.

---

b. Die Aufmerksamkeit.

1. Die Aufmerksamkeit überhaupt ist nach Herbart die Aufgelegtheit, einen Zuwachs von Vorstellungen zu erlangen, indem die Vorstellungen den neu herantretenden freisteigend entgegenkommen. In dieser Definition ist nur die Aktivität den Vorstellungen zu nehmen und der Seele überhaupt zu geben. Aufmerksamkeit ist also nichts anderes als die Hinwendung des Bewußtseins auf Eindrücke oder Vorstellungen, sie ist also entweder sinnlicher oder intellektueller Art. Eine Menge von Reizen der Außenwelt ist jeden Augenblick bereit, auf uns einzuwirken; eine Vorstellung unseres Denkens reiht sich an die andere, eine jede steht mit unzähligen anderen in Verbindung. Nicht alledem kann sich das Bewußtsein zu gleicher Zeit mit gleicher Kraft zuwenden; es wird bald das eine bald das andere bevorzugt. Es kann jemand in das Zimmer eintreten, uns anreden, uns verspotten — wir merken es gar nicht. Was wir aber merken, worauf willkürlich oder unwillkürlich unsere Wahl fällt, das gewinnt und behauptet einen Platz in unserem geistigen Leben. Die Hinwendung unserer äußeren oder inneren Anschauung kann schwächer oder lebhafter sein, sie kann sich so steigern, daß alles andere von der Betrachtung ausgeschlossen wird, und giebt damit eine Bürgschaft für erfolgreiche Beobachtung und dauernde Festhaltung. Das Auf-

merken wird zum gründlichen Auffassen und sicheren Merken. Denn das ist der Zweck der Aufmerksamkeit: die scharfe Erfassung des Gegenstandes und seiner Bedeutung und daher dann das tiefe Eindringen in seine Beschaffenheit, seine Teile, Verhältnisse, Folgen u. s. w. Ein Beispiel des Erfolges angespanntester Aufmerksamkeit ist Newton. Als er gefragt wurde, wie er zu seinen außergewöhnlichen, bewundernswerten Entdeckungen gekommen sei, erwiderte er, es sei ihm nur gegangen, wie einem Kinde, das am Strande des Meeres gespielt und einige hübschere Muscheln und Steine gefunden habe als andere. In Wirklichkeit hatte er Tag und Nacht so rastlos gearbeitet, daß er darüber Essen, Trinken und Schlaf vergaß und seine Gesundheit ernstlich gefährdete.

Die *unwillkürliche* Aufmerksamkeit entsteht von selbst aus dem Einfluß der Objekte und der Bewußtseinsvorgänge. Die Aufmerksamkeit ist *willkürlich* oder ein Werk selbständigen Willens, nicht einfach einer Beziehung der Objekte zu unsern geistigen Vorgängen, sondern einer dem Gegenstand zugewendeten energischen Aktion, der freien Hinwendung und Entscheidung des eigenen Bewußtseins, indem man sich nicht widerstandslos den objektiv herankommenden Reizen oder auftauchenden Vorstellungen preisgiebt, sondern mit Absicht diejenigen auswählt und ins Auge faßt, auf die es ankommt, indem man vorsätzlich seine ganze Kraft auf gewisse Anschauungen, die sich geltend machen, richtet. Die Willkür in der Beobachtung oder Forschung kann sich ebensowohl der sinnlichen Sphäre zuwenden als der intellektuellen. In jener spielt die unwillkürliche Aufmerksamkeit eine größere Rolle, während die Bearbeitung der Begriffe, das Studium zusammenhängender Arbeiten, die Überlegung von Handlungen mehr die Anspannung der willkürlichen Aufmerksamkeit erfordert, doch nimmt auch hier das unwillkürliche Spiel der Vorstellungen einen breiten Raum ein („man denkt an nichts"). Die willkürliche Aufmerksamkeit entspringt also aus mehr oder weniger klar bewußten theoretischen oder praktischen Motiven: der Erkenntnis des Nutzens, der Freude am Wettstreit, Furcht vor Strafe, Hoffnung auf Belohnung u. s. w.

2. Nach dem Charakter unserer vorstellenden Thätigkeit überhaupt läßt sich von vornherein erwarten und bestätigt sich durch genauere Beobachtung, daß die *Ursache der natürlichen Aufmerksamkeit*, die wir nun genauer zu betrachten haben, sowohl in den Gegenständen selbst als in der Beschaffenheit unseres Bewußtseins liegt, nicht aber in

einem von beiden allein, da beides nie und nirgends von einander getrennt werden kann. In diesem Sinne ist auch die folgende Teilung a. b. c. nicht als eine ausschließende zu verstehen. Wenn eine oberflächliche Beobachtung in der Gewalt unserer äußeren Eindrücke den zureichenden Grund der Aufmerksamkeit erblickte, so hat der Widerspruch hiegegen zu dem anderen, gleichfalls abzuweisenden Extrem geführt, den Eindrücken jeden Einfluß auf die Aufmerksamkeit abzusprechen und sie ganz aus subjektivem Interesse und Übung abzuleiten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß neuauftretendes Kopfweh, plötzlich zum Ohr dringendes Glockengeläute unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; allerdings nicht mehr, wenn es sich stündlich wiederholt. Wenn wir zu einer Mühle kommen, fällt uns das Klappern der Mühlräder auf; aber nicht mehr, wenn wir länger dort bleiben. Wenn nach Regentagen der Himmel wieder im reinsten Blau erstrahlt, schauen wir mit Wohlgefallen zu ihm auf; weniger freilich, wenn er sich täglich wolkenlos über uns wölbt. Irgendeine beliebige Geschichte, die wir gar zu oft gehört haben, zieht uns nicht mehr an; aber in neuem Gewande, mit frischen, anschaulichen Farben erregt sie unsere Aufmerksamkeit. Durch die Gewohnheit wird also die Empfänglichkeit herabgesetzt, mit anderen Worten der Zustand des Bewußtseins ist ebenso von Bedeutung wie die Beschaffenheit des Reizes. Man hat berechnet, daß die Empfänglichkeit nicht im gleichen Verhältnis mit der Zunahme des Reizes, sondern auch proportional den früheren Reizen wächst. Vermehrt man nach dem sogenannten Weberschen Gesetze 100 g um weitere 100 g, so ist die Zunahme merklich; vermehrt man aber 100 kg um 100 g, so spürt man nichts: je stärker der vorangehende Reiz ist, um so stärker muß der neue sein. Genauer hat der Psychophysiker Fechner berechnet, daß der Reiz, damit die Zunahme bemerkbar werde, wachsen muß bei Druck-, Temperatur- und Schallempfindung um $1/3$, bei Muskelempfindung um $1/7$, bei Lichtempfindung um $1/100$ des ursprünglichen Reizes. Münsterbergs Versuche ergaben, daß die Reaktionsdauer mit jedem weiteren Experimente stieg: die Aufmerksamkeit konzentrierte sich schwerer, je mehr das Bewußtsein schon belegt war. Herbart hatte also recht zu sagen: entgegengesetzte Vorstellungen und Häufung der Vorstellungen im Unterrichte seien ein Hindernis für die Aufmerksamkeit (vgl. S. 66).

a. Bedeutung des Objektiven. Das objektiv Ungewohnte, das Neue erregt die Aufmerksamkeit. Man kann dies namentlich am

kleinen Kinde beobachten, das noch mehr ein Leben der Sinne führt. Die Anfänge seines Erkenntnislebens sind ja freilich in Dunkel gehüllt, es muß erst empfinden und wahrnehmen lernen. Aber wenn es darin nach einigen Monaten seines Daseins einige Fortschritte gemacht hat, so kennt es seine Umgebung; die Verbringung in ein neues Zimmer hat eine aufmerksame, anhaltende Umschau zur Folge. Tritt eine unbekannte Person herzu oder eine bekannte mit neuer, ungewohnter Kopfbedeckung, so starren die weitgeöffneten Augen die neue Erscheinung mit unverkennbarem Staunen an; ja das Staunen kann sich zur Angst steigern und in Schreien explodieren. Man könnte dies Neue, das die Aufmerksamkeit bis zur Ausschließlichkeit erregen kann, die qualitative Stärke des Eindrucks nennen im Unterschied von der objektiv-quantitativen Stärke, die freilich nur bei unmittelbaren sinnlichen Eindrücken in betracht kommt; denn die Vorstellung eines heftigen Geläutes ist nicht stärker, vernehmlicher als die eines schwachen. Bedeutungslos ist aber diese mathematische Stärke des Reizes nicht. Das Kind wendet auch dem kräftigeren Licht sein Auge zu, auch die Hand, bis es sich gebrannt und also die Erfahrung eines stärkeren Reizes gemacht hat. Ein heftiger Schall zieht unseren Gedanken auf sich und erweckt aus dem Schlafe. Die Wirkung eines starken unangenehmen Geruchs oder Geschmacks ist bekannt. Berührung, Stoß, Schlag macht sich in schwächeren und stärkeren Empfindungen fühlbar, in letzteren selbstverständlich mehr. Die Unterschiede von Wärme und Kälte drängen sich unwillkürlich auf. Doch haben allzu starke Reize mehr die Eigenschaft, zu erschüttern und bei Fortsetzung abzustumpfen als zu fesseln. Nur ein gewisses mittleres Maß ist geeignet, die Aufmerksamkeit anzuziehen.

b. Bedeutung des Objektiv-Subjektiven. Jedermann erinnern die Temperaturempfindungen, die dem Gefühl näher stehen — was dem einen warm, erscheint dem anderen kalt; was dem einen süß, dem anderen bitter —, an die von Weber und Fechner berechnete sogenannte subjektive Relativität der Reize, d. h. an die Abhängigkeit ihrer Wirkung von der Beschaffenheit des subjektiven Bewußtseins, von der Bedeutung, von dem Werte, den das Gefühl ihnen beilegt. Neben dem neugeborenen Kinde, neben dem Kanonier kann man einen Kanonenschuß abfeuern, beide überhören ihn, das erstere, weil es überhaupt die Eindrücke noch nicht percipiert, der letztere, weil der Kanonendonner für ihn gewohnt ist. Da-

gegen wird ihm der leiseste Kommandoruf, auf den er schon vorher das Ohr spannt, recht vernehmlich sein, ein Signal selbst im Schlafe. Das gewohnte Schlagen der Uhr im Schlafzimmer hören wir nicht, dagegen den leisesten Laut des Kindes, wenn sein Wohlbefinden in Frage steht. Darin zeigt sich der subjektive Gefühlswert der Eindrücke. Was uns interessant, d. h. von uns wertgeschätzt wird, das fesselt uns. Die Neuheiten der Mode in Kleidung und Hauseinrichtung, in Haltung und Manieren, in Jägerscher Wollen- und Kneippscher Wasserkur verdanken ihren Erfolg nicht bloß dem Reiz der objektiven Neuheit, sondern auch der Affektionswertung des Gefühls.

Aber auch das Gewohnte, Bekannte wird als Vertrautes lieb und wert, heimelt an, hat einen wärmeren Ton, bekommt also einen Gefühlswert: das Kind zeigt die größte Lust, wenn ihm bekannte Gesichter, bekannte Gegenstände vors Auge treten. Bei der Christbescherung kann es wohl vorkommen, daß ihm die kostbarsten Neuheiten gleichgültig bleiben und die ganze Aufmerksamkeit sich den aufgefrischten alten Spielsachen zuwendet. Zu gewohnten Vorstellungen kehren wir gern zurück, so langweilig ihre wiederholte Reproduktion für andere sein mag. Völlig Fremdartiges, das im Bewußtsein keinen Anknüpfungspunkt findet, läßt kalt, interessiert nicht (s. o. Apperception). Während die Bevorzugung des Neuen dem Einfluß des Gefühls zuzuschreiben ist, das sich gern in Gegensätzen bewegt, mag die Liebhaberei für das Bekannte, oft Gedachte, Klarere der Leichtigkeit des geistigen Vorganges zu verdanken sein. Die Vorliebe für das Dunkle, Geheimnisvolle hängt mit der Neugier zusammen, also dem Reiz des Neuen.

c. Bedeutung des Subjektiven, besonders hinsichtlich der Didaktik.

α. Den spezifisch-subjektiven Grund der Aufmerksamkeit bildet das Interesse, eine aus der Wärme des Gefühls geborene Erregung des Gemütes zugunsten eines bestimmten Kreises von Vorstellungen, eine persönliche Parteinahme für einen Gedankenkomplex, von Herbart zum Haupthebel des Unterrichts gemacht.

Von Haus aus ist ein Interesse für das Erkennen im allgemeinen vorhanden: selbst wenn die menschliche Seele nur einer leeren Wachstafel verglichen werden könnte, so wäre sie als solche durch Naturanlage eindrucksfähig, bildsam, bestimmt für die Aufnahme der Wirklichkeit in die Vorstellung. Sie verhält sich aber nicht leer passiv, sie kommt den

Objekten fragend und suchend entgegen. Daher hat sie z. B. Tertullian eine anima naturaliter christiana genannt und ihr einen positiven Zug zu Religion und Sittlichkeit zugeschrieben, die im Christentum am höchsten verkörpert sind. Da auch Errungenschaften in Form von angeborenen Dispositionen sich vererben, kommt der Mensch von Natur der Kulturwelt, in die er hineingeboren wird, auch gewissen Beschäftigungen seiner Vorfahren mit seinen Neigungen entgegen (ausgesprochenes Talent).

Die Grundregel der Unterrichtsklugheit lautet daher: benutze die natürliche Lust des Kindes am Lernen. Jede gesunde Beschäftigung macht Freude. Ein guter Unterricht wird immer anziehen und fesseln. Wo aber ein Vorstellungskreis kein Interesse weckt, ist anzunehmen, daß er selbst verkehrt oder die Anlage des Lernenden krankhaft ist. Die Belehrung durch den natürlichen, sicher treffenden Instinkt mahnt dann, von dem Stoff zu lassen.

So gewiß man von einer angeborenen Begabung für bestimmte Gegenstände reden darf, so sicher giebt es aber auch, wie aus dem Vorigen hervorgeht, für wiederholte und daher leichter wiederkehrende Vorstellungen, für das Vertraute ein anerzogenes Interesse. Genie ist Fleiß. Bestimmte Anschauungen verbinden sich auch mit einem gewissen ästhetischen Wohlgefallen, bestimmte Vorstellungen mit sinnlichen Lustgefühlen. So erzeugt sich Liebe zum Gegenstand, jener mächtigste Erkenntnisdrang: Eros ist bekanntlich der Zauberer, der Götter und Menschen lenkt. Nicht fremdartige, künstliche Überlegungen von Folgen des Wissens oder Nichtwissens in Nutzen oder Schaden, sondern die unmittelbare, völlige Hingabe treibt hier zur Aufmerksamkeit und erweckt die Neigung, das Empfangene zu verarbeiten, weiter zu führen und auszugestalten.

Durch die Entwicklung der höheren Geistesthätigkeiten wird auch ein höheres intellektuelles Interesse erzeugt. Man hat schon unterschieden ein empirisches oder historisches, das auf die Kenntnis des Thatbestandes in den sogenannten Realfächern, auch auf die Aneignung des Sachlichen in Sprachen und schönen Künsten und Wissenschaften geht und häufig mit einem Sammeltrieb sich verbindet; ein theoretisches oder spekulatives, das in den genannten Fächern die Kausalitätsverhältnisse zu ergründen sucht und besonders in Physik, Mathematik, Philosophie und Theologie seine Stätte hat; ein praktisches oder poietisches (griech. poiein = schaffen), auch ästhetisch-technisches genannt, das in

allerlei Fertigkeit und Kunst den sinnlichen Stoff wohlgestaltet, durch Vergleichung den Geschmack bildet und in der Betrachtung von Natur, Leben und Geschichte bethätigt.

β. Die Aufmerksamkeit wird insbesondere dann gefesselt, wenn der ganze Mensch ins Interesse gezogen, wenn die Selbstthätigkeit in Anspruch genommen, wenn die Kraft in größerem Umfange in Übung gesetzt wird. Während wir soeben der Macht des Gefühls Rechnung trugen, kommt hier mehr der Wille in Betracht.

Schon früher aus Anlaß der didaktischen Regelgebung wurde darauf hingewiesen, wie viel größere Freude es dem Schüler mache, selbst zu finden, selbst zu beobachten und zu entdecken (S. 121 f.). Der Lehrer muß sich eben soweit selbst verleugnen, daß er nicht alles vorsagen oder vormachen zu müssen glaubt, sondern auch manches für sich behält und den Schüler nur auf die richtige Fährte lenkt. Wie wenig hat man gerade bei schwereren Gegenständen von einem unverstandenen und langweiligen Vortrag, trotz aller Mahnungen zum Aufmerken! Welche Lust aber, aus Einfachem, Anschaulichem, das man dem Schüler bietet, die gemeinsamen Merkmale, die Begriffe, Regeln, Gesetze abzuleiten! Giebt man sie aber fertig, so werden sie nicht verstanden und nicht behalten. Wie das Kind in seinen ersten Lebensjahren von selbst sich den größten Schatz an Kenntnissen und Lebenserfahrungen erwirbt, wie sich die ganze Menschheit durch Übung der ihr gegebenen Kräfte nach und nach entwickelt hat, so wird stets am besten die eigene Thätigkeit des Schülers zuhilfe genommen.

Das lateinische Wort für Fleiß „diligentia" zeigt in seiner Grundbedeutung (Liebe), wie nahe Fleiß und Lust zusammenhängen; Ähnliches ergiebt sich aus dem deutschen „Eifer". Physiologisch wird dies damit begründet, daß die gleichen Reize auf den gleichen Wegen zu den gleichen Zellen immer leichter gelangen, psychologisch mit der Freude an Übung der Kräfte. Man darf nicht in zu ängstlicher Sorge sein, was den Schüler interessiert; was fleißig betrieben wird, das weckt auch Lust. Im Gegenteil könnte eine einseitige Liebhaberei die allseitig gleichmäßige Entwickelung stören. Immerhin ist es gut, wenn der Unterrichtsgang die Fächer so aufzunehmen weiß, daß bestimmte Neigungen ihre Nahrung, ihre Ausbildung finden.

Arbeit, hingebende Arbeit ist des Lebens Würze. Das darf auch der Schüler erfahren. Man braucht ihn nicht überängstlich vor jeder

Anstrengung zu hüten. Es war ein verkehrter Eudämonismus der Aufklärungszeit, die Arbeit des Lernens in lauter Spiel verwandeln zu wollen. Es ist gut, schon jung an die Arbeit gewöhnt zu werden. Die Gewöhnung verleiht dem ganzen Handeln Stätigkeit und Gleichmaß. Sie wird erleichtert durch das Vorbild, das der Erzieher in Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt giebt. — Indem der Schüler im fortschreitenden Erkennen die Früchte seines Fleißes freudig fühlt, indem er den Wert des Lernens einsieht und steigenden Eifer für die Sache selbst gewinnt, geht die anfangs unwillkürliche Aufmerksamkeit in willkürliche, in klar bewußtes Streben über, nicht aus ungesundem Ehrgeize, sondern in naturgemäßer Entfaltung der empfangenen Anlagen.

3. Besondere pädagogische Regeln. 1. Die Aufmerksamkeit ist von grundlegender Wichtigkeit für den Erfolg des Unterrichts. Ohne Aufmerksamkeit keine Empfänglichkeit und kein Behalten. Nur wer dem Unterricht aufmerksam folgt, vermag von ihm einen Vorteil zu haben; wer zerstreut und flatterhaft ist, faßt nichts recht auf und behält auch nichts.

Aufmerksamkeit ist aber nicht nur eine Forderung der Schule, sondern auch des Lebens: nur wer mit voller Seele bei seiner Arbeit, bei seinem Berufe ist, wird etwas Tüchtiges leisten, wird vorankommen und ein brauchbares Glied der Gemeinschaft werden. Der beste Erfolg schon der Schule ist nicht ein Wissen von Vielerlei, sondern die zur anderen Natur gewordene Gewohnheit, sorgfältig, pünktlich, eifrig, ernstlich, anhaltend arbeiten zu können (Treue im Kleinen). Wer schon in der Schule gelernt hat, sich mit angespannter Aufmerksamkeit, mit völliger Hingebung, mit inniger Konzentration seiner Aufgabe zu weihen, der hat eine Zucht seines Willens durchgemacht, die ihm zeitlebens zugute kommen wird. Er versteht seine Obliegenheiten fest anzufassen, mit voller Kraft und Hingebung zu erfüllen und folgerichtig, ohne vor Schwierigkeiten die Segel zu streichen, durchzuführen. Wer dagegen nur so obenhin fährt, wer Gründlichkeit und Ausdauer, Hingebung und Fleiß nicht gelernt hat, wird leicht ein Thunichtgut und Taugenichts. So wird die Aufmerksamkeit, die zunächst eine Erscheinung auf dem Gebiet des Intellekts ist, eine hervorragende Tugend des Willens.

Die Übung also gerade in willkürlicher Aufmerksamkeit schult die ganze Willenssphäre, die Denkprozesse und den Charakter; der Wille lernt, Vorstellungen und Triebe fest zu beherrschen. Gerade die abstrakten Fächer, wie Grammatik und Mathematik, sind eine gute Geistesgymnastik; sie lehren den Willen, bei der Stange zu bleiben, zu gehorchen. Besser ist es, der Stoff selbst nimmt den Willen in Anspruch, denn äußerliches Drohen und Strafen ist das „Hausmittel hilfloser Mütter und schlechter Schulmeister“.

2. Was freilich zunächst die äußeren Erfordernisse der Aufmerksamkeit betrifft: so ist allererste Bedingung, conditio sine qua non eine gute Schulzucht. Schüleruntugenden, Schwatzen, Einblasen müssen sowohl durch eine strenge Zucht im engeren Sinne niedergehalten als durch anregenden, erziehenden Unterricht ferngehalten werden; äußere und innere Macht, mechanische und geistig-sittliche Gewalt müssen da zusammenwirken. Die Schüler haben geordnete Sitzreihen zu bilden, gute, ruhige Haltung zu bewahren und den Lehrer oder den vorgezeigten Unterrichtsgegenstand anzuschauen, wie sie auch vom Lehrer fortwährend im Auge behalten werden. Ablenkende Sinneseindrücke sind nach Möglichkeit fernzuhalten, störende Zwischenbemerkungen, zerstreuende, den jugendlichen Mutwillen in Bewegung setzende Witze zu unterlassen; die ganze Kraft des Geistes ist unverrückt der Sache zu weihen. Solche Zucht in Ordnung, Pünktlichkeit, Ruhe, Arbeit, kurz in angespannter Aufmerksamkeit auf die Sache ist eine unbewußt wirkende Suggestion auf das Gemüt des Schülers, eine unbemerkt und unmittelbar geschehende Einflösung guten Geistes, die dem ganzen Menschen Kraft und Halt, Thätigkeit und Tüchtigkeit anerzieht, auf die Natur selbst unmittelbar und sicherer — man möchte sagen physiologisch — wirkend, mehr als dies Worte zu thun vermögen.

Daß die Aufmerksamkeit nur dann eine anhaltende sein kann, wenn die nötigen Erholungspausen gegönnt werden, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Bei jüngeren Schülern sollte nach jeder Stunde eine Viertelstunde geruht oder Körperbewegung gemacht und der Unterricht in wissenschaftlichen Fächern überhaupt nicht über zwei Stunden im halben Tag ausgedehnt werden, bei älteren nicht über vier Stunden. Freie Viertelstunden, turnerische Übungen und Spiele erhöhen die Leistungsfähigkeit des Geistes beim eigentlichen Unterricht, wie denn überhaupt in Deutschland die geistige Bildung allzu lang nicht genügend ergänzt worden ist durch Leibesübung.

Den Fächern, welche an die Vorstellungsthätigkeit größere Anforderungen stellen, sind die ersten Stunden des Morgens, den mehr mechanischen die späteren Vormittags- und die Nachmittagsstunden zu widmen.

Alle Mahnungen an den Schüler zur Aufmerksamkeit — also der künstlichen, willkürlichen, welche in der Schule ganz besonders ihren Ort hat — nützen nichts, wenn Ermattung eingetreten ist oder der Unterricht nicht verständlich ist.

3. Der Lehrer, der die Aufmerksamkeit der Schüler fassen will, muß ihnen darbieten, was sie leicht verstehen können, was ihnen lieb und wert werden kann. Er muß also den Stoff selbst wohl innehaben und beherrschen, damit er ihn klar, anschaulich, gewandt, übersichtlich zu geben vermag. Was klar ist, das leuchtet ein. Was dem Hörer dunkel bleibt, das faßt und behält er nicht. Was er nur schwer aufzunehmen vermag, davon wendet er sich ab, lieber schaut er in des Lebens grüngoldnen Baum hinein als in abstrakte, weitschweifige, abstoßende, grau-

liche Theorieen. Nur das kann man aber klar wiedergeben, was man in eingehender Arbeit sich zu eigen gemacht, was man für sich selbst zu lichtvoller Klarheit durchgearbeitet hat. Daher setzt all dies eindringende Vorbereitung voraus.

Solcher Unterricht wird dem Schüler auch lieb und wert. Er erwärmt sein Gefühl, regt sein Interesse an, und damit ist viel gewonnen. Was der Schüler mit Liebe und Lust treibt, worauf sein Gemüt einen besonderen Wert legt, das wird er willig aufnehmen, treu behalten und fleißig weiter bearbeiten. Warum vergißt der Habsüchtige alles über seinem Geld, der Ehrgeizige alles über seinem Ruhm? weil er in diese seine Götzen verliebt ist. Wo der Schatz ist, da ist das Herz, da sind alle Kräfte.

Ein Unterricht, bei dem Lehrer und Schüler mit ganzer Seele sind, hat Leben, und die Lebendigkeit hält die Gemüter bei der Sache, die persönliche Frische, das Interesse des Lehrers belebt auch das der Schüler, während ein schläfriger, matter Unterricht Langeweile erzeugt, d. h. ein Aufmerken statt auf den Stoff vielmehr auf die träg dahinschleichende Zeit, wo nicht ein noch schlimmeres Abschweifen auf Nebengedanken und Nebenbeschäftigungen.

4. Was den Stoff betrifft, so verweilt der Schüler bei Bekanntem, Vertrautem, Liebgewonnenem immer wieder gern, doch öfters nur, wenn neue Seiten herangezogen, neue Vorstellungen in Bewegung gesetzt, frische Elemente mit dem Alten verbunden werden, während die bloße einfache oder gar langatmige Wiederholung langweilt. Besonderen Reiz übt eben das Neue aus; je größeres Staunen es erregt, um so mehr fesselt es das Nachdenken; denn das Staunen ist ja überhaupt der Anfang aller menschlichen Weisheit. Man hüte sich aber, hastig von einem zum anderen zu eilen. Läßt man den Vorstellungen keine Zeit, sich festzusetzen, gräbt man sie nicht durch vielseitige Betrachtung tief in das Bewußtsein ein, so haften sie nicht. Eile mit Weile. Man muß immer Brücken zu dem Vorhandenen zu schlagen suchen und die vorhandenen Vorstellungen herausheben, welche die Aufnahme des Neuen ermöglichen, erleichtern und als wertvoll begrüßen. So wird der Unterricht interessant, indem er durch die erhoffte Bereicherung Lustgefühle wachruft. — Der Lehrplan muß den Stufen der Jugendentwickelung, des nach und nach erwachsenden Verständnisses und Interesses entsprechen und dem Gedankenkreis der Schüler den Lehrstoff in organischer Genesis anpassen.

5. Wenn nur der Unterricht rechter Art ist, so braucht man nicht zu sorgen, daß der Schüler teilnahmlos bleibe, daß alle Mühe vergebens sei. Die Lust an Bereicherung der Erkenntnis ist ihm angeboren. Man darf nur sehen, wie ein Kind im zweiten Halbjahr seines Lebens seine Finger und, was ihm unter die Hände kommt, stundenlang betrachtet und betastet, um sich über Form und Beschaffenheit eine Vorstellung zu bilden, wie der gleiche Erkenntnistrieb das Kind später nicht ruhen läßt,

bis es entdeckt hat, was auf, in, unter den Kästen ist, wie das Schloß einer Thüre schließt, was in einem Ball, im Leibe der Puppen u. s. w. enthalten ist, wie es die größte, anhaltendste Mühe aufwendet, alle die mannigfachen Rätsel zu lösen, die ihm aufstoßen. Diesen Denk- und Arbeitstrieb darf der Pädagog nur benutzen, allseitig benutzen: auch von Handfertigkeit wäre hier zu reden. Ohne aber auf das Einzelne einzugehen, ist zu sagen: der Unterricht, der der Aufmerksamkeit anhaltend sicher sein will, sei nicht nur Lehrvortrag, sondern nütze den Arbeitstrieb, verwende die Selbstthätigkeit, nehme Willen und Thun in Anspruch, insbesondere auch durch das Mittel der Frage im Unterricht.

B. Reproduktion der Erkenntnis.

a. Das Gedächtnis.

1. Gedächtnis nennt man die Fähigkeit, die Vorstellungen früher vorhandener Vorgänge so festzuhalten, daß sie unverändert im Bewußtsein erneuert werden können. Man begreift also darunter ein Doppeltes: sowohl daß Anschauungen, Vorstellungen vom Bewußtsein aufgenommen, eingeprägt und dem Schatze an beharrenden Vorstellungen, der unter die Schwelle des Bewußtseins zu sinken pflegt, einverleibt werden, als daß sie unter gewissen Umständen, etwa auch mit der Vorstellung von Ort und Zeit, da wir sie hatten, also mit einem Komplex von vergesellschafteten Anschauungen, wieder hervorgeholt und klar bewußt werden. Zwar sind auch die im unbewußten Zustand versinkenden Vorstellungen nicht verloren, selbst wenn sie als solche der Vergessenheit anheimfielen und nicht mehr auf der Oberfläche auftauchten; sie wirken fort und üben einen gewissen, obwohl nicht klar erkennbaren Einfluß auf unser geistiges Leben. Insofern ist zwischen Lernen und Denken, Gedächtnis und Urteilskraft nicht streng zu scheiden und auch das Gedächtnis ein Werkzeug des Verstandes. Aber das Wesentliche am Gedächtnis ist die Erneuerung und zwar die unveränderte Erneuerung der Vorstellungen, ihre Einstellung in die freie Verfügung des bewußten Lebens. Diese Erneuerung kann unwillkürlich geschehen. Geschieht sie willkürlich, rufen wir frühere geistige Vorgänge absichtlich hervor, indem wir uns darauf besinnen, so sprechen wir wohl auch von Erinnerung im engeren Sinn (vgl. Lauf der Vorstellungen S. 101 ff.).

Gedächtnis als Ausdruck für die Beharrung und Reproduktion der Vorstellungen bedeutet also eine besondere Betrachtungsweise des Verlaufs der Vorstellungen und darf wegen der Wichtigkeit für die Schule besondere Behandlung beanspruchen. Die Beharrung und Wiedererneuerung der Vorstellungen richtet sich denn auch nach deren Vergesellschaftung, nach den Gesetzen der Ideeenassoziation, d. h. nach den inneren Beziehungen der Ähnlichkeit und der äußerlichen, räumlichen, zeitlichen Berührung und der Neigung des Gefühls zu Kontrasten (S. 104 ff.). Einen hervorragenden Wert hat namentlich in schultechnischer Hinsicht neben der materiellen Verwandtschaft und Beziehung der Vorstellungen das formal-äußerliche Nebeneinander und Nacheinander. Man spricht in dieser Hinsicht von einem mechanischen Gedächtnis und versteht darunter das mehr oder weniger äußerliche, gedankenlose Festhalten auswendig gelernter Worte und Vokabeln, Sätze und Gedichte.

Dem Gedächtnis kommt eine hohe Bedeutung zu. Durch das Gedächtnis werden die Vorstellungen, die man im Laufe des Lebens gewinnt, zu einem unverlierbaren Besitz; der ganze Reichtum, den der Einzelne und die Menschheit an Anschauungen, an religiösen und sittlichen Begriffen und Grundsätzen gewinnt, wird aufbewahrt, als ein kostbarer Schatz und als Grundlage und Mittel zu weiterem Fortschritt. Vermöge des Gedächtnisses bleiben unsere Eindrücke nicht spur- und bodenlos, sie gewinnen Halt und Zusammenhang. Ohne Gedächtnis wäre unser Bewußtsein nur ein oberflächlicher, augenblicklich wirkender Spiegel der Welt, wir wären nicht imstande, ein geistiges Eigentum zu gewinnen; ruhe-, verbindungs- und verständnislos würde ein Bild dem andern folgen. Mit dem Gedächtnis wird die Aufeinanderfolge der Gebilde unseres Geistes zu einem einheitlichen Ganzen, Vergangenheit und Gegenwart zur unauflöslichen Wechselwirkung verbunden und klare Erkenntnis für die Zukunft vorbereitet. Mit dem Gedächtnis erst wird die Entwicklung des Denkens, das Werden der ganzen geistigen Bildung, überhaupt ein geistiges Leben möglich. Die Sprache, in der der ganze Schatz unserer Vorstellungen niedergelegt wird, hat man schon das Gedächtnis der Menschheit genannt.

So wertvoll unverrücktes Festhalten des Aufgenommenen ist, so mag es doch auch einem stumpfen Geiste gelingen, während ein lebhaft beweglicher die Aufnahme mit seinen Reflexionen begleitet und

vielleicht weniger treu wiederzugeben weiß, dafür aber um so origineller, und ein Original mag leicht besser sein als eine Kopie. Kinder und Ungebildete hängen an der unmittelbaren Anschauung, sie vermögen das viele Einzelne weniger zu beherrschen, das Wesentliche nicht herauszufinden und erzählen gern mit allen Umständlichkeiten. Es gilt daher in gewissen Kreisen als vornehm, als das Zeichen eines großen Geistes, für Namen, Zahlen und dergleichen Kleinigkeiten kein Gedächtnis zu haben. Obwohl nun nur das Wissen wirklichen Wert hat, das auch wirklich verdaut wird, ähnlich wie die Speise, so setzt doch alle intellektuelle Bildung, die ja freilich nicht überschätzt werden darf, einen eisernen Bestand von Wissensstoff voraus, und in diesem Sinne war bei den Griechen Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, die Mutter der Musen.

2. Erklärt kann das Gedächtnis nicht werden mit der Verbindung stofflicher Gehirnmoleküle oder den Überresten von Reizen in den Gehirnnerven. Zwar bildet das Gehirn das körperliche Werkzeug des Denkens, also auch des Gedächtnisses; Verletzung und Störungen in dem physischen Organe schaden auch dem Gedächtnis. Aber es ist nicht gelungen, im Gehirn bestimmte Orte für die Gedächtniserscheinungen mit unbestrittener Sicherheit anzugeben, und selbst wenn es gelänge, so wären mit dem materiellen Nebeneinander und mit mechanisch-äußerlicher Bewegung von Stoffen die ganz andersartige Beschaffenheit des Vorstellungsverlaufes, die geistig verwickelten Vorgänge in dem einheitlich zusammenfassenden Bewußtsein, in dem Altes und Neues zusammen schauenden Gedächtnisse nicht erklärt. Wenn wir ableiten wollen, so müssen wir Geistiges aus Geistigem erklären und so weit wir auch das letztere zurückverfolgen, wir werden nie mit irgendeiner Bewußtseinserscheinung auf eine rein körperliche Ursache unmittelbar stoßen. Jede der beteiligten Seiten, die materielle und die intellektuelle führt uns nur auf Ursachen und Wirkungen ihrer Art, eine Brücke von der einen zu der anderen so ganz verschiedenen Art des Geschehens kann nicht geschlagen werden; nur ein gewaltiger und gewaltsamer Sprung führt über die mächtige Kluft (daher vergleiche S. 101 ff. Lauf der Vorstellungen).

3. Die Verschiedenheit der Anlagen und Gewohnheiten der Menschen bewirkt eine Mannigfaltigkeit der Arten des Gedächtnisses.

Eine leichte, muntere, lebendige Auffassung nimmt rasch und viel auf, aber meist flüchtig, ohne tieferen Eindruck, ohne scharfe Anschauung des Einzelnen und ohne hingebendes Eindringen in den Zusammenhang, daher nicht auf die Dauer. Umgekehrt faßt entschiedene, kräftige Aufmerksamkeit, umfassende, tief eindringende Betrachtung scharf, klar, übersichtlich auf, doch oft langsam und schwerfällig, bewahrt aber lang und treu. Hiernach giebt man dem Gedächtnis verschiedene Bezeichnungen: ein umfassendes, weites, großes Gedächtnis bewahrt viel und vielerlei; ein leichtes, schnelles faßt rasch, ein starkes, gutes auf die Dauer, ein verläßliches, treues auf die Länge wahr und sicher, ein williges Gedächtnis stellt seinen Inhalt jederzeit dienstbereit zur Verfügung, ohne langes Besinnen. Das Gegenteil besagen die Ausdrücke: ein beschränktes oder kleines, ein langsames, ein kurzes oder schwaches, ein unsicheres oder untreues, ein lahmes Gedächtnis. Alle diese Eigenschaften sind selten beisammen: dem schnellen Gedächtnis fehlt es gewöhnlich an Stärke, dem weiten an Treue.

Besondere Veranlagungen für ein bestimmtes Gebiet, auch vielleicht nach zufälliger Bekanntschaft entstandene Beschäftigung oder liebgewordene Gewohnheit wecken das Interesse und schärfen Aufmerksamkeit und Kraft der Vorstellungen. Was der Neigung entspricht, wird williger aufgenommen und treuer bewahrt. Man denkt aber hauptsächlich an die Anlagen, wenn man von einem Wort-, Namen-, Sach-, Personen-, Zahlen- und Ortsgedächtnis spricht, Vorzüge, die selten beisammen, vielmehr bei den verschiedenen Menschen verschieden zu sein pflegen.

4. Eine dreifache Art des Memorierens (lat. memoria, griech. mneme Gedächtnis), des eigentlichen Auswendiglernens, des planmäßigen, absichtlichen Einprägens wird unterschieden:

a) Das mechanische, bei welchem man sich durch häufiges Wiederholen die Reihenfolge der Worte, beziehungsweise Vorstellungen merkt, z. B. von Worten, von grammatischen Beispielen, vom Einmaleins, auch von sogenannten Stichworten, von Anfangsworten, von Reden u. s. w. Wichtig auch für Sätze und Strophen, die inhaltlich einen guten Sinn haben.

b) Das logische, auch judiziöse Memorieren (griech. logos Vernunft, lat. judicium Urteil), bei welchem man auf den inneren Begriffszusammenhang achtet, sich in den Gedankenfortschritt, die Eintei-

lung, die Unterordnung unter allgemeine Gesichtspunkte versenkt — bewährt für die freie Rede, während ein nur mechanisch aneinander reihendes Memorieren der Worte und Sätze im Ernstfall doch leicht versagen und den Redner übel stecken lassen kann.

c) Das semiotische (griech. semeion = Zeichen) oder ingeniöse Memorieren (lat. ingenium = Scharfsinn, Witz, Erfindungsgabe), bei welchem einzelne, an sich nicht zusammenhängende Vorstellungen (z. B. Eigennamen, Zahlen) durch Hilfsvorstellungen verknüpft oder an sie gebunden, also künstlich vergesellschaftet werden, die eigentliche Gedächtniskunst, Mnemonik, schon im Altertum geübt (zuerst von Simonides). Während aber früher als das verbindende Dritte mehr die räumliche Anschauung benutzt wurde, die sich allerdings besonders leicht einprägt (wie ja beim Memorieren überhaupt die Stelle auf der Buchseite eine Rolle spielt), verknüpft man heute unter Weglassung einer besonderen räumlichen Schablone mehr durch Ähnlichkeit mit anderen Formen. (Vgl. Reventlow, Lehrbuch der Mnemotechnik. Kothe, Katechismus der Mnemotechnik). Im ganzen ist man mehr und mehr von der künstlichen Spielerei abgekommen, da sie durch die beigezogene Hilfsvorstellung an Denken und Gedächtnis eigentlich noch größere Anforderungen stellt und auch diese bei ihrer mehr oder weniger nur äußerlichen Anheftung leicht vergessen wird. Thatsächlich freilich wird häufig ohne Plan und Systematik nach formaler, äußerlicher Ähnlichkeit eingeprägt, z. B. denkt man, um einen neuen fremden Namen besser zu behalten, an ein ähnlich klingendes bekanntes Wort; „besser“ sagen wir, denn die Mühe, das fremde Wort sich einzuprägen, kann man sich nicht ganz sparen.

5. Pädagogische Regeln. 1. Empfänglicher ist unser Gedächtnis bei leiblicher und seelischer Kraft und Gesundheit, insbesondere bei frischem Gehirn: in der Jugend, in welcher eine unendliche Masse von Vorstellungen und Anschauungen aufgenommen wird, und in der Frische der Morgenstunde nach stärkendem Nachtschlafe. Freilich ist hier auch die Gefahr groß, flüchtig aufzufassen, daher oft abends, wo die Lernfähigkeit zwar abgenommen hat, aber eben deshalb größere Anstrenguugen gemacht werden, wo auch zerstreuende Einflüsse eher fernbleiben, das Gedächtnis williger sein kann. Ebenso befördert ein gleichmäßiges, nicht von starken Wellen bewegtes Gemütsleben die Treue des Gedächtnisses.

2. Dagegen nimmt die Gedächtniskraft ab im Alter, nach schwächenden Krankheiten, nach Verletzungen und bei Schmerzen des Gehirns, bei

Herabstimmung des Gemeingefühls, beim großem Wechsel und maßloser Höhe der Gemütsbewegungen. Es kommt also überhaupt sehr viel an auf die Verfassung des ganzen leiblich seelischen Organismus.

3. Nur was recht aufgenommen worden ist, haftet auch fest und treu im Gedächtnis und kann leicht hervorgeholt werden. Es ist also zunächst objektiv nötig, den Inhalt, der eingeprägt werden soll, klar und deutlich darzubieten und für allseitige Aufnahme in das Verständnis durch viele logische Verknüpfung, durch Beziehung nach allen Seiten, durch Anwendung auf Beispiel u. s. f. zu sorgen. Mehr noch als logische Klarheit leistet Anschaulichkeit. Anschauliche Vorstellungen sind die klarsten und daher bleibendsten, sie werden mit der Sicherheit äußerer, vollendeter Mechanik aufgenommen und mit der Stärke der deutlichsten, denkenden Verknüpfung festgehalten. Erste Forderung für den Unterricht ist klare, anschauliche Entwicklung, logisch richtiger Gedankengang.

4. Gegenständlich, anschaulich, behältlich ist ein guter Vortrag, der als solcher in angemessener, Wort für Wort eingrabender Zeitfolge, mühelos durch das lauschende Ohr tief eindringt und durch den Anblick des Vortragenden oder sachlicher Anschauungsmittel zugleich das Auge beschäftigt, fesselt, sättigt, während das Lesen nur einem Sinn, dem Auge, die künstliche Bildersprache des geschriebenen oder gedruckten Wortes bietet, dessen Leseschwierigkeit bei den einen viel Kraft verzehrt, dessen Leseleichtigkeit bei dem anderen flüchtige Aufnahme veranlaßt. Noch höhere Bedeutung hat ein Unterricht in Frage und Antwort für helles Verstehen, gespanntes Aufmerken und treues Merken.

5. Für das Auswendiglernen, das eigentliche „Memorieren", empfiehlt sich: nur guter, klassischer (= bleibend wertvoller) Stoff; nicht zu viel Stoff auf einmal, der aber nicht in zu kleinen, zerhackten Teilen, sondern neben und nach den Partieen im Zusammenhang gelernt werden soll; z. B. wer ein Gedicht auf einmal ganz lernt, verliert nie die Versanfänge; Aufnahme ins Verständnis durch Sinnerklärung nach Möglichkeit und nach der Entwickelungsstufe des Geistes; mehrfacher lauter Mustervortrag, damit die durch das Ohr tief dringende Mechanik des Lautes und die ausdrucksvolle Dynamik des Sinnes die Eindrücke verstärke sowohl für das äußerlich formale Memorieren als für das inhaltlich materiale Verständnis.

6. Zur Einprägung ist subjektiv von höchstem Werte scharfes Aufmerken und klares Erfassen des Zusammenhangs. Kinder mit dem weicheren Gemüt und vielseitigen Leben der Sinne haben noch nicht die kräftige, energische Aufmerksamkeit der Erwachsenen, insbesondere für das bloße Wortwissen; daher entschlüpft ihnen mancher Fehler in ihren Arbeiten, besonders fremdsprachlichen, grammatikalischen. Auch ist die Lebendigkeit der Auffassung der Treue des Behaltens nicht immer förderlich. — Geistesklare Erfassung des Inhalts verknüpft die aufzunehmenden Vorstellungen mit früheren und untereinander durch starke Fäden. Je viel-

seitiger dies Gewebe ist, um so dauerhafter bleibt es. Einzelworte werden daher leichter vergessen als allgemeine Vorstellungen. Doch ist das Gedächtnis auch willig und stark für rein mechanische Reihen von Lauten oder Worten oder Zahlen. Man darf die Forderung, nur Verstandenes lernen zu lassen, nicht auf die Spitze treiben; man lernt ja immer besser verstehen, auch im Alter. Völliges Verständnis ist in der Jugend ausgeschlossen. Man dürfte da schließlich kein Lied, keinen Spruch auswendig lernen lassen. Man muß das leichte und starke Gedächtnis der Jugend zur Aufspeicherung eines Schatzes fürs Leben und für spätere Entwicklung benutzen, hat aber der Würde des menschlichen Geistes und der Wichtigkeit des Verständnisses mit Erfüllung des negativen Verlangens Rechnung zu tragen, nichts völlig Unverstandenes lernen zu lassen.

7. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist persönliches Interesse, Freudigkeit und Lust am Gegenstande. Was für wertlos gilt, wird kaum beachtet und geht deshalb dem Bewußtsein bald verloren. Was aber lebhafte Teilnahme, helle Begierde erregt, bleibt unvergeßlich. Ganz Fremdes erregt unsere Aufmerksamkeit weniger, weil es keine Anknüpfung in äußerem Vorstellungs- und Interessenkreis hat, allzu Bekanntes ist uns langweilig. Doch kann eine anschauliche, warme Darbietung selbst des Bekannten immer noch fesseln. Wie viel kann auch bei öfters Gehörtem die Aufzeigung neuer, interessanter Beziehungen, eine frische, lebendige Wiedergabe, der kräftige Pulsschlag einer warmen Begeisterung Verstand und Herz ansprechen, Lust und Liebe wecken und unauslöschliche Eindrücke hinterlassen!

In Hinsicht auf das Interesse ist die Mannigfaltigkeit groß. Eine Schülerin vermag vielleicht in erfreulicher Weise den Inhalt des Unterrichts wiederzugeben, eine andere weiß nicht die Spur davon, kann dagegen die Kleidung des Lehrers und der Mitschülerinnen genau beschreiben: nur dafür hatte sie Interesse. Ein Rechenkünstler, der den berühmten Schauspieler Garrik in London hörte, vermochte nachher gar kein Urteil über das gespielte Stück auszusprechen, wußte aber die Zahl der gesprochenen Worte genau anzugeben. Leute, die ein reges inneres Gedankenleben führen, sind oft sehr zerstreut in ihren Beziehungen zur Außenwelt. Interesse ist dann eher vorhanden, wenn das Neue nicht gar zu fremd ist, wenn es Anknüpfungspunkte (Apperceptionen) findet: eine Landkarte, die man einigermaßen versteht, zieht den Blick immer wieder an; eine Geschichte, die man kennt, erhöht den Genuß eines Gedichtes darüber. Unbekannte Dinge muß man mit bekannten in Verbindung zu bringen suchen; denn interessant wird alles, was die uns geläufigen Vorstellungen vervollständigt. Das Geheimnis des Büchermachens für den großen Markt besteht darin, nichts Unbekanntes und also nicht zu Schweres zu sagen. Aller Anfang ist auf dem Gebiete des Wissens schwer. Fleiß und Übung vermag das Talent für eine Sache zu steigern.

Wiederholte und vertiefte Betrachtung ist ein haltbarer Kitt für die

Vorstellungen, wogegen ein Vielerlei zerstreut und verflacht. Fleißige Übung erweitert den Umfang des Gedächtnisses und erhöht seine Kraft und Treue, viel Wiederholung steigert sie (repetitio mater studiorum), aber viel leistet auch gute Begabung von Haus aus, wie besonders Männer von hervorragend leistungsfähigem Gedächtnis beweisen, z. B. Themistokles, Mithridates, Plinius der Ältere, Leibnitz, Mezzofanti.

Von mechanisch Auswendiggelerntem geht der größte Teil sehr rasch verloren, ein kleinerer haftet wochenlang, öftere Wiederholung macht zu bleibenderem Eigentum. Ebbinghaus lernte Reihen sinnloser Wörter auswendig: in der ersten Stunde war über die Hälfte vergessen, aber vom zweiten bis zum einunddreißigsten Tag veränderte sich der Besitzstand wenig, zerfiel also später kaum mehr. Er repetierte und fand: längere Reihen brauchen öftere Wiederholungen als kürzere, haften dann aber sicherer als diese; die Wiederholung war wirksamer, wenn sie durch längere, vergeblicher, wenn sie durch kürzere Zwischenräume getrennt war. Hieraus ergiebt sich die Notwendigkeit öfterer Repetition, etwa auch in Form des Unterrichts in konzentrischen Kreisen.

---

b. Die Phantasie.

1. Begriff. Die einheitbildende Kraft des Geistes zeigt sich insbesondere im Werden der Allgemeinvorstellungen. Aber während diese mit der Verbindung der wesentlichen, der konstitutiven Merkmale den Charakter der Notwendigkeit tragen, schlägt der Einheitstrieb auch einen ganzen anderen Weg ein, den Weg der Freiheit, auf welchem sich die Vorstellungselemente zu neuen Gesamtvorstellungen zusammenfügen, die den Charakter konkreter Individualität, also nicht des Begriffs, sondern der Anschauung tragen. Das ist also nicht ein einfaches Abmalen der Wirklichkeit, nicht eine Aufnahme der Gegenstände in das Denken, wie sie an sich sind, sondern eine konstruierende oder vielmehr, da es sich um Wiedererneuerung im Bewußtsein handelt, rekonstruierende Arbeit, bestehend in freier Weglassung einzelner Merkmale und Hinzufügung anderer unter willkürlicher Auswahl, doch auch unter unwillkürlichen Ursachen, Stimmungen, Wünschen, Interessen, immer aber ein Assoziieren mit dem Ergebnis eines einheitlichen, anschaulichen Bildes. Die Fähigkeit hierzu, die eigentümliche Gestaltungskraft zu diesen Bildern nennen wir Phantasie (griech. Phantasia = Vorstellungsvermögen im allgemeinen) oder Einbildungskraft, d. h. die Fähigkeit,

aus Vorstellungselementen Bilder in das Bewußtsein hineinzugestalten. Das strenge Denken zielt auf die Einheit des allgemeinen Begriffs, die freie Phantasie auf die Einheit der individuellen Anschauung, bald ungebundener nach augenblicklichen Reizen, bald zielbewußt mit bestimmten Zwecken ihre Bilder formend.

Von der einfachen Wiederholung der durch Anschauung der Außenwelt gegebenen Bilder unterscheidet sich die Phantasie, insofern sie das durch die äußere Wahrnehmung Gegebene mannigfaltig und neu vergesellschaftet, also das wirklich Gegebene braucht, aber durch ihre Kombinationen zu einem Neuen gestaltet; sie ist daher im Grunde nur verhältnismäßig produktiv, oder ihr Werk ist eigentlich eine veränderte Reproduktion. Unwillkürliche und willkürliche, passive und aktive Phantasie, Einbildungskraft und Phantasie lassen sich nur theoretisch unterscheiden. Wenn wir auch im Kindesalter weniger nach Plan und Regel gestalten, sondern, wie den Eindrücken und dem Spiel der Vorstellungen überhaupt, so auch dem bunten Treiben der Phantasie willenloser preisgegeben sind, so sind wir doch auch später nicht frei von dem träumenden Weben der Einbildungskraft und beides, das zufällige Werden und das thätige Erschaffen unserer inneren Bilderwelt wirkt auf allen Stufen zusammen. Gerade in dem kleinen Kinde, das aus dem toten Spielzeug seiner Umgebung, aus Holz und Stein seine lebendigen Kameraden formt, mit denen es spielt, ißt und trinkt, offenbart sich uns eine unermüdete Thätigkeit der Phantasie (vgl. S. 76).

2. Umfang. Die Phantasiethätigkeit nimmt den breitesten Raum in unserem Vorstellungsleben ein: sie läßt sich von der Reproduktion der Vorstellungen überhaupt nicht scharf trennen; denn bei jeder Erinnerung treten unbewußt einzelne Züge zurück oder werden verwischt, andere, wie sie im Augenblick für uns wesentlich sind, treten hervor, und so gewinnt das Erinnerungsbild ein eigentümliches, den augenblicklichen Bewegungen unseres geistigen Lebens entsprechendes Gepräge. Ja sogar das unmittelbare Wahrnehmungsbild ist nicht ein unmittelbarer, schlechthin getreuer Spiegel der Wirklichkeit; objektiv und subjektiv ist das unmöglich: die Wirklichkeit kann von uns gar nicht nach allen ihren Seiten gleichmäßig erfaßt werden, und wir selbst sind nicht allseitig gleichmäßig empfänglich, sondern stehen unter dem Einflusse verschiedenartiger Reize, Stimmungen, Bestrebungen. Was uns

gerade interessiert, greifen wir auf, anderes lassen wir liegen. Wir nehmen nur bruchstücksweise wahr, ergänzen sodann die Lücken nach dem Gesamteindruck und stellen einen Zusammenhang her. Daher die Verschiedenheit der Erzählungen mehrerer über ein und dasselbe Ereignis, daher die Vergrößerung durch die Gerüchte, die von Mund zu Mund eilen und nicht auf absichtlicher Entstellung zu beruhen brauchen. Was wir wahrnehmen, was wir lesen oder hören, umfaßt nicht alle und jede wirklichen oder möglichen Merkmale, daher bleibt für uns immer Gelegenheit zu ergänzen, um zu einem Gesamtbild abzurunden.

Die Allgemeinvorstellungen sehen wir nicht, wie man sie schon genannt hat, als ein Ergebnis der sogenannten abstrahierenden Phantasie an, welche letztere vielmehr individualisierend thätig ist; beide Geistesthätigkeiten sind allerdings verwandt als einheitbildend, aber auch so verschieden als Begriff und Anschauung. Doch treffen sie wie in dem Grundzuge so auch in dem Ergebnis zusammen: das Streben nach Anschaulichkeit läßt uns auch bei dem abstrakten Begriffe nicht los; so oft wir wirklich klar sehen wollen, füllen wir den allgemeinen Rahmen mit konkreten Zügen aus.

Der rohen, populären Anschauung stößt die Phantasie als eigentümliche Kraft nur auf bei umfassender Vertauschung der Merkmale, bei einer so freien Kombination, daß durch die neue Zusammenfügung förmlich neue Gesamtvorstellungen, freilich in Form von Individualvorstellungen, gebildet werden. Innerhalb der weiten Schranken von Raum und Zeit, an welche die Anschauung stets gebunden bleibt, erzeugt die Phantasie eine lebendige innere Welt; die äußere Welt erlebt im Innern des Bewußtseins eine förmliche Neuerstehung zu buntbewegtem, mannigfaltigem Dasein; umfassend und zum Außerordentlichen, Wunderbaren geneigt im Kinde und Ungebildeten, die mehr in der Anschauung als in der Abstraktion leben und von der Überzeugung der Geltung der Naturgesetze, von dem Gefühl der unverbrüchlichen Ordnung der Dinge nicht genügend durchdrungen sind; lebhaft bei Kindern und überhaupt leicht erregbarem Temperamente, mannigfaltig und reich bei Höhergebildeten, die über einen großen Schatz von Vorstellungen verfügen, einförmig und arm bei beschränktem Geist und Leben und unter der Last der täglichen Arbeit, üppig und ungesund wuchernd bei Mangel an geregelter, tüchtiger Arbeit und unnatürlicher Abkehr von der Wirklichkeit.

Die Phantasie wird plastisch genannt, insofern sie anschauliche Gestalten durch Idealisierung der Erinnerungsbilder formt, blühend mit Rücksicht auf einen unerschöpflichen Reichtum munterer Bilder, auch zu frohen Hoffnungen und gewagten Unternehmungen, glühend, wenn ihre lebhaften Bilder mit der Gewalt einer Vision die Seele gefangen nehmen und den Interessen der Wirklichkeit entrücken.

Die Phantasie ist eine milde Himmelsbotin, die den Menschen über das öde Einerlei des Alltagstreibens und das bittere Leid des Erdendaseins erhebt zu den schönen Bildern einer lieblichen, glücklichen Zukunft und, ob das Bild auch hundertmal durch die rauhe Wirklichkeit zertrümmert wird, mit unermüdeter Geduld es immer wieder neu und schön erbaut. Wer wollte die freundliche Trösterin darum schelten? Glücklich das Kind, das sich seiner Phantasiegebilde sonder Harm freut, glücklich, wer sich das Privilegium der Jugend bewahrt hat, froh in die Zukunft zu schauen, ob man ihn auch Träumer schelte!

Wie ruhig, wie kahl und kalt mag die Welt der Sinne dem nüchtern, klar beobachtenden Auge erscheinen, wie lebensvoll und reich und warm dagegen dem trunkenen Blick der Phantasie! Auf den leichtbeschwingten Flügeln der Phantasie wird die Seele über die Ärmlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens hinübergetragen und vergißt in dem sonnigen Glanz ihrer heiteren Gefilde die düsteren Schatten der dunklen Erde. Sie schafft eine neue schöne Welt aus dem Nichts, sie wird dadurch zu einer Quelle der süßesten Freuden, aber auch der herbsten Täuschungen dem, der ihre luftigen Gebilde für Wirklichkeit nimmt, sein Handeln nach ihnen einrichtet und erst durch die bittersten Erfahrungen belehrt wird, daß wir in einer Welt der engsten Schranken des Raumes leben.

Unbewußt geht die Gestaltungskraft der Phantasie oft vor sich, und unter der Schwelle des Bewußtseins arbeitet sie weiter: wir besinnen uns vergeblich auf die runde Lösung eines Problems, oder die übersichtliche Disposition eines Themas; wir lassen die Sache eine Weile ruhen, und siehe, plötzlich taucht das vollendete Bild des Gesuchten vor uns auf. Offenbar ging der Prozeß im Reich des Unbewußten weiter. Im Gebiete des Traumes ist die Phantasie freieste Herrscherin, hier springt sie in ungebundenster Willkür mit den Vorstellungselementen um, reißt auseinander, was sonst in Raum und Zeit zusammengehört und formt daraus die wunderlichsten, der Wirklichkeit

entrücktesten Gebilde. Obwohl die Traumgestalten abhängig sind von physischen Reizen und den psychischen Bewegungen der vorangegangenen wachen Stunden, fügen sie die Merkmale der Wirklichkeit in wahrhaft „phantastischer“ Freiheit zusammen. Die Gesetze der Natur und der Sitte, der Schwere und der Scham sind für die Traumwelt teilweise nicht vorhanden.

3. Arten der produktiven Phantasie. Im strengen Sinn ist zwar die Phantasie nicht produktiv, sie bleibt an die gegebenen Elemente der Wahrnehmung gebunden, aber sie vermag sie doch zu derartig neuen Verbindungen zu gestalten, die vorher nicht beobachtet worden waren, und kann insofern schöpferisch genannt werden. Das mag nun rein theoretisches Schauen sein, wie bei Dichtern und Denkern, oder sich um praktische Zwecke und Ziele handeln, für die eine planmäßige Aktivität entfaltet werden soll. Der praktische Geschäftsmann macht sich im voraus ein Bild seiner Arbeit und seines Erfolges, einen Entwurf seines Werkes, einen Plan seiner Unternehmungen. Die Einzelheiten des Zukunftsbildes sollen sich freilich auf der Wirklichkeit möglichst getreu aufbauen, damit nicht die Phantasie „Zukunftsmusik“ schaffe. Inbezug auf Ehre und Gewinn, Vergnügen und Genuß entfernt sich die Phantasie oft gar zu weit von der Wirklichkeit.

Der Mann der Wissenschaft muß den strengen Ergebnissen seines Wissens im Entwurf vorauseilen, er muß sich im voraus ein ungefähres Bild seines Zieles machen können, um sich ihm unverrückt zuzubewegen, er muß die verschiedenen Möglichkeiten mit ihren Folgen berechnen, er muß es verstehen, die Thatsachen der bisherigen Erfahrungen zusammenzufassen, um Richtung und Haltung für die Zukunft zu gewinnen. Der Entdecker der Naturgesetze nimmt die Forschung im Bilde voraus; er weiß in den verschiedensten Erscheinungen ähnliche Grundmerkmale herauszufinden und einen Zusammenhang zu ahnen, wobei scharfe Beobachtung und klares Denken das Unwesentliche entfernen und das Wesentliche herausfinden, damit ein sicheres Ergebnis herauskomme. Der Erfinder einer Maschine fügt die Elemente, deren Gesetze er kennt, zu einer freien Verbindung zusammen, die ihm noch nicht vorgekommen. Die Phantasie stellt vorausahnend die Beziehungen eines Ganzen her. — Die nach Ähnlichkeit und Einheit strebenden,

leicht allzu idealen logischen und metaphysischen Triebe bedürfen des Schwergewichts der Wirklichkeit in Form von realem und historischem Wissen, das seine Elemente scharf ins Auge faßt und sondert. Geben die Erfahrungen der letzteren keine vollkommene Sicherheit der Bestätigung, dann behalten die Kombinationen der Phantasie den Charakter der Hypothese.

Die Phantasie des Künstlers wird zu einem förmlich schöpferischen Vermögen, das aus dem durch die Sinne gegebenen Material neue Formen erbaut, neue, konkret-individuelle Gestalten entwirft, die nicht einfache Nachahmung des Vorhandenen sind, die sich überhaupt gar nirgends zu finden brauchen, wenn sie ihm nur nicht geradezu widersprechen, wie dies bei den Traumgebilden der Fall sein kann. Man vergleiche die mannigfaltigen Tonwerke, denen schließlich nur eine kleine Reihe von Tönen zugrunde liegt. Verbunden wird, was sich in Zeit und Raum berührt, was ähnlich ist oder kontrastiert, also nach Ideeenassoziation zu anschaulichem Bild, mit irgendwelchem geistigen Gepräge. Selbst wo in realistischer Nüchternheit die gemeine Wirklichkeit nachgeahmt scheint, hat die Kunst etwas Charakteristisches herausgegriffen und darin irgendeinen Zweck, einen Gedanken verkörpert, und auch da, wo er nicht unmittelbar zutage tritt, wird er durch Assoziation angeregt und belebt das Bild zu anregender Anschaulichkeit. Diese letztere ist der Zweck der Kunst, während das Bild für die Wissenschaft nur Mittel zum Zweck, nur Symbol zur Erkenntnis des Allgemeinen ist. Aus der lebendigen Einführung in die Wirklichkeit ist alle wahre Kunst herausgeboren, und doch wird die Wirklichkeit zugleich idealisiert: selbst der gröbste Realismus muß die Welt zu verstehen suchen und wird dies thun mit Hilfe der eigenen Gedanken, nach denen er seine Gebilde zugleich gestaltet. Aber den „Erdgeruch“ der Wirklichkeit müssen die Werke der Kunst haben, wenn sie nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt sein wollen.

Die bildende Kunst hat sich eher an die klaren, umrissenen Gestalten der Wirklichkeit zu halten, also so ziemlich reproduktiv zu sein, als poetische soll sie wahr sein, d. h. ihre Gestalten müssen in der Wirklichkeit möglich, doch nicht thatsächlich vorhanden sein, sie soll im Gegenteil das Charakteristische, befreit von zufälligen, ablenkenden Zuthaten scharf hervorheben, ohne aber darin kleinlich zu werden oder der Phantasie des Hörers keinen Spielraum zu lassen; als musikalische

ist sie am meisten produktiv, fließt aus den tiefsten Quellen des dunklen Gefühls und vermag die lebhaftesten, edelsten Gefühle aufzuregen.

Wohl muß der Künstler streng arbeiten, er bedarf innerer Sammlung und Vertiefung, und auch hier gilt: Genie ist Fleiß. Aber er muß auch von Haus aus ungewöhnliche Gestaltungskraft besitzen, er muß es im großen Wurf haben und fast unbewußt, in unvermittelter Plötzlichkeit das fertige Bild vor sich sehen. Als vollendeter Virtuos erscheint in dieser Hinsicht der Improvisator und im kleinen der gewandte Gesellschafter, dem ein Wort, ein Gedanke Anlaß zu neuen, geistreichen, anschaulichen Vorstellungsverbindungen wird. Am besten wird unterhalten, wer sich in die Gedankenwelt der anderen hineinzuversetzen, einzuempfinden versteht.

4. Hieraus erhellt auch der innige Zusammenhang der Phantasie mit anderen Geistesthätigkeiten. Die Phantasie als eine durch und durch persönliche Gestaltung der Gedankenwelt ist Gefühlssache; Sympathieen und Antipathieen stehen mit ihr in Wechselwirkung; Liebe und Haß üben ihren Einfluß auf die Bilder der Phantasie und werden ihrerseits durch sie genährt. Menschen und Sachen, Erlebnisse und Erfahrungen lassen sich leichter oder schwerer ertragen, je nach den Gefühlswellen, von welchen die Phantasie beflügelt oder niedergedrückt wird; die größten Schmerzen werden durch den Aufschwung der hoffenden Phantasie paralysiert. Das Wahre, das Gute, das Schöne finden wir nirgends in der Welt verwirklicht, die Phantasie verkörpert es und verleiht damit unserem Streben seine höchsten Ideale. Was dem Denken unmöglich ist, den vollendeten Zusammenhang der Dinge darzustellen, das bringt die Phantasie zustande. Vorausahnend ergreift sie, wie wir sein sollen und spornt den Willen an zu begeisterter Erfüllung des Guten. Aber auch düstere Bilder, Schreckbilder malt die Phantasie vor Augen und lähmt die Freudigkeit des Wollens und Thuns. Gereizt von den tierischen Instinkten gestaltet sie unreine Bilder und wird zur schlimmen Verderberin von Zucht und Sitte.

5. Pädagogische Betrachtung. 1. Der Phantasie kommt im allgemeinen eine hohe Bedeutung für das kindliche Leben zu: das Kind lebt in der Anschauung und hat zugleich großen Thätigkeitsdrang; thätiges Denken in Bildern, Lebhaftigkeit der inneren Anschauung ist

also vorzugsweise seine Sache. Da das Kind noch keine sachlich genaue, ruhig richtige Anschauung von den Dingen hat, sieht es nur die ihm auffallenden Merkmale, übersieht die andern und gestaltet seine Vorstellung von den Dingen oft subjektiv, besonders in erregtem Zustand. Das Kind dichtet bei den gewöhnlichsten Erinnerungen, ohne sich dessen bewußt zu sein, also ohne zu lügen. Gedächtnis und Phantasie sind bei ihm nicht scharf geschieden. Es entfaltet aber auch mehr oder weniger absichtlich eine Phantasie, deren Zügellosigkeit oft an Verrückte oder Träumende erinnert.

2. Die Phantasie als hervorragende Erkenntnisanlage im Menschen ist daher zu pflegen. Nicht im ungesunden Übermaß. Da den Kindern die Erkenntnis der geregelten Ordnung in der Welt, in der Natur noch abgeht, so sind sie geneigt, alles zu glauben. Da sie zugleich eine besondere Lust am Wunderbaren haben, so sind sie begierig hinein gerade auf die seltsamsten Geschichten. Man kann also durch solche ein Kind der Wirklichkeit immer mehr entfremden, statt es für sie tüchtig zu machen. Insbesondere durch Erzählungen von Geistern und Gespenstern macht man die Kinder ängstlich, durch Geschichten von Lügnern und Betrügern gewöhnt man sie an solche Dinge, macht sie vielleicht erst darauf aufmerksam, statt ihnen nur Gutes zu suggerieren.

Einfache, gesunde Kost ist der kindlichen Phantasie durch geeignete Geschichten, durch an sich unbedeutende Erzählungen aus dem täglichen Leben, die den Anschauungskreis bereichern und zugleich sittigend wirken, zu reichen. Das Bescheidenste, das dem Kinde immer und immer wieder in der gleichen Form erzählt wird, erfreut das Kind immer aufs neue. Sein Vorstellungsleben will Nahrung. Das öftere Anschauen der gleichen Gegenstände vergnügt deshalb wieder und wieder, weil es durch Wiederholung mit immer größerer Leichtigkeit und daher Lust geschieht, der Vorstellungsverlauf sich überhaupt erst bildet und einschult, die Anschauung sich immer mehr vertieft und daher stets neuen Reiz gewährt. Gerade das Gleiche muß es daher sein: man vergleiche, wie eifrig ein Kind im ersten Lebensjahre die längst bekannten Händchen immer wieder betrachtet. Und in den ersten Jahren der Schulzeit ist ein Stoff, der es für die Erwachsenen bei öfterem Durchnehmen wird, darum noch nicht für die Kinder langweilig, wenn er nur frisch vorgeführt wird. Vom Märchen, das wegen seiner Wunderbarkeit so anziehend ist, ist deshalb, um der Wirklichkeit nicht zu entfremden, bescheidener Gebrauch zu machen. — In späteren Jahren, wenn der Anschauungskreis sich erweitert hat und daher Verständnis und Interesse für Weiteres vorhanden ist, sind nach Raum und Zeit entlegenere Stoffe zu wählen, also Erzählungen aus anderen Völkern und Ländern, aus Natur- und Tierleben, Reisebeschreibungen u. s. w. Auch hier ist ein Zuviel zu vermeiden, lieber wenig gute und gründliche Lektüre, als ein oberflächliches Naschen, das doch keine rechten, deutlichen, bleibenden Anschauungen hinterläßt.

Im Unterricht sind die auf kindlicherer Stufe der Anschauung entstandenen religiösen Geschichten des Alten und Neuen Testamentes in ihrer schlichten Einfalt, wunderbaren Tiefe und göttlichen Hoheit besonders schätzenswert. Anschaulich ist die Heimatkunde nach Geschichte und Beschreibung. Gerade die unmittelbare Kenntnis der gegenwärtigen Umgebung verleiht auch den Bildern der Vergangenheit den Reiz lebendigster Anschaulichkeit. Durch förmlichen Anschauungsunterricht lehrt man das Kind überhaupt erst recht wahrnehmen und damit seine Phantasie bereichern. Spruch, Lied und Gedicht bergen wahre Schätze phantasievoller Anschauungen; der echte Dichter spricht ja wie niemand sonst die tiefsten Gedanken in anschaulichen, plastisch greifbaren Bildern aus. Die hier vorliegenden Schätze müssen aber auch durch eingehende Erklärung und ausdrucksvollen Vortrag seitens des Lehrers herausgehoben werden. Zeichnen und Singen, Schönschreiben und Aufsatz bildet und veredelt jedes auf seine Weise die Phantasie. Ja selbst Rechnen, das scheinbar ödeste Fach, wenn es nicht rein mechanisch auf der Tafel betrieben, sondern als das hervorragend praktische Kopfrechnen gehandhabt wird, verlangt Verstand und Phantasie: nur wer die Zahlen in anschaubaren Bildern sich vorhält, kann größere Operationen ausführen.

3. Gerade hier aber zeigt sich's, daß die Phantasie nicht nur Zweck des Unterrichts ist, sondern auch Mittel des Unterrichts: die innere geistige Anschauung muß den Unterricht ergänzen. Mit trockenen, allgemeinen Abstraktionen ist in der Schule nichts auszurichten; sie sind an sich schwer verständlich und haften nicht, am wenigsten im kindlichen Geiste. Für das Allgemeine sind Beispiele zu geben, die Regel ist am einzelnen klar zu machen. Ein warmer, lebendiger, anschaulicher Vortrag wird fesseln und bleiben. Bücherweisheit allein thut's nicht, die tägliche Erfahrung und Anschauung giebt die lehrreichsten Bilder; man erinnere sich an die Praxis des größten Lehrers Jesus. Man braucht nicht viel zu suchen:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben
Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

4. Die ruhige, klare Vergegenwärtigung der Anschauungswelt erleidet durch das Gefühl mannigfache Reize zu Umänderungen. Durch das Gefühl kommt Leben und Bewegung in die inneren Bilder. Eine Erziehung, welche das Gefühl aufruft, bringt auch die Einbildungskraft in lebhafte Thätigkeit; wenn allzu streng, wenn mit Freude am Gruseligmachen, erzeugt sie lähmende Schreckbilder; wenn mit Ernst und Liebe: Lust und Freudigkeit; mit Begeisterung für Gott, König, Vaterland, Menschheit: religiös-sittliche Neigungen. Die Phantasie des Kindes ist ungemein empfänglich und lenksam. Ist sie beim Lehrer ideal gerichtet, dann auch beim Schüler.

5. Die Phantasie ihrerseits ist von größtem Einfluß auf den Willen: sie hält ihm zuvor ein Bild dessen vor, was er erreichen soll, kann, will.

Daher ist die innere Anschauungswelt des Kindes mit allem Fleiß und Bedacht zu kultivieren. Nur das Beste ist für die Kinder gut genug. Mit Schelten und Schlagen, mit Verbieten des Bösen ist es nicht gethan. Man muß der Phantasie positiv gute Nahrung zur Beschäftigung und Verarbeitung, zu Antrieb und Sporn geben. Unthätig, tot ist die Phantasie der Kinder nie. Also gieb ihr, was wahr, schön und gut ist, keusch und züchtig. Unwillkürlich spinnt und baut die Phantasie weiter, träumt und sinnt hinein in die Zukunft und macht sich Ideale im Guten oder Schlimmen; ja von Natur überwiegt das letztere: Selbstsucht, Eitelkeit, Habgier und Ehrgeiz bewegen den Menschen. Nach diesen Neigungen beurteilt man alles, verleiht den Dingen ihren Wert. Wie wichtig, die Phantasie mit Gutem zu nähren, aber nicht mit süßlich ausgeschmückten Geschichtlein, deren Ausschmückung sich vor der Wirklichkeit bald als unwahr und unkräftig erweisen wird, sondern mit den wertvollsten Erlebnissen, Ereignissen und Erzeugnissen der Phantasie der Völker und Zeiten. Eine religiös-sittliche Richtung der Phantasie ist von unberechenbarem Werte für die Charakterbildung.

6. Besondere Aufmerksamkeit verlangt der Spieltrieb des Kindes, durch welchen Phantasie und Thätigkeitsdrang zugleich zur Geltung kommen. Das Kind will sich beschäftigen, will schaffen und baut sich seine Welt auf. Daher zieht es die unbedeutendsten Gegenstände, die es beherrschen kann, als Spielmittel komplizierten und teuren Maschinen vor, solang letztere seinem Verständnis völlig fremd sind. Ein Sandhaufen kann ihm lieber sein als ein wertvolles arabisches Pferd, mit dem es wenig anzufangen weiß. Dem Kind müssen also möglichst einfache Spielzeuge, und zwar solche, mit welchen es hantieren kann, gegeben werden. Die alterprobten, wie Puppen, Baukasten, Kegelspiel, Reisespiel, sind besser als die neuen mannigfaltigen oder in allem fertigen. Wenn die Kinder ihre Spielsachen zerschlagen, um auf den inneren Grund zu kommen, so ist das kein Zerstörungstrieb an sich, sondern eigentlich ein erfreulicher Erkenntnistrieb, der das Warum in allem ergründen möchte. Wenn man auch Wahrnehmungsspiele (die Entwickelung von Bildern und Gegenständen), Phantasiespiel (inneres geistiges Bilden von Gedanken) und Übungsspiele (Körperbewegung zur Förderung von Gesundheit und Kraft) unterschieden hat, so ist doch das Charakteristische in allen das freie Phantasieweben des Geistes, der dabei noch nicht auf die praktischen Zwecke und Ziele der Arbeit des wirklichen Lebens gerichtet ist, die Sache des Erwachsenen, sondern die Seelen- und Leibeskräfte in munterer Beweglichkeit entfalten kann.

C. Die Sprache.

1. Der Mensch hat die Fähigkeit, seine Vorstellungen durch sinnliche Zeichen der Umgebung kund zu thun, seien es nun Gebärden und Mienen oder Laute und Worte. Man redet von einer Gebärden- und Mienensprache, insofern der Mensch durch die Bewegungen seiner Glieder, der Augen, der Hände, der Gesichtszüge anderen seine Gedanken ganz wohl deutlich machen kann, wie denn auch der Taubstumme, der von Geburt an des Gehörs und daher auch der Nachahmung der Sprache ermangelt, ohne weitere Andeutung von selbst sich dieser Gliedersprache zu bedienen pflegt. Ja in gewisser Hinsicht ist die Gebärdensprache die deutlichste: mit Mienen und Gebärden vermag man seine Gefühle und Bestrebungen in eine so individuelle Form und Färbung zu kleiden, wie niemals in Worten.

Man spricht auch wohl von einer Lautsprache und versteht darunter die ganz ursprüngliche, mit den Sprachwerkzeugen selbst gegebene Art, seinen inneren Bewegungen im Ausstoßen einzelner Laute Ausdruck zu verleihen, meist unwillkürlich, namentlich bei stärkeren Gemütsbewegungen, die mit einer gewissen Notwendigkeit sich dem physischen Organe, dem Herzen, der Brust und Stimme mitteilen und reflexartig aus ihnen hervorbrechen, z. B. in langsamem und schnellem Atmen, in Seufzen, Stöhnen, Wimmern, Lachen, Schreien und Ausrufen einzelner Laute.

In ähnlicher Weise zeigen auch die Tiere die Bewegungen ihres Innern an; sie offenbaren ihre Empfindungen und Bedürfnisse in Gliedbewegungen und Naturlauten. Man hat daher schon die Gebärden- und Lautsprache, da sie nicht nur der ganzen Menschenwelt gemeinsam ist, sondern auch in einem Teil der Tierwelt sich findet, die eigentliche Universalsprache genannt. Einige Vögel bringt man bekanntlich nach vieler Dressur dazu, einzelne Worte und Sätze nachzusprechen. Allein das ist eine rein mechanische Nachahmung, wie sich an der oft sinnlosen Anwendung des Erlernten und an dem bildlichen Ausdruck zeigt: sprechen wie ein Papagei. Dagegen können die höheren Tiere unsere Sprache bis zu einem gewissen Grade verstehen lernen, namentlich wenn sie von entsprechenden Gebärden begleitet wird. — Von der Lautsprache kann man noch besonders unterscheiden die Tonsprache des Menschen, der singenden Tiere und musikalischen Instrumente: sie

verleiht mannigfaltigen Gefühlen den lebensvollsten Ausdruck. In ihren Harmonieen schafft sich die Tiefe und Innigkeit der Gefühle die eigentlich entsprechende Sprache.

2. Hat nun aber das geistige Leben des Menschen einen größeren Reichtum an Vorstellungen, Gefühlen, Bestrebungen erlangt, so genügen die rohen Laute nicht mehr; sie werden zu klaren, deutlichen Lauten der Schriftsprache; sie setzen sich zu Silben und Worten so vernehmlich zusammen, sie bilden die so freigegliederten Teile von größeren Ganzen, daß man die einzelnen Laute klar unterscheiden und von artikuliertem Reden sprechen kann (lat. articulus = kleines Glied). Es kommt zur eigentlichen Sprache oder der Wortsprache, die in feststehender Weise bestimmte Lautverbindungen oder Worte an bestimmte Gedanken knüpft und dazu dient, sie andern deutlich zu offenbaren, aber auch sich selbst klar zu machen, zu gestalten und einzuprägen. Das Wort erst ist das allgemein verständliche und gültige Zeichen des Gedankens.

Doch sind die bestimmten Worte nicht der notwendige Ausfluß der entsprechenden Gedanken. Sonst hätten weder verschiedene Sprachen mit verschiedenen Wort- und Satzformen entstehen, noch verschiedene Begriffe mit demselben Wort in der gleichen Sprache bezeichnet werden, noch hätten innerhalb derselben Sprache die Wortformen im Lauf der Jahrhunderte wechseln können. Denken und Sprechen sind also nicht von selbst miteinander gegeben, die Sprache ist nicht der notwendige Ausdruck der Logik des Gedankens; Sprachlehre und Logik sind nicht identisch. Das Sprechen erscheint als eine mehr oder weniger willkürliche, freie Bezeichnung der Gedanken, und der Zeichen kann es ja mancherlei geben. Es entwickelt sich als eine besondere That des Willens auch erst mit dem willkürlichen Vorstellen, von dem es eine der Bedingungen ist. Die Logik giebt die Normen des Denkens, das Soll. Die Sprache zeigt uns das thatsächliche Denken, das Ist, zeigt also sowohl freier gewählte Formen als einen eigentümlichen Inhalt, der im ganzen innerhalb der Normen sich bewegt, aber nicht nur aus dem Intellekt, dem logischen Verstande, sondern auch aus dem Gemüte stammt und je nach dem Grade und Reichtum der geistigen Entwicklung, der Art und dem Leben von Volk und Zeit sich verschieden entfaltet. Daher giebt es eigentlich auch nur eine Muttersprache. Man kann sich

nicht in zweien heimisch fühlen. Die Sprache ist aber der Niederschlag ganz bestimmter Anschauungen in einzelnen Worten (vgl. die spezifisch deutschen Worte Wehmut, Sehnsucht; das lateinische pietas, die französischen grace, charme) wie im Stil; daher hat die heutige deutsche Sprache schon wieder eine andere Art, man möchte sagen knappere, realistischere, geschäftsmäßigere als die unserer Klassiker vor hundert Jahren, entsprechend dem ganzen Zuge des Zeitalters.

3. Über Wert und Bedeutung der Sprache als einer intellektuellen Erscheinung ist näher Folgendes zu sagen. Sie ist die Offenbarung einer gewissen geistigen Entwicklung. Die Sprache bildet den äußeren Niederschlag der Vorstellungen, die schon vorher dagewesen sein müssen. Man kann das Sprechen dem Kinde nicht eintrichtern, aufnötigen; es muß selber sprechen lernen und lernt es nur auf einer gewissen Stufe geistiger Reife. In der Sprache quellen die vorhandenen Vorstellungen, wenn sie eine gewisse Stufe der Klarheit erlangt haben, aus dem inneren Herd des Bewußtseins in die Leibessphäre, sie setzen Muskeln in Bewegung, finden lauten, artikulierten Wiederhall und gelangen so zu einer allgemein verständlichen, äußeren und dem eigenen Denken klaren Objektivierung. Einzelempfindungen, Einzelwahrnehmungen, Einzelvorstellungen haben die Kinder freilich schon, ehe sie sprechen; das frische Erinnerungsbild, das auch die Tiere haben, bedarf der Sprache nicht. Aber die genaue und wiederholte Betrachtung der Einzelerscheinungen, die Erkenntnis ihres Zusammenwirkens, die Aufbewahrung der Vorstellungen im Gedächtnis, das Vergleichen und Unterscheiden, das Wiedererkennen des Einzelnen und das einheitliche Zusammenfassen der Einzelgegenstände unter allgemeinen Vorstellungen führt zum Sprechen. Wenn man das Wort, das Zeichen der klaren, völligen geistigen Erfassung, hat, glaubt man auch seine Kenntnis bereichert: man will den Namen einer Person, einer Pflanze wissen. Das Wort stellt den geistigen Gedankengehalt dar. Wenn man sich und anderen etwas recht klar machen will, sucht man nach dem Worte, und hat man es, so fühlt man seine Erkenntnis gemehrt. Das Wort in seiner vollen Bedeutung ist das Zeichen des Begreifens, des Begriffs. Auch vermöchte man die vielen Einzeldinge gar nicht alle zu benennen, die Benennungen nicht zu behalten; unser Bewußtsein vermöchte nicht das unzählig viele Einzelne in seiner individuellen Geschiedenheit zu be-

merken und aufzubewahren; es wurde daher in Allgemeinbegriffe gefaßt; die Sprache hat Allgemeinworte geprägt, kursfähige, leichtbewegliche, geistige Umsatzmittel.

Die Sprache ist daher auch ein Mittel geistiger Weiterentwickelung: mit dem, was einen Namen bekommen hat, läßt sich leichter umgehen und arbeiten, ähnlich wie mit den Personen, die uns vorgestellt, und genauer bekannt geworden sind, ein Verhältnis, das sich wohl auf die Allgemeinvorstellungen, Allgemeinworte anwenden läßt, die in der Sprache die Eigennamen an Zahl weit überwiegen. Wir haben in ihnen scharfe, klare Formen des Gedankens, statt haltlos verschwommener Empfindung; feste, beharrliche Zeichen. Auf begrifflichem Gebiete vermögen Worte als solche mit ihrer einheitlichen Zusammenfassung von Vorstellungen, mit ihrer Charakterisierung des Einzelnen die Gedankenwelt zu klären und zu bereichern; wo sie freilich die Anschauung ersetzen sollten, wären sie ein leerer Schall. Innerlich zusammenhängendes Vorstellen ist erst möglich, wenn die Sprache den Begriff umgrenzt und ihm das viele Einzelne der Wahrnehmung unterordnet, wenn sie als der scharfe Ausdruck der Begriffe deren Festhaltung und Bearbeitung ermöglicht. Nun erst lassen sich die Vorstellungen zusammen- und unterordnen, nun erst läßt sich urteilen, nun läßt sich das Material der Vorstellungen mannigfach verwenden. Gerade für die Allgemeinvorstellung, der die unmittelbare Anschaulichkeit fehlt, ist durch das Wort der Gegenstand schärfer umrissen.

Durch den Gebrauch werden uns die Begriffe und Worte so geläufig, daß wir uns nicht einmal mehr alle Merkmale vorzustellen, nicht den ganzen Wert derselben auszumessen und zu vergegenwärtigen brauchen, gerade wie der gewandte Kassierer die geprägten Münzen mit einer Schnelligkeit zählt, die nicht Zeit hat, sich eine deutliche Vorstellung von dem Werte zu machen. Das erleichtert die Operationen des Denkens ungemein, bringt aber freilich auch die Gefahr, nur Worte zu machen; daher Kinder so redselig sind und geschwätzige Leute selten tief denken. Weil die Worte uns einfach zu Symbolen des Gedankens, zu Zeichen der Gedankenverbindung geworden sind, vermögen wir mit ihnen zu hantieren, ohne uns ihre Bedeutung im einzelnen anschaulich vorstellen zu müssen.

Bei aller Entwickelung der Intelligenz aber kann die Sprache durch Krankheiten des Gehirns, das durch die motorischen Nerven die Stimm-

werkzeuge in Bewegung setzt, verloren gehen, in sogenannter „Aphasie“ (griech. = Sprachlosigkeit), ohne daß Denken, Lesen und Schreiben darunter leidet, da ja die sprachlichen Formen ein unverlierbarer Gewinn für das Bewußtsein geworden sind. Auch giebt es eine Form der Aphasie, in welcher zwar das Aussprechen der eigenen Gedanken zur Unmöglichkeit geworden ist, das Nachsprechen gehörter Worte aber noch vonstatten geht.

Das Tier hat auch Empfindungen und einigermaßen Allgemeinvorstellungen; der Hund weiß z. B. ganz genau, was ein Stock ist, so verschiedene Formen er haben mag. Aber es muß dem Tiere doch an der scharfen Erkenntnis, an der klaren Zusammenordnung und Unterordnung der Begriffe fehlen, wie sie das Urteil ausdrückt, in welchem Subjekt wörtlich bedeutet: das dem Prädikat Untergeordnete; denn das Tier fällt kein Urteil. Es fehlt dem Tiere der Geist, es spricht nicht. Das Wort ist in seiner tiefsten Bedeutung die Offenbarung der geistigen Begriffswelt, wie es sich denn im Kinde nur sehr allmählich einstellt, nachdem seine Vorstellungswelt sich längst reich bevölkert hat, obwohl ihm das Vorbild der vorsprechenden Erwachsenen gegeben ist. Das Wort will sagen: hier liegt ein von anderem unterschiedener, von allem andern zu trennender, für sich gültiger, mit sich identischer Inhalt vor, der als Ganzes einheitlich zusammengehört und daher einen Namen bekommt. Ebenso sind auch die Wortformen, die Redeteile, die grammatischen und stilistischen Sprachformen der Ausfluß denkender Bearbeitung der Vorstellungswelt. Alle Sprachen unterscheiden z. B. die drei Wortarten: Hauptwort, Eigenschaftswort, Zeitwort, d. h. selbständige, unabhängige, für sich gültige, feststehende Eindrücke und Inhalte benennen sie substantivisch, manchmal mit dem genau bestimmenden Artikel; unselbständige Eigenschaften an anderen, an dem sie haften, drücken sie adjektivisch aus, und Beziehungen, Bewegungen zwischen verschiedenen Inhalten, deren Mannigfaltigkeit die verschiedenen Endungen andeuten, verbal. — Der begriffliche Ausdruck für die Redeteile ist zugleich die höchste Spitze der betreffenden Begriffsgattung; man kann die verschiedenen Begriffe letztlich nicht einem Hauptbegriff unterordnen, sondern nur mehreren, entsprechend den Redeteilen: die substantivischen Begriffe sind dem des Etwas, die verbalen dem des Werdens, die adjektivischen dem der Eigenschaft subordiniert. In gewissen Grundzügen muß ja die Sprache die Logik des Denkens wiederspiegeln.

4. Die **Entstehung der Sprache** ist ein viel umstrittenes Gebiet. Die Bibel lehrt mit tief religiöser Wahrheit: wie Gott dem Menschen die Vernunft gab, indem er ihm seinen lebendigen Odem, seinen Geist einhauchte, so führte er ihm auch die Tierwelt zu, daß er sie benenne und damit geistig beherrsche. Im Unterschied von der ganzen Tierwelt giebt er nur seinem Weibe **seinen** Namen („Männin“), erkennt sie allein als seinesgleichen an und schaut in ihr sein Wesen. Gott aber benennt er gar nicht, sondern empfängt seinen Namen durch Offenbarung 2 Mos. 3, 14. Von längerer Dauer der Sprachentwicklung redet die Schrift so wenig als von solcher bei der Schöpfung: sie schaut in eins zusammen und führt uns das vollendete Werk als ein von Gott gewirktes vor, dessen Weisheit und Geist sich in der Sprache des nach seinem Bild geschaffenen Menschen ganz besonders offenbart. Die vergleichende **etymologische** Sprachforschung bestätigt die Überlieferung der heiligen Schrift, indem sie zu dem Schlusse **einer** Ursprache kommt, aber sie vermag die Entwicklung nicht im einzelnen bis zum Ursprung zu verfolgen und zu beweisen, sie gelangt zu einer Vielheit von Sprachstämmen und pflegt folgenden Gang anzunehmen: zuerst eine sogenannte **isolierende** Periode mit Bezeichnung der anschaubaren Einzelgegenstände durch ein Wort von sinnlicher, aber ins allgemeine erhobener Bedeutung (so die Bibel 1 Mos. 2, 19, heute noch die Chinesen), sodann die **agglutierenden** Sprachen (lat. agglutino = anleimen) mit Zusammenschmelzung von Wurzeln (die turanischen, afrikanischen und amerikanischen Sprachen), endlich die **flektierenden** Sprachen (lat. flecto = beugen), welche die Wortformen durch Lautwandelung ändern, um ihre verschiedenen Beziehungen auszudrücken (indogermanische und semitische Sprachen).

Die **psychologische** Sprachentwickelung läßt sich heute noch beim **Kinde** beobachten, das mit einzelnen Lauten und Silben beginnt, die ihm durch die leichte Beweglichkeit der Sprachwerkzeuge und durchs Gehör nahegelegt sind. Schon das kleine vierteljährige Kind stößt Laute, später Silben aus und wiederholt sie hunderte von Malen, offenbar da es daran Wohlgefallen findet, ohne also irgendeinen Sinn damit zu verbinden, z. B. pa, da, ma. Lebhafte Gemütsbewegungen, frohe Entdeckungen, kindliche Beschäftigungen drängen zum Ausbruch von Lautäußerungen. Man nennt diese Stufe der Gefühlslaute, der Interjektionen auch wohl die **pathognomische** (griech. pathos = Ge-

mütserregung, ginosko = erkenne). Eine weitere Art wäre die **onomatopoetische** (griech. onoma = Name, poiein = schaffen, also namenschaffende), indem man annimmt, die Sinnesempfindung habe je nach den besonderen Eindrücken sich in entsprechenden Lauten entladen; namentlich das empfindliche Ohr habe zu Schallnachahmungen geführt, vgl. die Worte donnern, krächzen, schwirren, jauchzen u. a. Bekanntlich hat Max Müller diese Theorie, weil sie die Tiere nach ihren Lauten benenne (z. B. griech. bus = buh Machender, Ochse), als Bauwautheorie verspottet. Als die höchste Stufe gilt die sogenannte **charakterisierende**, welche auf neue Anschauungen schon vorhandene Worte anwendet, sie gleichsam unter den schon geprägten Allgemeinbegriff unterordnend, aber meist in neuen und mannigfaltigen Ausprägungen des Wortstammes; so bedeuten die meisten Flußeigennamen eigentlich: Wasser. Man glaubt, daß aus etwa fünfzehn bis zwanzig Stammelementen alle gegenwärtig im Umlauf befindlichen Worte charakterisierend geprägt worden seien.

Die Unvollkommenheit des Gehörs, die Mangelhaftigkeit der Schulung der Sprachwerkzeuge führt zunächst zu einer nicht scharf artikulierten, mehr oder weniger undeutlichen, auch an eigenen Wortbildungen, Worterfindungen reichen, individuellen, kindlichen Sprache, die nach und nach, unter fortgesetzter Nachahmung, der ausgebildeten Sprache der Erwachsenen Platz macht. Aber schon lange bevor das Kind die Sprache der Erwachsenen nachspricht, lernt es sie verstehen: beim Anschauen der Gegenstände und Hören der Worte verbindet sich Sach- und Wortvorstellung, und das drängt mit der Zeit zum Sprechen, indem sich zugleich die betreffenden Teile der Großhirnrinde, welche die Stimmwerkzeuge in Bewegung setzen, nach und nach ausbilden. Daher die mangelhafte Sprache der Idioten, deren verkümmertes Gehirn sowohl die Bildung der Vorstellungen als der Worte zu wenig unterstützt, während Taubstumme, bei denen nur das Sprachorgan versagt, das schriftlich fixierte Wort ganz wohl verstehen und gebrauchen lernen können. Daher auch die Wichtigkeit von Unterricht und Erziehung schon für die Bildung und Verwendung der höheren Nervenzentren und durch sie der Vorstellungen und Sprachsymbole; denn keines ohne das andere. Einsam und wild aufgewachsene Kinder, von denen z. B. **Preyer** („Die geistige Entwickelung" S. 75) einige Beispiele verzeichnet, hatten nicht reden gelernt und lebten sich auch später müh-

sam in das Vorstellungs-, Gemüts- und Sprachleben der menschlichen Umgebung ein.

5. In der Entwickelung der Schriftsprache lassen sich drei Stufen unterscheiden:

a) die Bilderschrift bildete die Gegenstände und Begebenheiten selbst ab, auch etwa tropisch durch Darstellung einer hervorragenden Eigenschaft; man bezeichnet z. B. das Sehen durch das Auge, also einen abstrakten Begriff mit dem Bilde von einem Gegenstande, der die Begriffseigenschaft besonders besaß (so die Mexikaner).

b) Die begriffliche Wort- und Silbenschrift drückte die einzelnen Worte oder Silben durch bestimmte besondere Zeichen aus (die Chinesen), auch durch Bilder ähnlich dem Rebus. Man fügte zur Deutlichmachung zusammengesetzter Worte etwa noch ein Dingbild hinzu (die alten Ägypter in den Hieroglyphen).

c) Die Buchstabenschrift bezeichnete jeden Laut mit besonderen Zeichen, wobei man anfing nur den ersten Laut eines Wortes durch ein Bild zu zeichnen und von da zur Bezeichnung der Mitlaute, schließlich auch der Selbstlaute fortschritt und so alle Wörter niederschreiben lernte. Die altägyptischen fünfundzwanzig Buchstaben gelangten zu den Phöniziern, sodann zu den Griechen.

6. Pädagogische Betrachtung. 1. Indem die Sprache die Gedanken in Lauten fixiert, werden sie durch die Thätigkeit von Mund und Ohr objektiviert; das wird verstärkt durch die Niederschrift, insofern diese auch das Auge beschäftigt und ihm ein sichtbares Bild gewährt. Mit Hilfe dieser sinnlichen Organe werden die Gedanken anschaulicher dargeboten sowohl zur Verbreitung zu anderen als zur Förderung des eigenen Denkens. Die Sprache bildet die anschauliche Verkörperung des Gedankens: wie sie der Ausdruck des klaren Gedankens ist, so vermag sie auch klare Gedanken mitzuteilen und zu helfen, die dunkle Vorstellung zur Klarheit herauszuarbeiten.

2. Die Schriftsprache hat etwas Unvollkommenes an sich, da sie nicht unmittelbar aus Geist und Herzen fließt; das von Person zu Person unmittelbar gehende, gehörte Wort wirkt tiefer, überzeugt und fesselt mehr. Goethe sagt: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede."

Denn während die Schriftsprache sich wie ruhig tot im Raume ausdehnt, nimmt die mündliche Rede nicht nur mehr Zeit in Anspruch, um sich tiefer und nachhaltiger in das Bewußtsein einzugraben, ihr steht

neben der Extensität in der Zeit auch die Intensität der Modulation, gleichsam die Gebärdensprache der menschlichen Stimme mit ihrem unerschöpflichen Reichtum von Gedankennachdruck und Gefühlsfärbuug zu Gebote. Sie vermag sinnlich anschaubarer zu malen, als es Worte zu thun vermögen. Daher die Wichtigkeit des rechten Lehrtons.

3. Die Sprache übermittelt die Schätze der Bildung. Durch sie gelangt das Individuum in wenigen Jahren auf eine Höhe der geistigen Entwickelung, welche Jahrtausende in Anspruch genommen hat und darf mit geringer Mühe „einen unsäglich reichen Schatz vorgedachter Gedanken" (Lazarus) sich aneignen. Insbesondere gewinnt es alle ästhetische, religiöse, ethische Bildung, die sich nicht aus der sinnlichen Anschauung unmittelbar entlehnen läßt, aus dem Wort, der Hülle des Geistes. Überhaupt wird nur durch die Sprache eine schnelle und klare Aneignung des Wissensstoffes ermöglicht. Sie ist das gewaltigste Bildungsmittel, um die Gedanken zu erfassen; alle Methoden uud Kunstgriffe wollen wenig besagen gegenüber der Sprache.

4. Das hohe Gut der Sprache ist zu schätzen und zu pflegen in klarer, wohlgeordneter, richtiger, schöner Rede. Die gute Rede giebt dem klargefaßten Gedanken den kürzesten, treffendsten Ausdruck. Sie hinterläßt den Eindruck, man könne den Gedanken nicht einfacher, schlagender bezeichnen. Liebevolle Pflege ist insbesondere der deutschen Muttersprache zu widmen, in der das deutsche Gemüt so herzlich zum Gemüte redet. Das Bemühen um edle Sprache trifft zusammen mit dem Streben nach Veredlung des Sinnes, beides geht Hand in Hand; denn die Sprache ist ein äußeres Gewand des Sinnes, ein Ausfluß des Herzens und vom Äußeren gehen die Einflüsse zum Inneren.

5. So sehr die lebendige Mundart zu schätzen ist, so erzieht doch der Gebrauch der hochdeutschen Sprache zum Allgemeinen und Ganzen und macht allein fähig, die in ihr vorhandenen Schätze der Bildung zu heben. Nicht im Schwätzen sind die Kinder zu unterrichten, das ihnen von Anfang des Sprechenlernens nur zu geläufig ist (sondern es ist die Aufgabe der Schule, das Schriftdeutsche zu pflegen und mit ihm überhaupt das geordnete, richtige Sprechen. Sie wird um so schwerer thun, je geringer der Sprachschatz der Kinder ist, der sich bei den Elementarschülern der Volksschule kaum über ein paar hundert Worte erheben dürfte), beziehungsweise je weniger für die Bildung des Kindes zuvor geschehen ist. Sie wird die Langsamkeit der sprachlichen Entwickelung noch lange an der Schwerfälligkeit der Kinder in der Rektion und Flexion der Worte spüren. Da die Arbeit der Schule durch einen gewissen Sprachschatz der Kinder erleichtert wird, hat die Kleinkinderschule auch aus diesem Grunde ein Recht.

6. Die Gefühls- und Geistes-, die Lebens- und Kulturentwickelung hat in den einen Völkern einzelne Erscheinungen mehr und früher ausgebildet und in der Sprache ausgeprägt als in anderen, z. B. das oben-

genannte Wort pietas bei den Römern. Insofern und nur insoweit hat der Gebrauch der Fremdwörter einen guten Sinn. Das gilt insbesondere von der wissenschaftlichen Sprache, deren Terminologie verschiedenen Sprachen entlehnt ist, je nach dem Beitrag, den sie, beziehungsweise die betreffenden Völker zu der wissenschaftlichen Arbeit geleistet haben.

Die Erlernung fremder Sprachen ist nicht nur eine Bereicherung des Wortschatzes und eine treffliche Geistesgymnastik durch Übung fremder Denk- und Sprachformen, sondern eröffnet auch den Blick in fremde Kulturwelten und fördert bei den lebenden Sprachen das Weiterkommen im Wettbewerb der lebhafteren internationalen Beziehungen von heute, bringt also formalen und realen Gewinn. Aber man soll die fremde Sprache erst lernen, wenn man die eigene kann, sonst wird man in keiner heimisch (S. 161), hat keine geistige Heimat. Wie nur eine Mutter, hat man auch nur eine Muttersprache. Ein rechtes Kind des deutschen Volkes wird seine Sprache, die ihm sein Denken und Fühlen vermittelt, lieben und pflegen. Sie ist der feste Boden, in dem eine gemüt- und charaktervolle Erziehung wurzelt, der aber leider durch ein internationales Litteratentum immermehr weggezogen wird.

4. Die Erkenntnis der Wirklichkeit.

A. Die Formen der Erkenntnis.

a. Die Formen des Anschauens: Zeit und Raum.

1. Mit der Veränderung, mit dem Wechsel, wovon das Bewußtsein uns Kunde giebt, ist die Form der Zeit uns unmittelbar gegeben. Aber eine Anschauung der Zeitfolge könnte nicht entstehen, wenn die Erlebnisse selbständig, frei, unabhängig nacheinander im Bewußtsein folgten, wenn jedes für sich die ganze Seele ausfüllen würde. Sie müssen zusammengehalten sein von einem dritten Höheren, Bleibenden, und das ist die Einheit unseres Selbsts, deren Gefühl als eine Art Gemeingefühl den Verlauf der Ereignisse im Hintergrund des Bewußtseins zusammenfassend begleitet und uns vergegenwärtigt. Zugleich bedarf es einer öfteren rhythmischen Wiederholung gleicher zeitlicher Reihen mit ihren hervorragenden Zeitmomenten, um durch das Einzelne das Ganze auffassen, überschauen, messen, merken zu können; ganz ähnlich wie wir von einem fremden neuen Wort Teile und Ganzes öfters durchlaufen müssen, um es klar und sicher innezuhaben.

Vorstellen können wir uns die Zeit nicht durch bloße Hingabe an die Allgemeinanschauung; denn diese giebt uns nur einen ganz allgemeinen Rahmen, und ihre Betrachtung entrückt uns eigentlich der wirklichen Zeit; wir müssen uns vielmehr einzelne Zeitabschnitte typisch vor Augen stellen, die uns weniger als Beispiele eines Begriffs, denn als Teile eines Ganzen erscheinen, symbolisch als Teile einer Linie. Nur ganz kleine Zeiträume vermögen wir adäquat vorzustellen und zu reproduzieren. Kleinere Zeiten über-, größere unterschätzen wir gern. Sehr große Zeiten wie Entfernungen machen wir uns durch Vergleiche anschaulich.

Man spricht abstrakt von einer absoluten Zeit und versteht darunter die Anschauung einer Zeit, die sich gleichmäßig ohne Unterbrechung nach vor- und rückwärts unendlich weit ausdehnt, die wir also ohne Ende immer weiter fortsetzen können, während wir in der sogenannten psychologischen Zeit nur einzelne Zeitabschnitte auffassen, deren Länge sich ganz richtet sowohl nach Person als nach Inhalt, also relativ ist. Nach Person: wie bei der Aufnahme der Empfindungsreize kommt sehr viel auf den vorangegangenen Zustand an; nach der Schätzung eines längeren Zeitraums nimmt man einen kürzeren als kürzer an und umgekehrt. Was — und das ist persönlich verschieden — interessiert, die Aufmerksamkeit fesselt, das läßt nicht auf den Ablauf der Zeit merken, verkürzt sie also. In der Erinnerung aber steht ein gewichtiger Inhalt, der sich tief einprägte, als lebhaftes, längeres Erlebnis mit frischen Farben da. Je bunter, mannigfaltiger der Inhalt ist, um so schneller vergeht die Zeit, um so länger aber erscheint sie in der Erinnerung. Wenn aber der Inhalt einfach, einförmig ist, verläuft die Zeit während des Erlebens langsam, in der Erinnerung schnell. Wo der Inhalt nicht fesselt, weil er unbedeutend oder schwer verständlich ist und die Aufeinanderfolge — auch die Raschheit der Gedankenbewegung kommt inbetracht — gar zu langsam ist, entsteht Langeweile und Überdruß. Bei außerordentlicher Lebhaftigkeit der Gedankenbewegung wie im Traum, in berauschtem, in ekstatischem Zustande durchfliegt man wohl die Ereignisse von Jahren in wenigen Augenblicken.

Einen sicheren, objektiven Maßstab der Zeit fand man in dem regelmäßigen Kreislauf der Natur, in den Bewegungen von Mond und Sonne; man konstruierte als Stundenmesser eine Sanduhr, zur genauen Tagesmessung diente die Pendelschwingung. Die Genauigkeit der Instrumente ist stets gestiegen. Mit dem Chronoskop von Siemens kann man $1/1000000$ Sekunde messen.

2. Der Raum ist die Anschauung des Außereinanders nach drei Richtungen: rechts und links, auf und ab, vor- und rückwärts, oder wenn wir die beiden ersten als die dem Auge zunächst gegebene eine Flächenausdehnung ansehen, in zwei Richtungen. Die Entfernung vom Auge, die Tiefe lernen wir nur nach und nach erkennen und schätzen, wie die Erfahrung kleiner Kinder und operierter Blindgeborener zeigt, die nach entfernteren, unerreichbaren Gegenständen greifen. Während wir die Flächenausdehnung unmittelbar anschauen, kommt uns die Anschauung der Perspektive folgendermaßen zum Bewußtsein: unsere Augen konvergieren (= drehen sich zu einander) mehr oder weniger, je nachdem die Gegenstände näher oder weiter entfernt sind. Hierdurch entsteht eine Bewegungsempfindung, die sich zu der Lichtempfindung gesellt, und durch Ertasten, Ergreifen, durch Tastempfindungen klarer wird. Stärkere Konvergenz der Augen, Erfahrung durch Betasten, also größere Nähe läßt die Entfernungen sicherer schätzen, während diese Schätzung mit der wachsenden Entfernung immer ungenauer wird und sehr große Entfernungen wie große Zeiten überhaupt nur symbolisch veranschaulicht werden.

Wie das sich bewegende Auge eine unmittelbare Empfindung der Entfernung hat und sich bei dem größeren Reiz der Nähe mehr zusammenzieht, sich also durch größere Konkavität anpaßt, so ist auch dem Tastsinn ein gewisser Ortssinn zugesellt; die Reize der Außenwelt, die den Körper treffen, werden nicht nur in ihrer eigentümlichen Qualität empfunden, sondern sie zeigen auch eine Nüance, ein Gepräge lokaler Art: durch die bestimmte Stelle, welche der Reiz an unserem Körper trifft, erhält er eine besondere Färbung, welche Lotze sein Lokalzeichen genannt hat. Der Reiz orientiert uns also zugleich über den Ort seiner Herkunft, und Lotze mag recht haben, wenn er annimmt, daß ein ganzes System solcher Lokalzeichen vorhanden sei.

Die zweckentsprechende Thätigkeit der angegebenen organischen Funktionen hängt selbstverständlich von einer gewissen Vorbereitung und Übung ab. Das Zusammenwirken der zentralen Nerven mit Sinnesreiz und Muskelbewegung ist beim Menschen nur ein sehr allmähliches, während z. B. das Küchlein sofort, nachdem es dem Ei entschlüpft ist, auf das Körnchen zueilt, um es aufzupicken.

Man spricht von einem unendlichen, absoluten Raum, sofern der Raum als ein gleichmäßiges, einförmiges Schema der drei Dimensionen in jeder Richtung beliebig fortgesetzt gedacht werden kann. Aber

eigentlich anschaulich vorstellen läßt sich dieser gleichförmige, grenzenlose, abstrakte Raum nicht. Der psychologische, wirkliche Raum ist immer relativ, begrenzt, insofern das Auge stets an bestimmten Punkten haftet und hier einen qualitativ verschiedenen Inhalt vorfindet. Diese einzelnen Raumanschauungen stellen sich uns nicht als Beispiel eines Allgemeinbegriffs vom Raume dar, sondern mehr als Teile eines Ganzen oder als typische Einzeltotalitäten der Gesamttotalität des Raumes (S. 170).

Und was wir im Anfange von der Zeit gesagt haben, damit wollen wir beim Raume schließen. Die Assoziation der verschiedenen Licht-, Tast- und Bewegungsempfindungen ergäbe noch keine förmlichen räumlichen Einheiten, wenn nicht die einheitbildende Kraft unseres Selbsts sie verbände. Freilich die Berufung auf diese Grundfunktion der seelischen Thätigkeiten giebt nur eine ganz allgemeine Erklärung. Wie im besonderen gerade die Raumanschauung aus ihr hervorgeht, das bleibt immer noch eine offene Frage.

3. Doch ist der Ursprung der Zeit- und Raumanschauung noch näher zu untersuchen. Beide Anschauungen sind von Anfang an notwendig. Es läßt sich gar nicht anders denken, als daß die Zustände des Bewußtseins einander in der Zeit folgen und damit von Anfang an sich in einer gewissen Empfindung eines Nacheinanders kundthun. Mit der Raumanschauung allerdings scheint es sich anders zu verhalten. Die Zustände gehen doch nicht im Raume, sondern im Bewußtsein vor sich, das nichts Räumliches an sich hat, wie Lotze gesagt hat: der Raum ist nicht in uns, sondern wir sind im Raume. Aber doch ist auch der Raum für unsere Anschauung von Haus aus notwendig: wie wir die Ereignisse unseres Bewußtseins nicht anders als in die Zeit zu projizieren vermögen, so, wenn auch nicht alle Vorgänge, doch die Anschauungen nicht anders als in den Raum. Und noch eine Gleichheit ergiebt sich: auch in der Raumanschauung läuft der Blick in der Zeit weiter von Punkt zu Punkt, das Nebeneinander wird zum Nacheinander. Nicht die einfachste Farbempfindung läßt sich ohne räumliche Ausbreitung denken; unter der dunklen Qualität bloßer Empfindung läßt sich nichts Rechtes vorstellen, sie wird daher lokalisiert; am wenigsten ist bei Geruch, Geschmack, Gehör eine Lokalisierung erforderlich; sie sind dem Gefühl verwandt, und lebhafte Gefühle bedürfen der Raumsymbolisierung nicht, wenn sie auch auf einen äußeren Aus-

druck, z. B. in den Gesichtszügen, hindrängen; sie haben eben als Gefühle etwas Unaussprechliches, Unmeßbares, und können gar keine entsprechende Anschauungsform finden. Aber bei dem für die räumliche Orientierung bestimmten Tast- und Gesichtssinn (welch letzterer bei höheren Organismen schon als erhöhter Tastsinn angesehen worden ist) kommt man unter keinen Umständen ohne die Raumform aus. Damit ist die Raumanschauung für unsere Vorstellungswelt notwendig; denn ohne Gesichtsbilder läßt sich kein rechtes Vorstellen denken; wie die äußeren, so stellen wir uns eigentlich auch die inneren Ereignisse im Raume vor. Daher sagt Albert Lange (Logische Studien 1877, S. 139): „Die empirische Wahrnehmung unseres inneren Zustandes kann gar nicht in bloßer Zeitform vollzogen werden. Wir finden immer eine Mehrheit von Empfindungen gleichzeitig vor, welche nur in der Form eines Raumbildes zur Synthese gelangen können. Alle unsere empirischen Zeitvorstellungen schließen sich an Raumvorstellungen an. Eine Linie bildet uns die Vorstellung vom Verlaufe der Zeit. Bewegungen im Raum geben uns Veranlassung, die Zeit zu messen."

Eine andere Betrachtung zeigt uns, daß die Zeit- und Raumanschauung, die sich allerdings in ihrer Bestimmtheit erst durch die Erfahrung entwickeln, auf anfänglichen, ursprünglichen, aller Erfahruug vorausgehenden, also apriorischen Fähigkeiten beruhen. Die zeitlichen Ereignisse fassen wir zwar als einzelne Momente auf, aber als im Rahmen eines kontinuierlichen, ununterbrochen zusammenhängenden Ganzen, als das uns die Zeitanschauung erscheint. Diese letztere kann nicht erst das Ergebnis einer das Einzelne zu einem Ganzen zusammenfassenden, verallgemeinernden Betrachtung sein. Es liegt hier keine die wesentlichen Merkmale festhaltende, abstrakte Begriffsbildung vor, sondern eine konkrete, klar bestimmte Gesamtanschauung, von der gilt, daß das Ganze vor den Teilen ist. Um überhaupt eine geordnete Aufeinanderfolge als solche percipieren zu können, muß uns die Anschauung der Zeitfolge schon möglich sein. Und das Mögliche wird dann am Einzelnen wirklich. Ähnlich verhält es sich mit dem Raume. Auch das Raumbild ist kontinuierlich. Ja hier hat schon die Synthese des Einzelnen seine Schwierigkeiten: mit dem Zusammen von Gefühls-, Tast- und Bewegungsempfindung gewinnen wir nur die Empfindung einer gewissen Qualität und Stärke und Örtlichkeit, aber kein klares Bild einer räumlichen Ordnung, keine Anschauung eines Ganzen, das sich

extensiv nach drei Seiten außer uns gruppiert. Die genetische Theorie, welche die Raumanschauung aus der Erfahrung ableitet, kann nur eine gewisse psychologische Lokalisierung erklären, nicht aber, daß wir überhaupt im Raum anschauen, daher müssen wir sie ergänzen durch die nativistische, welche eine angeborene Fähigkeit voraussetzt, wenn wir auch nicht annehmen, daß die Raumanschauung schon bei den allerersten Reizen ausgebildet erscheint. Ein allmähliches Werden fordern schon die Täuschungen in der Raumprojektion bei operierten Blindgeborenen, deren einer z. B. nicht verstand, daß das Haus, in welchem er war, größer sei als sein Zimmer. Daher erklärt auch Lotze, er wolle mit seiner Theorie von den Lokalzeichen nicht die Raumauffassung selbst erklären, sondern nur die Motive und Hilfsmittel bei deren Gestaltung; die Fähigkeit zu Raumbildern entspringe aus einem thatsächlichen Vermögen, das nicht weiter erklärbar sei (ähnlich Höffding a. a. O.)*).

4. Pädagogische Regeln. 1. Für das Zustandekommen getreuer sinnlicher Wahrnehmung ist mehreres von Wichtigkeit: das Zusammenwirken der Sinne auch nur für eine deutliche Empfindung; die Beteiligung des Gesichtssinns, der am meisten Wahrnehmungsstoff liefert, am weitesten in die Ferne geht und am wenigsten durch subjektive Stimmungen getrübt ist; entschiedene Hinwendung des Bewußtseins zum Objekte in der Aufmerksamkeit, da wir nicht einfach ein Reflex der Außenwelt sind, unmöglich alles aufnehmen können und daher auf Beschränkung angewiesen sind, die uns dann auch die Deutlichkeit und Sicherheit der Wahrnehmung verbürgen kann, wenn gleich auch anderes aus unserem Gesichtskreis, das wir im Augenblick übersehen, einige Spuren in uns hinterläßt und unmittelbar nachher einigermaßen zurückgerufen werden kann; Erwählung bestimmter Gegenstände je nach unserem Interesse, dem tiefgreifenden Gefühlswert, der für Aufnahme und Behalten von entscheidender Bedeutung ist. Aber vor allen diesen subjektiven Bedingungen ist von grundlegender Wichtigkeit für klare Auffassung die Darbietung der Gegenstände im Raume, der unumgänglichen, notwendigen Anschauungsform der sinnlichen Wahrnehmung, ob es auch ohne sie mehr oder weniger dunkle Empfindungen der mehr gefühligen Sinne geben möge: räumlich sind die Gesichts- und Tastempfindungen, manche Organempfindungen und die Reproduktion all dieser Empfindungen; aber auch die Empfindungen des Hörens, Riechens, Schmeckens, des Temperatursinnes, die zwar an sich unräumlich sind, werden lokalisiert.

*) Der Nativismus ist auch durch die neuesten Erfahrungen Rählmanns in Dorpat an einem neunzehnjährigen Blindgeborenen nicht widerlegt. Zeitschrift für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane 1891, 2. Bd., S. 53.

2. Wie wichtig die Anschauung für den Unterricht sei, haben wir immer klarer erkannt: vom Wort, einem sekundären Ausdruck für die Sache, einem Abbild, Symbol derselben in Lauten, in Buchstaben, müssen wir, um eine klare Anschauung zu gewinnen, auf die Sache selbst kommen, die allererst eine wahre und richtige Erkenntnis giebt; von der allgemeinen Vorstellung, die uns nur Gruppen abstrakter Merkmale zusammenstellt, müssen wir wiederum zur Sache selbst vordringen, zum Einzelnen, Individuellen, Konkreten, nur darin haben wir die volle Wirklichkeit, nur daraus gewinnen wir einen klaren, frischen, lebendigen, unvergeßlichen Eindruck. Auch was der Unterricht nicht in unmittelbarer äußerer Anschauung darbieten kann, das muß er wenigstens suchen, der inneren Anschauung recht deutlich, klar, greifbar, konkret vorzuführen; nur dann steht es dem Denken in vollendeter Klarheit, in unmittelbarer Wahrheit, Gewißheit, Evidenz gegenüber. Nun aber erfahren wir erst den tiefsten und ersten Grund für die Wichtigkeit anschaulichen Unterrichts: wenn wir auch dunkel ohne Anschauung empfinden, wir vermögen gar nicht klar wahrzunehmen ohne räumliche Anordnung; die Raumanschauung ist eine angeborene Fähigkeit und stets Voraussetzung einer klaren Erkenntnis; sie ist in letzterem Sinne allgemeine und notwendige oder apriorische Anschauungsform.

3. Man kann den gesamten Vorstellungsinhalt in drei Abteilungen unterbringen: räumlich (meist aus Gesichtsempfindungen), unräumlich oder sinnlich (aus den anderen Empfindungen, s. aber 1) und unsinnlich = Geschehnisse, Gefühle, Bewegungen unmittelbar im Bewußtsein. Die letzteren Ereignisse sind an sich gewiß unräumlich, z. B. Freude oder Laune. Aber deutlicher, greifbarer werden die Vorstellungen des Unsinnlichen, Innerlichen, wenn sinnliche, räumliche Vorstellungen sich damit verbinden, etwa als bildliche Form des Ausdrucks. Wir sind zu diesem Zwecke geneigt, z. B. das Denken als regelmäßige, straff gezügelte Bewegung anzuschauen, die Phantasie als ungezügelten Lauf, die Aufmerksamkeit als nach einem bestimmten Ziele wohlgeleitete Bewegung. Die Erinnerung kommt uns vor wie das Schöpfen aus einem tiefen Schacht, das Ich selbst als kraftvolle Zusammenfassung des Mannigfaltigen um einen Mittelpunkt. Die Gefühle erscheinen uns als weit oder eng, rauh oder zart, hart oder weich. Insbesondere nimmt die Sprache, welche die Gedanken in einen lautlichen Ausdruck prägt, gern räumlich-bildliche Form an, vergleiche die Ausdrücke auffassen, empfinden (von finden), vorstellen, begreifen; Mittelpunkt, Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Dann die Kunstsprache selbst der ersten Philosophen: Herbarts Schwelle, Verschmelzen, Verdrängen, Wiederauftauchen der Vorstellungen, Schellings intellektuelle Anschauung, Hegels Bildersprache. Obwohl also das Räumliche etwas Unbestimmtes, Zerfließendes, Breites an sich hat, nimmt man zu ihm für die höchsten Begriffe die Zuflucht; denn es ist klar, weit, beharrlich und eignet sich daher zur anschaulichen Darstellung fester, bestimmter Begriffe.

All das beweist die unübertreffliche Klarheit des sinnlichen Vorstellungsinhalts, die Wichtigkeit der räumlichen Anschauung für die Schule.

4. Ist einmal von der Bedeutung des Raumes für den Unterricht die Rede, so darf auch an die Zweckmäßigkeit der Schulräume nach Licht und Luft, insbesondere aber an die aufrechte Körperhaltung zur Schonung der Augen, an die räumliche Entfernung der Sehgegenstände vom Auge zur Vermeidung von Kurzsichtigkeit gedacht werden — so wenig sich dies eigentlich zu unserer systematischen Untersuchung fügen will.

5. In Beziehung auf die Zeit stehen weniger prinzipielle Erwägungen in Frage. Doch ist, ohne uns auf allgemeine Ermahnungen über nützliche Anwendung der Zeit überhaupt und der Jugendzeit insbesondere einzulassen, zu sagen: der Schüler soll den Abfluß der Zeit überhaupt nicht merken. So wichtig für ihn die Anschauung im Raum ist, so verhängnisvoll wäre die stete Empfindung der Succession in der Zeit. Das wäre gleichbedeutend mit Wegwendung der Aufmerksamkeit vom Inhalt selbst, mit Langeweile; denn wo die Zeit so schlecht ausgefüllt ist, daß man auf ihren Ablauf gespannt ist, da befriedigt offenbar der Inhalt nicht. Die Ursache mag verschieden sein: der Stoff zu hoch oder zu nieder, zu unverständlich oder zu alltäglich; das Tempo zu schnell oder zu langsam. Auch hier gilt die Regel: unterrichte anschaulich, der Altersstufe entsprechend, warm, lebendig und damit interessant.

---

b. Die Form des Denkens: die Kausalität.

1. Nicht die geringste Empfindung ist uns als einfache gegeben, nicht die kleinste Wahrnehmung steht vereinzelt da, keine Vorstellung führt ein isoliertes Sonderdasein. Unsere Vorstellungen und Vorstellungselemente bilden ein gar vielseitiges Zusammen in unserem Bewußtsein, und zwar nicht nur eine äußerlich mechanische Vergesellschaftung eines räumlichen Neben- und zeitlichen Nacheinanders, sondern eine innere Verbindung, kraft deren eines auf das andere wirkt, eines vom andern abhängt und es seinerseits beeinflußt; nichts ist für sich abgeschlossen, nichts von alledem hat ein absolutes Dasein. Und nur insofern Veränderung, Beziehung, Bewegung, Leben unter all diesen Elementen unseres Bewußtseins vorhanden ist, giebt es überhaupt ein Bewußtsein davon und ein Verständnis dafür. Diese gegenseitige Beziehung, Abhängigkeit, Beeinflussung ist aber nichts anderes denn ein Verhältnis der Wechselwirkung, d. h. unsere Vorstellungen sind nach dem Grundsatz von Ursache und Wirkung verbunden.

Wir selbst verbinden unsere Vorstellungen mehr oder weniger klar bewußt nach dem Verhältnis von Grund und Folge: wenn wir urteilen, schließen, leiten wir eines aus dem anderen ab; wenn wir Begriffe bilden, lesen wir das Ähnliche, Übereinstimmende, Einheitliche aus, weisen das Verschiedene, Unwesentliche ab und im Gemeinsamen liegt uns ein Gesetz, ein notwendiger Grund der Verknüpfung des Einzelnen. Ja bei der einfachsten Assoziierung der Empfindungen nehmen wir zusammen, was zusammengehört, was voneinander abhängt, was also ursächlich verknüpft ist. — Wie wir nun in unserer Vorstellungswelt nach Grund und Folge verknüpfen, so auch in der Welt um uns her: wir schließen vom Eindruck, vom Reiz auf den Gegenstand als Ursache; das kleine Kind sucht, ehe es recht sprechen kann, nach den Ursachen der Bewegungen seiner Puppen, seines Wagens, seines Balls; es zertrümmert in diesem Erkenntnistrieb seine Spielsachen; es fragt dutzendmal nach dem Warum. Die kausale Verknüpfung (lat. causa = Ursache) erscheint als eine allgemeine, unumgänglich notwendige Form unseres Erkennens, sowohl der Verknüpfung der Vorstellungen als der Erkenntnis der Außenwelt und ihrer Beziehungen, als eine Form und Fähigkeit, die allgemeingültig, a priori der Einzelfunktion des Erkennens vorausgeht, deren wirkliche Anwendung freilich Sache der wachsenden Erfahrung ist.

2. Gerade in dieser Hinsicht fragt sich nun allerdings: gilt die Kausalitätsverbindung, der wir in unserem Vorstellen inne werden, ohne weiteres auch in der Welt der Wirklichkeit? Auf Grund welchen Rechtstitels können wir das voraussetzen? Die Notwendigkeit in der Verknüpfung der Naturereignisse können wir ja nicht unmittelbar erfahren. Wir schließen hier aus einem häufigen post hoc auf ein propter hoc, aus einem öfteren Nacheinander auf ein Wegeneinander. Die vielfache, noch nie umgestoßene Beobachtung giebt uns ein Recht zu der noch nie betrogenen Erwartung: wenn diese Dinge, diese Verhältnisse da sind, dann treten auch diese und diese Wirkungen ein. Das führt weiter zur Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes: auf die eine Erscheinung folgt naturnotwendig die andere.

Hume hatte hiegegen Recht mit seinem Einwand: wir nehmen nie wahr, daß ein Ding ein anderes verursacht, und können überhaupt nicht sagen, was dieses Verursachen eigentlich sei. Aber er ging zu

weit, wenn er die kausale Verknüpfung überhaupt nur als eine Gewohnheit, eine Neigung ansah, von einem zum andern überzugehen, zunächst in der Vorstellung und dann anthropomorphistisch auch in der Natur. Ebenso wenig erschöpft Mill den Kausalitätsbegriff, wenn er die ursächliche Verbindung aus der Gewohnheit der Generalisation aus einer Menge von Erscheinungen ableitet.

Wohl giebt uns die Erfahrung nie die volle Bestätigung der kausalen Verbindung, sie zeigt uns nie die Notwendigkeit des Zusammenhanges. In der wirklichen Erfahrung wiederholen sich auch nie die ganz gleichen Ursachen, die ganz gleichen Lagen, stets treten neue Zufälle, Nebenumstände ein, stets wirken namentlich auf organischem und geistigem Gebiete verschiedene Bedingungen zusammen. Ja, die Reihe der Ursachen ist so unendlich wie die Ausdehnung von Raum und Zeit; wir können immer weiter zurückgehen in der Kette der Ursachen, ohne auf eine Grenze zu stoßen. Wir machen gegebenenfalls nur willkürlich und thatsächlich Halt. Aber wenn lauter Verschiedenheiten aufträten, wenn nicht Wiederholungen kämen, gäbe es kein Fixieren in der Erkenntnis. Der allgemeine, durchgängige Zusammenhang der Natur sorgt für ähnliche Fälle und daher für häufige Beobachtung, für die Möglichkeit einer Berechnung der Folgen, im Grunde eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die aber an Gewißheit grenzt. Wenn wir nun thatsächlich keinen genügenden Erfahrungsgrund haben und doch mit dem Gefühl der unmittelbaren Gewißheit, der Evidenz verknüpfen, so liegt hier offenbar eine Nötigung vor. Wir stehen hier unter der Notwendigkeit, wie die Vorstellungen so auch die Dinge nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung zu verknüpfen. Wir stellen ja überhaupt nur vor, wir nehmen die Dinge überhaupt nur wahr, weil wir in den kausalen Zusammenhang hineingestellt sind. Erst mit ihm gewinnt die Welt unserer Vorstellung und die Welt der Wirklichkeit einen eigentlichen Zusammenhang; nur so ist Wissen und Wissenschaft möglich. Die Kausalität ist eine von vornherein notwendige und allgemeine, eine apriorische Form unseres Denkens.

Kant hatte recht, auf die apriorische Gültigkeit der Kausalverbindung die Wissenschaft zu gründen, welche nach Notwendigkeiten verknüpft. Das Kausalprinzip, das in der Welt des Subjekts und der Objekte eine Stätte hat, tritt damit an die Seite des Identitätsprinzipes, welches dem Denken Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit

verleiht, ja es ist auf dem Gebiete des Denkens, auf dem es das Prinzip des zureichenden Grundes genannt zu werden pflegt, mit dem Identitätsprinzip eigentlich gegeben. Beide stellen die mannigfaltigen Erscheinungen als Glieder unter ein einheitliches Ganzes, sei es auf dem Gebiet der Vorstellungen, sei es auf dem der Naturereignisse, sei es mehr aus theoretischen oder mehr aus praktischen Nötigungen. In der Anwendung beider geht es nicht ohne viele Täuschungen ab, daher die vielen Fehlschlüsse: der Philosophen, die auf bloßen Begriffen ihre windigen Luftschlösser aufbauten, der Religionen, die aus einzelnen isolierten Wahrnehmungen anthropomorphistisch das Dasein ihrer Götter erschlossen, nicht am wenigsten der Kinder, deren Einbildungskraft aus dem geringsten Anlaß ein Gebäude voll Hoffnung oder Schrecken errichtet.

3. Pädagogische Regeln. 1. Das Vereinzelte, Isolierte vermöchten wir nicht zu erkennen. Die mannigfaltige, bunte Welt der sinnlichen Empfindungen bedarf der Gliederung, der Verknüpfung. Ordnung im allgemeinen in das wirre Chaos bringt schon die kindliche Anschauung, die Volksanschauung, ferner die von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk steigende geistige Beherrschung der Wirklichkeit, vgl. Völkerpsychologie. Die Schule hat zur Klärung in ihrem Teile beizutragen, daher die Wichtigkeit des eigentlichen Anschauungsunterrichts, der die Gegenstände der nächsten Umgebung scharf auffassen lehrt, der Naturkunde und Naturlehre, der Geschichte und Geographie.

2. Immer wieder Neues würde nur verwirren und abstumpfen. Grundwichtig ist die Wiederholung, welche die alten Eindrücke verstärkt und klärt. Insbesondere aber bildet die Vergleichung des Ähnlichen mit Heraushebung der charakteristischen, übereinstimmenden und der unterscheidenden Merkmale die Grundlage aller scharfen, wahren Erkenntnis. Daher knüpft die Apperception an Bekanntes an, wird die Regel nur aus verschiedenen Beispielen, den Begriff an verschiedenen Exemplaren klar; daher macht die Anwendung auf die verschiedenen Fälle das Gesetz erst zur fertigen Übung.

3. Je unzureichender der kindliche Verstand für das Verständnis abstrakter Naturgesetze, ihrer Ableitung und Folgerungen ist, um so mehr halte man sich im Unterricht an die anschaulichere Naturkunde; namentlich ist die Schule nicht der Ort für gewagte Hypothesen (= Vermutungen); in ihr dürfen nur die unumstößlichen Ergebnisse der Forschung Raum finden; kostbare Güter des Glaubens und der damit so eng verbundenen Sitte dürfen nicht zugunsten von Tagesmeinungen aufs Spiel gesetzt werden; das wäre ein Frevel am Heiligtum des Kindes.

4. Je weniger aber der kindliche Verstand fähig ist, aus dem Ein-

zelnen allgemeine Schlüsse zu ziehen, um so mehr ist es vor voreiliger Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen zu warnen. Eine umfassendere Betrachtung lehrt, wie wenig mit Einzelnem anzufangen ist. Aus einem Prinzip z. B. folgt überhaupt nichts. Wenn A = B, so läßt sich damit nichts anfangen; erst wenn B = C, dann läßt sich schließen: also auch A = C. Die Anwendung des Kausalitätsgesetzes hat immer mehrere Voraussetzungen zu berücksichtigen. Also vielfache Anschauung, mannigfache Verknüpfung. Je reicher das Vorstellungsmaterial, je klarer die Verbindungen, um so höher die Bildung.

B. Die Tragweite der Erkenntnis inbezug auf die Wirklichkeit der Welt.

1. Wir verknüpfen die Gegenstände unserer Erkenntnis nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung, vermögen aber nicht eigentlich nachzuweisen, daß die Wirklichkeit in der That diesem Gesetz unterworfen ist. Das Gesetz bleibt nur eine Forderung, ein Postulat, mit welchem unsere Erkenntnis an die Dinge herantritt. Die kausale Verknüpfung hat von Haus aus den Charakter der Idealität (= Gedankenexistenz), der aber in Anwendung auf die Welt der Gegenstände einfach zur Realität (= Wirklichkeitsform) gemacht wird. Ähnlich verhält es sich auch mit den Formen, mit denen wir die Anschauungen verknüpfen, mit Raum und Zeit. Aber wie steht es nun mit der objektiven Realität des Inhalts selbst, mit der wirklichen Existenz der empfundenen und wahrgenommenen Welt?

Auch hier gilt: das Ganze der Sinneswahrnehmungen ist zunächst unsere Welt. Wir nehmen zwar an, es entspreche ihnen eine Welt außer uns. Aber unsere Wahrnehmungen selbst, die an sich subjektiv sind, beweisen hierfür nichts. Von der Wirklichkeit der Welt wissen wir streng genommen nichts. Das einzige, unbezweifelbar gewisse Erkennen ist das Wissen von unseren Bewußtseinsvorgängen. Nur das ist unmittelbar thatsächlich, daß ich selbst gerade weiß, fühle, will. Was die sinnliche Wahrnehmung betrifft, welche ihrer Sache, insbesondere des Stoffes so sicher zu sein glaubt, so zeigt die Sinnesphysiologie, daß kein Stoff unmittelbar als solcher empfunden wird, daß alle Wahrnehmuugen zugleich das Ergebnis der Organisation un-

serer Sinne bilden, daß Farbe, Ton, Wärme etwas ganz anderes sind, als sie erscheinen lassen; vollends Atome, Moleküle, Bewegungen, Kräfte, Naturgesetze sind bloß das Ergebnis eines Schlusses aus unseren Sinneswahrnehmungen. Wir empfinden nur unsere eigenen Empfindungen; wenn wir eine unrichtige Vorstellung durch einen Gegenstand verbessern, so verbessern wir sie eigentlich nur durch eine umfassendere Wahrnehmung. Selbst das Dasein anderer Menschen ist etwas, dessen Objektivität dem Einzelbewußtsein nicht erkennbar ist. Allgemeine Übereinstimmung der Menschen ergäbe also keine bessere Grundlage als die Meinung des Einzelnen. Wenn ferner die Gesetzmäßigkeit, die Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen über unser Bewußtsein hinausreicht, wenn wir weiter bedenken, daß sie überhaupt nicht streng genommen zu erweisen ist, da stets nur Bruchstücke beobachtet werden können, so würde all das das Ende aller Naturwissenschaft bedeuten, wofern sie eine Tragweite über das Subjekt hinaus beansprucht. Dann hätte der erkenntnistheoretische Idealismus recht, der behauptet, das Nichtich bedeute nur die Schranke aller unserer Erkenntnis, keine Wirklichkeit an sich; so Berkeley, Fichte, St. Mill. Dann wäre unser Denken ein großer, umfassender, aber freilich streng wissenschaftlich geschlossener Traum, die spröde Materie der Welt ganz in das Reich des Geistes aufgenommen und seinem Kausalitätsgesetz unterworfen. Doch der kritische Subjektivismus wird damit zum schroffsten Dogmatismus, daß er sagt: alles ist aus uns selbst geschöpft. Und er kommt damit nicht zur Ruhe. Man muß doch fragen: woher denn dieses Weltbild? was giebt den Anstoß zu dessen Erzeugung? Ein, wenn auch unbekanntes X über uns, ein irgendwie existierendes Ding an sich muß die Veranlassung sein. Unsere Erkenntnis ist ja nicht rein aktiv, wir verhalten uns in der That auch passiv.

2. Daß die Welt der Sinne irgendeine Wirklichkeit habe, thut sich uns auf mehrfache Weise kund:

a) Schon den einfachsten Empfindungsreiz können wir als einen Angriff, einen Widerstand (wörtlich = Gegenstand) der Außenwelt gegen unsern Organismus ansehen. Schmerzliche Zusammenstöße mit den Gegenständen belehren über eine Wirklichkeit außer uns. Insbesondere treffen Bewegungen, die von uns selbst ausgehen, oft hart mit der Wirklichkeit zusammen, wenn wir das auch nur durch die eigene, subjektive Kraftanspannung recht erfahren.

b) Zwar kann die deutlichere Wahrnehmung, welche durch wiederholte Empfindungen zustande kommt, irre führen, wenn diese unrichtig erfaßt oder erklärt werden, wenn Hallucinationen des Gehirns hereinspielen; allein abgesehen von zufälligen und subjektiven Zuständen bildet sich doch eine allgemeine, feste Übereinstimmung in einzelnen Menschen und in mehreren, in allen heraus.

c) Es giebt ja wohl manchmal Täuschungen, wenn die Beobachtungen nicht genau sind, oder aus unzureichenden Erfahrungen voreilige Schlüsse gezogen werden. Aber aus dem übereinstimmenden Ergebnis aller Wahrnehmungen wird nach und nach ein Gesamtbild der Wirklichkeit, das uns gegenübertritt als unleugbar, unwiderleglich, als einfach daseiend. Wir können gar nicht anders, als es anerkennen.

In der Welt selbst, die wir ja nicht unmittelbar erfassen, erscheint kein positiver Grund zu dieser Nötigung. Wir vermögen sie schlechterdings nicht abzulehnen, wir können nicht anders; wir sind nicht sachlich und positiv, aber subjektiv und negativ dazu genötigt. Wenn wir aber subjektiv unserer Sache gewiß sind, so ist das einfach unser Glaube. Das Erkennen der objektiven Wirklichkeit ruht nicht auf dieser selbst, sondern nur und auf nichts anderem in letzter Linie als auf unserem Glauben. Was wir als objektiv gewiß anerkennen, das gründet sich auf einen unwiderstehlichen subjektiven Glauben. Die entgegenstehende Möglichkeit ist widersinnig. Ähnlich liegt die Gewißheit aller logischen Operationen schließlich darin, daß wir die Notwendigkeit in uns erfahren, daß wir einfach vertrauen, glauben. Mit unmittelbarer, intuitiver Gewißheit stimmen wir den Vorgängen im Bewußtsein zu. Damit sind wir auf dem Gefühlsgrund, auf der sinnlichen Unterlage aller Erkenntnis angelangt. Lotze und Sigwart, Wundt und Höffding stimmen überein, als letzten Grund der unmittelbar gewissen Evidenz einer Behauptung den einfachen Glauben anzunehmen *).

3. Hinfällig ist auch der alte Satz Kants, der gesamte Inhalt unserer Erkenntnis stamme aus der Erfahrung, nur die Form aus unserem Geiste; denn auch die einfachsten sinnlichen Empfindungen sind das Produkt eines Zusammenwirkens zweier Faktoren, der äußeren Reize und der Rückwirkungen unserer eigenen Natur. Überhaupt ist eine Einwirkung eines Elementes auf ein anderes nur möglich unter der Be-

*) M. a. W. ein Postulat, eine schlechthinnige Forderung der praktischen Vernunft.

dingung der Empfänglichkeit des letzteren, also eigentlich nur in der Form der Wechselwirkung, nicht in einseitiger Rezeptivität oder einseitiger Spontaneität. Unnatürlich erscheint in einer Welt allgemeiner gegenseitiger Bezogenheit jede Überspannung der Subjektivität. Mag auch im allgemeinen der Stoff uns von außen gegeben sein, die Form der Erkenntnis aber aus unserem Geiste stammen, so sind wir doch auch von der Welt abhängig, ein Stück Welt; unsere Erkenntnis kann ihr daher nicht so ganz ungleichartig sein; wir passen uns ihr an, schauen sie also nicht in einem fremden Lichte. Wenn Kant glaubte, durch die Apriorität der Formen die Sicherheit der Wissenschaft retten zu müssen, da diese, wenn nur aus der Erfahrung abgeleitet, nur Wahrscheinlichkeit ergäbe und der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit entbehrte, so ist doch zunächst bei den einfachsten Raumverhältnissen und Kausalverbindungen die Evidenz eine so unmittelbare, selbstgewisse, daß sie von keinem Philosophem über den Ursprung dieser Gewißheit abhängig scheint, und an das Einfache lehnt sich dann das Zusammengesetztere an oder ist von ihm abzuleiten.

4. Pädagogische Betrachtung. 1. Wenn auch dem Wort als der klaren Ausprägung des Gedankens eine hohe Bedeutung zukommt und der Unterricht das Einprägen von Stich- und Schlagworten, die gleichmäßig und stets zu gebrauchen sind, von Sätzen und Regeln nicht entbehren kann, so kann doch nicht oft genug wiederholt werden, daß all dies nur einen Sinn bekommt bei vorausgehender Anschauung der Realität. Worte verhallen, aber die Empfindung drängt sich unmittelbar auf; Gedanken sind dem Schüler leicht ein Nichts, aber Wahrnehmungen sind ihm etwas Wirkliches, das ihn berührt, ergreift, erfüllt.

2. Freilich nicht alles liegt dem Verständnis nahe und zu viel auf einmal wäre vom Übel. Man muß von vornherein darauf verzichten, alles und jedes lehren zu wollen, man soll der Schule des Lebens auch noch etwas übrig lassen. Viel kommt an auf eine vernünftige Auswahl des Stoffes nach der Altersstufe und auf seine zweckentsprechende Darbietung. Lieber wenig, aber gründlich, als viel und oberflächlich.

3. Man darf auch dem Schüler ganz wohl gleich die volle Realität des Stoffes darbieten, anstatt viel Zeit und Kraft an sokratisches Herauskatechisieren zu verwenden. Gymnastik des Geistes ist gut, Unterricht in Frage und Antwort nützlich, allmähliches Werdenlassen des Stoffes im Geiste des Schülers zweckmäßig, aber das Gute ist oft des Besseren Feind.

4. Da es nicht nur auf die objektiv klare, anschauliche Darbietung, sondern auch auf die subjektiv helle, scharfe Auffassung ankommt, so ist nach dieser stets durch Abfragen zu sehen, und da die Fassungskraft

der Schüler eine verschiedene ist, sowohl möglichstes Herabsteigen zu den Schwachen im Vortrag als unermüdete Geduld in der weiteren Übung nötig. Den Bedingungen der leiblich-seelischen Organisation ist Rechnung zu tragen.

5. So hoch aber auch die Abhängigkeit vom Unterrichtsstoff und von der Veranlagung zu werten ist, so wenig darf das Ziel aus dem Auge verloren werden, den Geist und Charakter des Schülers zu aktiver Selbständigkeit zu erziehen, nicht nur zu formaler Gewandtheit, sondern zur Beherrschung des materiellen Wissenstoffes, zu freudiger Arbeit in ihm, zu freier Verfügung über ihn.

II. Das Gefühl.

1. Die Natur des Gefühls im allgemeinen.

1. In der Seele finden wir nicht nur Vorstellungen, sondern auch Gefühle von Lust und Unlust mit mannigfaltigem Begehren und Widerstreben; wie die Farbe dem bloßen Umriß der Gestalten Leben einhaucht, so das Gefühl mit seiner persönlichen Anteilnahme den einfach klaren Bildern der Vorstellungen. Die Seele steht ihren Erlebnissen nicht mit der gleichgültigen Ruhe gegenüber, die man dem kühl beobachtenden Philosophen zuzutrauen pflegt; sie hat die ursprüngliche Fähigkeit, Lust und Unlust zu fühlen. Ebenso hat sie von Haus aus die Fähigkeit, durch ihre Zustände zum Wollen angeregt zu werden, wozu Grund und Kraft im Fühlen oder Vorstellen für sich allein nicht läge. Hierüber ist des Näheren das sechste Kapitel des ersten grundlegenden Teiles zu vergleichen, das von den Seelenvermögen handelt (S. 52ff.).

2. Das Gefühl ist ein unmittelbares Innewerden des Zustandes der Seele als einer Lust oder Unlust. Über die Art und Weise dieses Vorgangs, über seine Entstehung, sein Werden ist schwer etwas zu sagen, da er nicht eine bleibende Eigenschaft der Seele oder eine notwendige, klare Folge der Ereignisse scheint, die ihr begegnen. Immerhin läßt sich sagen: die veranlassende Ursache sind unsere Empfindungen und

Vorstellungen; alles, was die Seele auf diesem Gebiete erlebt, macht nach seiner Art und nach der Verfassung der Seele auf diese irgendeinen Eindruck, übt eine persönliche Wirkung aus, reizt die besondere Seele nach ihrer Eigentümlichkeit auf eine persönlich gefärbte Weise; je nachdem sie den Eindruck aufnehmen mag oder nicht, sich ihm hingeben will oder nicht, je nachdem sie also eine Verbindung, eine Assimilation eingeht oder nicht, ist er ihr sympathisch oder antipathisch, willkommen oder widerwärtig, angenehm oder unangenehm, ist sie befriedigt oder nicht, was man auch so auszudrücken pflegt: Förderung der Lebensbedingungen u. s. w. erregt Lust, Hemmung erregt Unlust. Wenn Th. Ziegler („Das Gefühl" 1893) das Gefühl als die psychische Bethätigung des Menschen gegenüber allen von außen an ihn herankommenden Reizen, als den psychischen Akt der Selbstbehauptung beschreibt, so ist jedenfalls die in dieser Definition so stark hervortretende aktive Seite des Gefühls auf die unwillkürliche Wechselwirkung der persönlichen Eigenart der Seele mit dem Reize zu beschränken und als Folge derselben eine gewisse Zuständlichkeit hervorzuheben, da ja das Gefühl wesentlich ein Erleiden ist — allerdings auf die Gefahr hin, das Gefühl nicht ganz als die Zentralfunktion darstellen zu können, wie dies Th. Ziegler will.

3. In erster Linie ist das Gefühl gekennzeichnet durch einen Zustand von Lust oder Unlust. Wie schon das allgemeine Lebensgefühl beweist, sind wir nie ohne Gefühl. Jede auftauchende Empfindung oder Vorstellung scheint als Reiz auf die Seele eine gewisse Zuständlichkeit zur Folge zu haben, obwohl die Unmittelbarkeit des Eindrucks gewöhnlich verloren zu gehen pflegt über der Aufmerksamkeit auf den Inhalt von Sinn und Bedeutung der Vorstellungen. Ob etwa besonders mit Rücksicht hierauf auch ein Zustand der Indifferenz (lat. indifferens = nicht unterschieden) möglich sei, in welchem sich weder positive Lust noch Unlust zeigt, vielleicht auch beim Übergang der Seele von einem zum anderen Pol scheint zweifelhaft (s. Abschnitt 3).

Die verschiedenen Zustände der Lust oder Unlust nennt man den Ton (griech. tonos = Spannung) oder die Färbung der Gefühle. Innerhalb dieser Unterscheidung spricht man von einer mannigfaltigen Stärke: der Schmerz und die Freude, das Bittere und das Herbe können einen formell verschiedenen Grad haben, der aber nicht immer

gefühlt wird, z. B. beim Sehen, oder durch Gewohnheit abgestumpft sein kann. Grundlegend ist die Unterscheidung nach der Qualität, nach dem Inhalt der Vorstellungen, an die sich die Gefühle knüpfen, d. h. nach den Gegenständen; es giebt niedere Gefühle, die sich an die einfachen Sinnesempfindungen knüpfen, z. B. von Magendruck, und höhere Gefühle, z. B. die religiösen. Physiologisch ausgedrückt sind dort mehr die peripherischen Nerven beteiligt, hier mehr die zentralen, nie aber bleibt das Gefühl ohne die Beteiligung des Intellekts, da es als solches zum Bewußtsein kommen muß.

4. Während wir mit der Qualität der Gefühle uns in den folgenden Abschnitten zu beschäftigen haben, ist hier auf die Stärke noch etwas einzugehen, die bei Lust- und Unlustgefühlen eine verschiedene sein kann und abhängt sowohl von der augenblicklichen Beschaffenheit der Seele, als von der Art der Reizumstände. — Was die Beschaffenheit der Seele betrifft, so ist sie bedingt durch eine verschiedene angeborene Empfänglichkeit oder Erregbarkeit, Naturell, Geschlecht, Alter, auch physikalische Faktoren wie Klima und Jahreszeit. Daher werden durch die nämlichen Reize verschiedene Menschen und derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten verschieden erregt: das Nämliche wird bald beachtet, bald nicht. — Was die äußeren Umstände betrifft, so ist im allgemeinen das Gefühl um so stärker, je größer das erregende Gut oder Übel, ferner je neuer und ungewohnter, je gegensätzlicher zu den bisherigen Erfahrungen es ist. Denn nichts stumpft das Gefühl so ab, wie die öftere Wiederholung des Gleichen: der herbste Schmerz verliert mit der Zeit seinen Stachel. Neues aber, insbesondere der Kontrast, das Plötzliche, Unerwartete regt das Gefühl immer wieder lebendig an. Daher die Zugkraft der modernen täglichen, ja täglich mehrmaligen Zeitung, auch wenn sie das fadeste, an Bedeutung vergänglichste Zeug enthält, das es sich nicht lohnt, auch nur einmal flüchtig zu durchfliegen, während man modern an einem noch so trefflichen Buche bald erliegt, ja schon vor seinem Anblick Schauder empfindet. — Die Liebe stumpft sich durch die Gewohnheit naturnotwendig ab, wenn sie auf bloßem Gefühle, gar auf nur sinnlicher Neigung beruht, nicht genährt wird durch neue Reize und sich nicht befestigt durch die sittlichen Eigenschaften der Treue; durch sie gewinnen die Gefühle der Liebe und Freundschaft tiefe Innigkeit und lange Dauer.

5. Die Bedeutung der Gefühle für Denken und Wollen haben wir schon kennen gelernt (I, 6) und werden sie noch näher betrachten. Sie sind aber nicht nur formell und funktionell durch ihr Verhältnis zu Denken und Wollen wichtig, sondern auch inhaltlich: wenn der Verstand sich vergebens abmüht, trifft oft das Gefühl mit unmittelbar sich aufdrängender Sicherheit das Richtige. Aber es wäre eine bedenkliche Schwäche, sich nur von dunklen Gefühlen leiten zu lassen, statt von hellen Gründen. Das wäre die Sache der Sentimentalität, der Überspanntheit, der Schwärmerei, der Ekstase und war schon oft der Beginn des Zerfalls der geistigen Kräfte.

Angefügt sei, daß, wenn auch die intellektuellen Fähigkeiten zerfallen, die Fähigkeit zu fühlen länger anhält, offenbar als etwas allgemeiner Animalisches: auch Geistesgestörte, Schwachsinnige fühlen Lust und Unlust und sind lange für die Gefühle der Sympathie empfänglich.

2. Die Arten des Gefühls.

A. Die körperlichen Gefühle.

1. Es giebt ein körperliches Gefühl, wie neuerdings immer mehr anerkannt wird (vgl. Kröner, Das körperliche Gefühl 1888). Herbarts Schule will von einem körperlichen Gefühle nichts wissen, da sie im Gefühl überhaupt keinen ursprünglichen Zustand der Seele, sondern nur eine Folge der Wechselwirkung der Vorstellungen erkennt, also für ein niederes Gefühl keinen Raum hat und es als rein körperlichen Zustand erklären muß. Allein das Gefühl ist nicht mit der Sinnesempfindung als solcher verbunden; denn während diese auf einer Funktion peripherischer Nerven beruht, haben wir im Gefühl einen Vorgang mehr in dem Zentrum der Seele selbst. Das Gefühl ist nicht etwas rein Körperliches, immer ist ein Bewußtsein dabei, immer wird die Seele durch den körperlichen Reiz zu einer Gegenwirkung in Form des Gefühls veranlaßt. Auch sind die körperlichen Gefühle nicht so einfach, z. B. wenn wir stechende, bohrende, schneidende, brennende Schmerzen unterscheiden, so wirkt offenbar eine Mannigfaltigkeit der sinnlichen Reize mit der Zuständlichkeit und der Erkenntnis der Seele zusammen.

Daß das körperliche Gefühl von der Sinnesempfindung verschieden ist, ergiebt sich aus verschiedenen Thatsachen, z. B. das Gefühl stellt sich nach der Empfindung ein, und zwar verläuft häufig eine meßbare Zeit zwischen beiden, so zwischen der Empfindung eines starken Schalles, eines Schlages auf den Rücken, kalten Wassers und einem unangenehmen Gefühl. Ferner hat man in großer Kälte, in der Narkose und Hypnose oft noch eine gewisse Sinnesempfindung, aber kein Gefühl, man hat den Zustand der Analgesie (griech. = Schmerzlosigkeit). Ebenso wenn die graue Substanz des Rückenmarks durchschnitten wird, ergiebt sich Analgesie, aber die Tastempfindung kann bleiben; zerschneidet man aber die unteren Nervenstränge, so entsteht in den unteren Gliedern Anästhesie (griech. = Empfindungslosigkeit), während ein Schmerzgefühl nicht ausgeschlossen ist.

2. Alle einzelnen Sinne zeigen eine Verbindung von Erkenntnis- und Gefühlselementen; die niederen sind noch inniger mit dem allgemeinen Lebensgefühl verbunden, je höher aber, desto mehr befreien sie sich von ihm. Dabei läßt sich beobachten, daß die Sinneseindrücke, je stärker sie sind, um so weniger eine Unterscheidung von Gefühl zulassen, umgekehrt aber wenn sie mit den stärksten Gefühlen von Lust und Unlust verbunden sind, am wenigsten über die Verhältnisse der Außenwelt belehren, und daß, je mehr die Eindrücke der elementaren Verbindung mit dem Kampfe um das Dasein entzogen sind, die Art der Gefühle sich um so reicher gestaltet und um so mannigfaltiger färbt. Daher entstehen um so heftigere Gefühle aus den Sinnen, welche weniger für die objektive Wahrnehmung bestimmt sind, d. h. aus den niederen Sinnen.

Die Gemeinempfindung entspringt aus den allgemeinen Lebensvorgängen und Zuständen der Organe, zeigt daher weniger charakteristische Einzelempfindungen, tritt im ganzen vielmehr als Lebensgefühl in Wohl- oder Übelbefinden auf, als Gesundheits- und Kraftgefühl, als Unbehagen, Krankheits-, Schwächegefühl, bei dem Vortreten einzelner Organe, z. B. der Muskeln als Stärke- oder Mattigkeitsgefühl, der Atmungswerkzeuge als Leichtigkeits- und Freiheits- oder als Druckgefühl (Alpdrücken), der Ernährungsorgane als Hunger und Durst, Appetit oder Ekel; als Wollust, Schauder u. s. w.

Die Tast- und Bewegungsempfindung berührt sich vielfach

mit der Gemeinempfindung und gewinnt wie diese leicht einen starken Gefühlston; daher wird der Tastsinn kurzweg auch Gefühlssinn genannt. Die Temperaturempfindung berührt sich in ihren zuständlichen Folgen mit dem Gemeingefühl, während die Druckempfindung die lokalen Färbungen deutlich zeigt und daher als Lokalsinn zur Erkenntnis der objektiven Welt viel beiträgt (räumliche Unterschiede, hart und weich, scharf und spitzig u. s. w.).

Die Geruchs- und Geschmacksempfindung der sogenannten chemischen Sinne steht im Dienste der Ernährung, der unmittelbaren Lebensinteressen und thut sich daher als ein Lebensgefühl in Wohlgefallen und Widerwillen im allgemeinen kund. Die Geschmacksempfindungen lassen sich zwar nach ihrer Qualität unterscheiden als süß und bitter, sauer und salzig u. s. w., aber das sich ergebende Gefühl bleibt trotz seiner Einfachheit unbeschreiblich. Die Gefühlsbedeutung des Geschmacks zeigt sich in der Verwendung des Wortes für höhere, ästhetische Gefühle. Die Geruchsempfindungen, die nach den Gegenständen unterschieden werden, erzeugen lebhafte, starke Gefühle je nach Wohl- oder Übelgeruch, werden in dieser Hinsicht gut erinnert und bilden oft die Leitfäden für Gedankenverbindungen, daher G. Jäger im Dufte des Menschen sogar die Seele zu entdecken glaubte. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß starke Bewegung des Körpers oder der Seele (Affekt), welche als solche von der physischen Unterlage nicht zu trennen ist, als psychisch-physische Emotion auch Ausdünstung bewirkt, die sich im Geruche fühlbar macht, der individuell verschieden sein mag.

Wenn auch die stärkeren Reize von Gesicht und Gehör zur Verschmelzung mit dem unmittelbaren Lebensgefühl hindrängen nnd gerade das Licht auf die Vorgänge des organischen Lebens überhaupt, auch in Pflanze und Tier, einen fördernden Einfluß übt, so haben wir hier doch auch Gefühle von selbständigerer Bedeutung; die besonderen Farben und Tonformen erzeugen feinere Gefühle, sind auch mit einem reicheren Gebiet von Nebenvorstellungen verbunden, was es freilich erschwert, die Wirkung der Empfindung selbst herauszuheben. Das Gefühl gestaltet sich verschieden je nach der Qualität sowohl der Farben, unter denen die von Fechner aktiv genannten (rot und gelb mit ihren Nebenarten) erregen, das rezeptive Blau mit seinen verschiedenen Schattierungen aber hemmt, als auch nach der Qualität der Töne, von denen die hohen erheitern und erregen, die tieferen beruhigen oder ernstere Stimmung,

auch Verstimmung und Sehnsucht ausdrücken, als auch nach den Klangfarben der Tonquellen; aber auch nach der quantitativen Verschiedenheit in der formalen Zusammensetzung: Rhythmus, Symmetrie, Harmonie erregen Wohlgefallen.

Was ist wohl der Grund der wohlthuenden Harmonie gewisser Tonverbindungen? Die Antwort: der Kontrast gegen die Dissonanz der mancherlei Töne, die sich unserem Ohr sonst aus der Welt aufdrängen, schiebt die Frage nur zurück, da gerade das Problem gelöst werden soll, warum gewisse Töne als eine angenehme Konsonanz, andere als widerwärtige Dissonanz sich fühlbar machen. Man hat den Grund schon in den Verhältnissen der Schwingungszahlen gesucht. Aber von diesen verwickelten Verhältnissen hat unser Gefühl doch gar keine Ahnung, wir rechnen nicht nach, auch merken wir kleinere Differenzen gar nicht, während wir allerdings für starke Dissonanzen recht empfindlich sind. Wundt meint: zwei Töne passen um so mehr zusammen, je größer die Zahl und Stärke der Partialtöne ist, welche ihnen gemeinsam ist, eine Übereinstimmung, die bei einfacheren Verhältnissen der Schwingungszahlen der Grundtöne größer ist.

3. Pädagogische Bemerkungen. 1. Die an die unmittelbare Sinnesempfindung geknüpften Gefühle bilden eine Stufenreihe vom allgemeinen dunklen Lebensgefühl bis zu den feinsten Gefühlsschattierungen der qualitativen Empfindungen, aus welchen ein reiches Gebiet mannigfaltig geformter und spezifizierter Gefühle entspringt und unserem Seelenleben beständig vielfache Arten von Stimmungen erwachsen und insbesondere auch Antriebe zu den verschiedensten Bewegungen: die elementaren Gefühle wirken infolge der Stärke der Reize instinktartig und reißen oft mit fast unwiderstehlicher Kraft fort, z. B. die aus den Reizen zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung entspringenden Gefühle. Hochwichtig ist es, in der Erziehung frühzeitig ein starkes Gegengewicht zu schaffen, damit die Seele nicht zum Spielball der niederen körperlichen Gefühle werde.

2. Das Lebensgefühl bedeutet eine Kundgebung über Wohl- oder Übelbefinden der leiblichen Unterlage der Seele, nimmt je nach dem Alter, Geschlecht, Klima verschiedene Färbungen an und ist in der Behandlung insbesondere des Kindes und in der Entwickelungsperiode schonend zu berücksichtigen. Doch ist die unverständige Liebe der Mütter und die moralische Schlaffheit der Zeit nur zu geneigt, dem Schreien der Kleinen und den Klagen der Großen einen zu großen Wert beizulegen und dadurch ein anspruchsvolles Geschlecht heranzuziehen, das Entbehrungen widerwillig erträgt und für Anstrengungen wenig gewachsen ist.

3. Die nervösen Störungen des Gemeingefühls sind im Zeitalter der Nervosität ungemein zahlreich: Atembeschwerden, Atembeklemmung, Herzbeengung erzeugt Unruhe und Angst (Alpdrücken im Schlafe). Oft scheint die Nervenverstimmung ohne allen Grund, aber gerade wegen dieser Unbestimmtheit erlangt die Furcht oder auch die Hoffnung große Gewalt über den Menschen. Kräftige Ernährung, Bewegung, Luft, Licht genügen allein nicht, die Erziehung muß suchen, durch den Willen der krankhaften Gefühle Meister zu werden und mit Liebe und Ernst, mit Wort und Beispiel den ermunternden turnerischen Grundsatz befolgen: frisch, fromm, fröhlich, frei.

4. Betreffend das Muskelgefühl kommt für die Erziehung inbetracht die aufrechte Haltung. Sie beruht auf der Energie der Muskeln, durch die das Gesetz der Schwere aufgehoben wird, die aber im Schlaf aufhört und im Tode verschwindet. Die Innervation der Muskeln kann wie beim Gehen und Stehen so auch beim Sitzen eine aufrechte Haltung bewirken und soll aus einer bewußten, absichtlichen allmählich durch Übung wie dort zu einer unbewußten, latenten werden. Das kann sie aber beim Kinde, dessen Kopf unverhältnismäßig schwer ist, auf die Dauer nur, wenn dem Rücken durch Anlehnung eine Stütze gegeben wird, daher die Vorschrift, daß in den Schulen Tischplatte und Bank eine Minusdistanz haben sollen, d. h. die Tischplatte über die Bank etwas herüberragen und die Bank in nicht zu großer Entfernung eine Rückenlehne haben soll. Das Aufstehen wird sodann erleichtert durch eine Beweglichkeit der Sitz- oder Tischplatte, welche ihr Rückwärtsklappen ermöglicht.

5. Zum Tast- und Bewegungsgefühl ist zu erinnern an die Freude, welche die Bewegung der hiezu geschaffenen Glieder, ganz abgesehen vom Zwecke, gewährt. Deshalb bereitet das in leiblicher Hinsicht so förderliche Turnen auch dem Gemüte frohen Schwung. Immer noch wird gegenüber der Pflege rein intellektueller Bildung die Gymnastik des Leibes zu wenig geübt. Wenn aber die Beweglichkeit der Glieder verkümmert, leidet die Gesundheit not, und alle Mittelchen, als da sind Massage, Wasser- und Wunderkuren, helfen ihr nicht auf die Beine. In den deutschen Knaben-Volksschulen ist das Turnen nun wohl überall eingeführt, in der Einheitsschule der Vereinigten Staaten Nordamerikas turnen auch die Mädchen. Die württembergische Schulverwaltung bestimmte: der Zweck des Turnunterrichtes ist nicht bloß Übung der körperlichen Kräfte in einer der Gesundheit förderlichen Weise, Stärkung und richtiger Gebrauch der Glieder, freie Beherrschung des Leibes, sondern ebenso sehr Gewöhnung an Aufmerksamkeit, Ordnung, raschen Gehorsam. Das auf dem Turnplatz Gelernte soll in der Schule wie im Leben durch Gewohnheit, Anstelligkeit und Anständigkeit sich bewähren.

6. Während Geruch und Geschmack sich instinktmäßig mit einer unwiderstehlichen Naturnotwendigkeit bei nützlichen und schädlichen Dingen

in Lust oder Ekel offenbaren, hat eine überfeinerte Kultur es fertig gebracht, Lust an den penetranten Gerüchen der Geselligkeitslokale und Appetit zum Hautgout von künstlicher Verwesung überlieferte Nahrungsmitteln zu erzeugen. Mehr denn je bedarf es des lauteren Gefühls für die unverfälschte Natur.

7. Gesicht und Gehör haben eine ungemeine Bedeutung, schon für das Leben selbst und stehen daher im Zusammenhang schon mit dem allgemeinsten, gewissermaßen niedersten Gefühl, dem Lebensgefühl, mit dem ihre Funktion auf den Gipfeln von Lust und Schmerz zu verschmelzen scheint, was sich übrigens auch bei rein intellektuellen und ästhetischen Gefühlen zeigt. Man „ißt mit den Augen förmlich auf", was man liebt, man dürstet mit dem Ohr nach vertrauten Klängen. Während man sich für gewöhnlich durch Gesicht und Gehör unbewußt über die Umgebung orientiert, fordert das, etwa durch den Kontrast erregte, Gefühl zum Nachdenken auf, ist also der Grund von Aufmerksamkeit und Denken.

Die Quelle der Farbe, das Licht, ist eine Schöpferin des Lebens; unter seinem Einfluß assimilieren sich die Pflanzen die anorganischen Stoffe und freuen sich Menschen und Tiere ihres Lebens; „Licht und Leben" sind daher zusammen sprichwörtlich. Das Helle muß an sich dem Auge angenehmer sein, weil es seine Thätigkeit befördert. Wie lichtfreudig, so sind wir auch farbenfroh: wenn das Sonnenlicht eine Gegend beleuchtet, erscheint sie freundlicher, das Bild wird klarer durch das helle Licht und gesättigter, reicher an Kontrasten durch die Farbenfülle. — Welch öde Sand- und Steinwüsten sind dagegen oft unsere öffentlichen, unsere Schulplätze! kein Fleckchen grünen Rasens! — Der moderne, der unverfälschten Natur feindliche, energielose Mensch liebt das Halbdunkel in seinen Wohnräumen, bei dem sich so träge träumen läßt. Die Schule bewahre sich Kraft und Frische der Augen und des Lernens durch helle Schulräume!

Auch die Laute erregen an sich Lust, weil sie die Hörorgane in Bewegung setzen. Allerdings zu starkes Licht, zu heftiger Schall erschreckt; aber aus der Freude an kräftiger Funktion des Ohrs entspringt das ohrbetäubende Geschrei der Kinder und Wilden, während der Gebildete edles Maßhalten gelernt hat, indem er die mittlere Tonstärke und Tonhöhe liebt und den seelenvollen Ton der Geige dem Trompetengeschmetter, das auch die Glieder von Mensch und Tier zur Bewegung aufruft, vorzieht, der Verbildete, freilich statt sein gottgegebenes Organ zu gebrauchen, nur lispelt.

8. Die Sinnesempfindungen erregen das Gefühl nur, wenn sie sich kräftig geltend machen. Daher erhellt auch aus diesem Abschnitt die Wichtigkeit eines sinnlich anschaulichen Unterrichts im Unterschied von bloßem Wortgeklingel.

B. Die intellektuellen Gefühle.

1. Die ältere Psychologie sah im Erkennen das ureigentümliche und selbständige, das konstituierende Vermögen der Seele. Für Plato ist sie ihrem Wesen nach Vernunft; Sinnesempfindungen, Gefühle, Triebe sind die Folge der Verbindung mit einem stofflichen Leibe. Das ist auch im Grunde die Anschauung des Rationalismus (lat. ratio = Vernunft), der bekanntlich auch auf anderen Gebieten über dem Gedankengehalt das wirkliche Sein und Werden verkürzt: Kant und Herbart stellen Vernunft und Vorstellung voran, Gefühl und Willen erst in zweite oder abgeleitete Linie.

Der Schein der untergeordneten Bedeutung der Gefühle konnte dadurch hervorgerufen werden, daß sie nicht selbständig auftreten, sondern infolge von mancherlei Reizen, daß sie daher auch nicht selbständig, nicht durch eine Art von Assoziation wie die Vorstellungen einander hervorrufen, daß sie vielmehr sich nur erweitern, verändern, neu auftreten infolge einer Veränderung der Erkenntniselemente, d. h. auch des Auftretens neuer Vorstellungen, daß sie also zu den Vorstellungen ein ähnliches Verhältnis einnehmen wie zu den Sinnesempfindungen, wenn freilich an die letzteren sich die ursprünglichsten sinnlichsten und stärksten Gefühle knüpfen. Allein dieser Umstand thut der Eigenart des Gefühlsphänomens keinen Eintrag, wie denn auch die Gefühle ihrerseits den Vorstellungsverlauf beherrschen: das Bewußtsein wendet sich dem zu, was Gefühle der Lust oder Unlust erregt. So ergiebt sich ein gegenseitiges Verhältnis der Abhängigkeit, der Wechselwirkung, aus dem jedenfalls die verhältnismäßig selbständige Bedeutung des Gefühls auch gegenüber dem Vorstellungsverlauf erhellt.

2. Schon der Reiz der Empfindung trifft die irgendwie beschaffene, gestimmte, in irgendeinem Kreis von Vorstellungen befangene Seele. Der Vorstellungskreis gewinnt also von Anfang an einen gewissen Einfluß auf die Gestaltung des Gefühls. Indem nun in den Vorstellungskreis die Vorstellung der wirklichen oder vermeintlichen Ursache des an sich allgemeinen Lust- oder Unlustgefühls aufgenommen wird, gewinnt dieses eine eigentümliche Bestimmtheit. Abhängig von der Vorstellung der Ursache wird der Charakter des Gefühls ein ir-

gendwie intellektueller: Unlust oder Schmerz werden mit Rücksicht auf den Gegenstand aktiv zu Zorn und Abscheu mit abwehrenden Bewegungen, passiv zu Trauer um den Gegenstand mit zusammensinkender Haltung, jene sich steigernd zu dem Wunsch ihn zu vernichten in Haß und Neid, diese zu der Sehnsucht nach ihm. Die Lust, die man gern festhält, wird mehr passiv zur Freude, mehr aktiv zur Liebe, die sich zur Sympathie an Lust und Unlust anderer (Mitleid) entwickelt. Die Vorstellung eines erst künftigen Objekts erzeugt Lust- oder Unlustgefühle in Hoffnung oder Furcht, mit mancherlei Stufen bis zu sicherer Erwartung oder als Gegenteil Verzweiflung und Resignation, oder auch, wenn völlige Ungewißheit über Erfüllung oder Nichterfüllung, Zweifel, vielleicht mit peinlicher Unruhe. Es ist aber auch möglich, daß ein Objekt zu gleicher Zeit Lust und Unlust erregt und eine geteilte Stimmung erzeugt, in welcher ein Gefühl das andere abwechselnd ablöst, bis schließlich mit Hilfe der Erinnerung beide Gefühle sich zugleich geltend machen und ein gemischtes Gefühl entsteht, z. B. aus Freude und Trauer die Wehmut, die sich oft als Lust darstellen kann und doch die Unlust eines Verlustes einschließt. Zu solcher Verschmelzung zu einem Totalgefühl neigen passivere Naturen mehr als aktive.

3. Die Abhängigkeit des Gefühls von der Vorstellung tritt insbesondere auch bei Wiedererzeugung der Gefühle hervor. Das Gefühl ist ein Kind des Augenblicks, seine Erregung ist Sache der unmittelbaren Gegenwart der Reize. Doch können vergangene, entschwundene Gefühle auch wieder hervorgerufen werden, und zwar geschieht dies mittelst der Vorstellungen, mit welchen sie ursprünglich im Bewußtsein verbunden waren. Je bestimmtere Verhältnisse, je ausgeprägtere Züge, je klarere Erkenntniselemente, kurz je mehr Vorstellungen in einem früheren Zustand vorhanden waren, um so leichter und völliger stellt er sich nach den Gesetzen der Vorstellungsverbindung wieder ein. Aber während die Gedanken schneller zurückkehren, geht die Entwicklung des Gefühls, das den tieferen Grund unserer Seele, der ohnedies schon vorher nie ohne irgendeine Stimmung ist, erregen soll, langsamer vor sich. Hiemit hängt zusammen, daß die Gefühle, welche sich an die höheren, sogenannten objektiven Sinne des Gesichts und Gehörs und an die Vorstellungsthätigkeit anschließen, leichter zu wiederholen sind als

die Gefühle der niederen Sinne, welche mehr von den unmittelbaren sinnlichen Reizen abhängen.

4. Auf der anderen Seite ist aber auch zu betonen, wie sehr das Erkennen vom Gefühl abhängt: schon in den niederen Empfindungen wächst eigentlich das Erkennen aus dem Gefühl heraus, indem die Reize zunächst das Gefühl erregen und dadurch sich dem Bewußtsein aufdrängen. Die unmittelbar physischen Lebensgefühle führen die Lebensbedürfnisse zu Gemüt und stellen das Denken, das Nachdenken, die Sinne in den Dienst der Selbsterhaltung. Das intellektuelle Bedürfnis zeigt sich in den Gefühlen, welche die Neugierde hervortreiben, sei es nach den unbedeutenden Ereignissen des Tages, sei es nach nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, sei es nach einem Wissen um des Wissens willen oder nach den höchsten Fragen des denkenden Geistes. — Zum Zustandekommen der Wahrnehmung wirkt das Gefühl mit, insofern die Wiederholung der gleichen Empfindung sich durch größere Leichtigkeit des Vorgangs dem Gefühl bemerkbar macht. Selbst im Begriff und Urteil heben wir hervor, was unserem Gefühl wertvoll ist.

Das spezifisch intellektuelle Gefühl tritt zutage im sogenannten Wahrheitsgefühl, in der Freude am Gewinn und Besitz von Wissen, insbesondere an der Erkenntnis der Wahrheit, an der Übereinstimmung unserer Vorstellungen untereinander oder auch mit den Dingen der Außenwelt, in dem Wohlgefallen an der Harmonie unserer Gedanken. Ein eigentümliches Frohgefühl belebt wie jede so auch die Denkarbeit. Das Nichtwissen und Nichtkönnen ist schmerzlich. Peinlich ist dem Denker, wenn manches noch unfertig, wenn ein ungelöstes Problem oder gar ein Widerspruch in seinen Gedanken übrig bleibt, erfreulich, wenn alles einheitlich zusammenstimmt*). Man kann aber auch ruhig werden in dem Gedanken, daß es nicht möglich ist, alles zu wissen, zum Ziel zu kommen, den Abschluß des Gedankenbaus zu finden, ohne gerade ein blasierter Pessimist modernen Schlages zu sein. — Ist nun hierin das Gefühl vom Denkprozeß abhängig, so muß noch gefragt werden, was verleiht diesem denn schließlich seine Evidenz, den Eindruck des Nicht-anders-könnens, was billigt den logischen Denkgesetzen selbst das Recht unverrückbarer Wahrheitsform zu? nur das

*) Vgl. Martig, Anschauungspsychologie, 2. Aufl., Bern 1891, S. 183 ff., eine überhaupt vortrefflich anschauliche Darlegung der psychol. Grundbegriffe.

Gefühl, das sich einfach unterwirft. Die Evidenz, die Unwiderleglichkeit, die sonnenklare Notwendigkeit, mit der die Gedanken sich geltend machen, beruht letztlich auf einem nicht weiter erklärbaren Überzeugungsgefühl, das die Harmonie der Vorstellungen unabweisbar erweckt.

5. Einer Art intellektuellen Gefühls entspringt der Takt, insofern er ein Verhalten aus instinktiver Erkenntnis bezeichnet. Der Takt beruht auf der Fähigkeit, sich den Verhältnissen mit Leichtigkeit anzupassen, ja sich in die Person anderer zu versetzen, gewissermaßen ihr Denken zu erfühlen und danach den Ton des eigenen Redens und Handelns zu stimmen. Wenn nur die klarbewußten Gründe des hellen Verstandes uns zu leiten vermöchten, würde unser Verhalten manchmal plump ausfallen. Gerade gescheite Leute begehen darin oft große Fehler, daß sie etwas, was sie an sich wohl thun dürften, am unrechten Ort, zur unrechten Zeit, gegenüber unrechten Personen thun. Unpassend mag z. B. eine vertraute Umgangsform gegen Unbekanntere sein, die man sich gegen Freunde wohl erlauben dürfte; taktlos handelt, wer zu Kindern redet wie zu Erwachsenen.

6. Pädagogische Betrachtung. 1. Insofern das Gefühl mit Vorstellungen zusammen und verknüpft ist, ist es für den Unterricht von großer Bedeutung. Ein unruhiges Gefühlsleben, welches das Gemüt in den mannigfaltigsten Stimmungen umher wirft, ist im allgemeinen für die Aufnahme des Wissensstoffes nicht günstig, da er eine scharfe gespannte Aufmerksamkeit beansprucht, mit anderen Worten, den Gefühlston für sich haben will (griech. teino = spannen). Wo der Unterricht das Gefühl, das Interesse für sich hat, ist er erfolgreich.

Da mannigfaltige Reize auf das Gefühlsleben einwirken und die Tiefen des Gemütes nicht so leicht erregbar sind, muß der Unterricht darauf abzielen, anzuregen, zu fesseln, zu packen. Flüchtige Vorstellungen kann er leicht erzeugen, aber tiefer gehende Wirkungen erzielt er nur, wenn er sich zugleich durch die Sinne zahlreiche Pforten zum Gemüte öffnet, wenn er die Gegenstände dem Auge und Ohre recht sinnlich vorführt und nicht nur verschwommene Umrisse, sondern farbenreiche Gemälde giebt.

Man darf aber von dem Unterricht, der es zunächst mit der leichtbeweglichen Oberfläche des Wissens zu thun hat, sofort nicht zu viel für eine tiefergehende intellektuelle Entwickelung erwarten, da die Gefühle, welche die Einzelvorstellungen begleiten, von untergeordneterer Bedeutung gegenüber der ausschlaggebenden Gesamtstimmung sind. Aller Fortschritt bleibt abhängig von der Macht des Gefühls- und Trieblebens und braucht daher Zeit. Wir fassen wohl mit freudiger Begeisterung gute Vorsätze;

ihre Ausführung aber hängt gar sehr davon ab, ob die augenblicklichen Gefühle die Grundstimmung und den ganzen geistigen Zusammenhang unseres Gemütslebens gewinnen.

Die Regierungen machen neue Gesetze, denen im Augenblick das Gefühl zustimmt, wie es z. B. bei der sozialen Gesetzgebung des Deutschen Reiches in einer Regung religiöser und humaner Gefühle der Fall war, aber ihre Ausführung, ihr Tragen begegnet denn doch nachträglich großem Widerwillen, da die egoistischen Gefühle tiefer gründen. Man stürzt die Throne um in gewaltsamer Revolution, aber die Gefühle für starke Autoritäten wurzeln tiefer als die plötzlichen Aufwallungen, man sehnt die Fürsten wieder herbei.

2. Hieraus folgt nun auch: was einmal im Gefühle tiefere Wurzeln gefaßt hat, bleibt dann dauerhafter und wird leicht reproduziert. Die Jugend nimmt leicht, eifrig, lebhaft auf und behält deshalb besser im Gedächtnis als das Alter. Je gefühlsmäßiger, desto halt- und wiederholbarer. Man spricht von Gesetzen der Ideenassoziation, als ob die Ideen, die Vorstellungen sich von selbst rein mechanisch miteinander verbänden und im Bewußtsein auftauchten und untergingen. In Wahrheit sind sie bewegt und getragen von unseren Gefühlen, Interessen, Bestrebungen. Unsere Stimmung ist viel mächtiger als die rein äußerliche Berührung, Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit der Vorstellungen: das frohe Gemüt erhält lauter rosige Bilder, der Angstvolle sieht lauter Schreckbilder (vgl. S. 104 und Ehrenfels a. a. O.).

So treibt denn auch in der Phantasie das Gefühl sein Spiel mit der Erinnerung und stellt die Seiten voran, die ihr interessanter oder in irgendeiner Weise richtig erscheinen. Wenn sie freier kombiniert, so geschieht es nicht nach klar bewußten Absichten oder Kunstgesetzen, sondern nach dem freien Drange des Gefühls, dessen innere Spannung durch die Produktion sich löst, wie besonders deutlich in Musik und lyrischer Poesie.

3. Das Gefühl ist aber nicht bloß von förderlichem, es kann auch von schädlichem Einfluß auf das Denken sein. Maßlosigkeit, Überschwang des Gefühls, wie das insbesondere im kindlichen Alter sich zeigt, beeinträchtigt die Ruhe, die Klarheit, den Erfolg der Denkarbeit. Das kindliche Gefühl wird so unmittelbar und völlig von den Reizen, den Zerstreuungen des Augenblickes hingenommen, daß es alles andere darüber vergißt, an die Zukunft nicht weiter denkt und wichtige Pflichten versäumt. Der Gefühlsmensch ist unbeständig, flatterhaft und ermangelt des anhaltenden Eifers, des ruhigen Fleißes, der ausdauernden Treue, der starken Selbstbeherrschung, so leicht und innig er auch vermöge seiner Reizbarkeit im Augenblick empfindet und so kühn, begeistert, opfermutig er sich zeigen mag. Die Kinder haben zwar gute, gesunde Sinne, scharfe Augen, aber sie beobachten mehr nach ihrem Gefühlsinteresse und daher sehr unvollständig, sie sehen und schildern die Dinge oft völlig verkehrt und machen die größten Schreibfehler, ohne sie zu sehen.

Übermäßige Schmähungen, körperliche Züchtigungen vollends so weit getrieben, „daß einem Hören und Sehen vergeht“, verfehlen daher gewöhnlich ihren Zweck vollständig, da sie einen Sturm von Gefühlen erregen, der zur Denkarbeit, deren Bedingung Stille, Ruhe und Klarheit ist, unfähig macht. Auch ist der Schrecken zwar geeignet, die Boshaften einzuschüchtern, schwerlich aber trägt die peinliche Furcht vor der Strafe dazu bei, das Denken zu sammeln und zu schärfen oder gar einen kräftigen guten Willen zu erzeugen, der bekanntlich nicht Sache knechtischer Seelen ist. Das Kind ist im Gegenteil vor eigentlichen Affekten zu bewahren, d. h. vor Erschütterungen, die entweder aus plötzlichen Anreizen emporschießen oder aus länger dauernden Stimmungen bei gegebenen Anlässen explodieren. Förmlichen Leidenschaften ist glücklicherweise das Kind noch nicht ausgesetzt, d. h. Erregungen, welche das Gemüt dauernd beherrschen und bald mehr passiv verborgen sind, bald aktiv offen hervorbrechen.

4. Um das rechte förderliche Maß von Gefühl zu pflegen, darf der Unterricht nicht zu oft wiederholen. Denn während sämtliche Thätigkeiten durch Wiederholung an Leichtigkeit, Kraft und Frohgefühl gewinnen, da die Schwierigkeiten sich verkleinern, werden passive Zustände mit öfterer Wiederkehr schwächer, da aus dem ebengenannten Grund die Widerstandskraft der Seele sich steigert. Das passive Gefühl stumpft sich also nach und nach ab, die Neuheit verliert ihren Reiz, sie wird langweilig, man wird sie übedrüssig, außer wenn eine längere Pause den Reiz der Gewohnheit entziehen und zu neuer Bedeutung erheben würde.

Aber man darf deshalb durchaus nicht für zweckmäßig ansehen, dem Kinde immer wieder nur Neues bieten zu sollen. Das würde einen unruhigen, zerfahrenen Sinn erzeugen. Nicht das ist wünschenswert, dem Gefühl immer wieder neue Aufregung zu bieten und die Seele zum Spielball der Gefühle, oder besser gesagt, der augenblicklichen, vielfach wechselnden Gefühle, d. h. der Launen zu machen, wie denn die Wandersucht und Ideenflucht psychopathische Erscheinungen sind; sondern innige, tiefe, dauernde Gefühle sind die wahren Wege zu einer stätigen Entwickelung des Intellekts und des Charakters. Sie entstehen, wenn die Seele sich förmlich einlebt in ihren Erfahrungskreis, durch dessen allseitige Beobachtung und Erfahrung, wenn sie sich einwurzelt auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und Könnens, wenn sie sich gründlich unterrichtet (nicht nach Art der „Schnellbleichen“, die vielmehr das Interesse ertöten), wenn sie heimisch wird in ihren Büchern und Wissenschaften, in Haus, Schule, Kirche, in Gemeinde und Vaterland. Das giebt tiefe und starke Wurzeln und ein gleichmäßiges Wachstum des inneren Lebens.

5. Schon Aristoteles nannte die Verwunderung den Anfang des Philosophierens; dieser wichtige Hebel des Wissens entsteht bei einem Gegenstande, der sehr verschieden ist von dem, was wir vorher kannten oder glaubten. Und doch ist das Ziel des Unterrichts nicht, alles zu

wissen, sondern die Grenzen des Wissens einzusehen und in dem Gedanken, daß wir von der großen Summe des Wissenswerten unendlich wenig inne haben, das Verlangen zu wecken, nun erst recht zu lernen. Sokrates sah den Gipfel seiner Erkenntnis darin, zu wissen, daß er nichts wisse, und Newton meinte im Alter, er habe am Gestade eines unermeßlichen Ozeans mit den Körnchen des Meeressandes gespielt. Haben unsere jungen Leute ein ähnliches Gefühl des Nichtwissens und einen brennenden Durst nach mehr? Oder sind sie nicht vielmehr oft so übersättigt, daß jeder Lerntrieb untergegangen ist in dem nil admirari, daß sie nichts mehr in Verwunderung setzt? Und kommt dies nicht von der Überfütterung mit intellektualistischem und doch oberflächlichem Wissensstoff, der das Gemüt abstumpft, ähnlich wie die rasende Fahrt im Eisenbahnzug selbst in den schönsten Gegenden den Sinn für landschaftliche Schönheit ertötet?

6. Die Aufgabe ist nicht bloß Gefühls-, sondern **Gemütsbildung**. Gefühlig und gefühlvoll bedeuten leicht etwas Einseitiges, unnatürlich Geschraubtes, Abnormes. Aber Denken und Handeln soll von warmem Gemüt getragen und in diesem Sinn vom Gefühl durchdrungen sein. Mit dem Worte Gemüt bezeichnet man wohl die Gefühlsseite im Menschen, aber nicht allein sie; denn ein Gefühlsmensch kann ungemütlich erregt gegen andere werden oder seine Gefühle in sich verschließen und sie mögen recht egoistischer Natur sein. Gemüt aber bezeichnet zugleich eine gewisse Aufgeschlossenheit gegen anderes, wie innige Sympathie mit anderen oder auch Antipathie. Ungemütlich ist der pedantische Gelehrte, der zudringliche Fanatiker, der rastlose Geschäftsmann, bei denen der Eifer der eigentümlichen Aktivität das Gemüt tötet. Ein gemütloser Mensch ist in seinen Interessen oder Arbeiten verbohrt, nur scharf und schneidig in seinem Urteil über alles, kein Scherz kommt über seine Lippen, kein behagliches Ausruhen gönnt er sich oder anderen in seiner Nähe. Gemütlich, häufig so viel als behaglich, heiter scherzend, ist im platten Sinn, wer andere mit ankommen, wer fünf gerade sein läßt; daher ist „Gutmütigkeit ein Stück der Liederlichkeit“ nach dem schwäbischen Sprichwort. Gemütvoll ist, wer mit der ganzen tiefen Innigkeit seines Gefühls sich hingiebt, wohlwollend urteilt und das Beste aufrichtig möchte. Der Begriff Gemüt bezeichnet aber an sich weder Gutes noch Schlechtes. Mit dem Worte Gemüt drückt man die Gefühlssphäre der Seele aus, doch nicht in ihrem reinen und augenblicklichen Für-sich-sein, sondern in ihrer Beziehung auf anderes, in theoretischer oder praktischer Hingabe. Ein großes Gemüt offenbart sich im Dulden und Handeln. Während das Gefühl die rein subjektiv persönliche Zuständlichkeit bedeutet, werden im Gemüt zugleich auch die objektiven Verhältnisse gewertet. Das Gemüt bedeutet eine gewisse Gesamtheit von Empfindungen und Stimmungen, die sich durch reiche Erfahrungen herausgebildet und zu einem inhaltvollen Gefühlsleben gestaltet hat. R. Rothe sieht daher im Gemüt die

„Totalität der individuellen Persönlichkeit", Ergebnis und Quelle von Denken und Wollen, so daß seine Triebe der unmittelbare Grund des Urteilens sind.

Gemüt wie Charakter schreiben wir dem einem zu, dem anderen nicht. Ein tiefes Gemüt sammelt die Eindrücke in seinem inneren Zentrum und wird leicht mächtig erschüttert, während ein flaches Gemüt sich nicht leicht für etwas Höheres erwärmt. Unter Gemütsbewegungen versteht man mehr die stärkeren Stürme, die die Seele in der Tiefe und oft heftig aufregen, in Freude und Trauer, in Schrecken und Entsetzen, doch auch in Erstaunen und Verwunderung. Ein so reichbewegtes vielseitiges Gefühlsleben man also auf der einen Seite dem Gemütsmenschen zuschreibt, so heftige Affekte, deren starke Trieberregung kaum eine klare inhaltliche Objektivierung zuläßt, begreift man anderseits unter Gemütsbewegungen — ein Beweis, wie im Gemüt alle Formen des Gefühlslebens beschlossen sind, seine Erziehung und Veredlung daher auch mit der des Gefühls zusammenfällt.

C. Die ästhetischen Gefühle.

1. Das Ästhetische bezieht sich auf das Sinnliche, Konkrete, Anschauliche im Unterschied vom Vorstellen, das von der Sinnesempfindung zu allgemeinen Begriffen aufsteigt, und gestaltet sich mannigfaltig je nach dem Inhalt der verschiedenen Sinne (griech. aisthesis = sinnliche Wahrnehmung). Worin besteht nun das Eigentümliche des ästhetischen Gefühls?

Wir haben als Kennzeichen der Wahrheit und als obersten Maßstab des intellektuellen Gefühls Einstimmigkeit, Widerspruchslosigkeit der Vorstellungen kennen gelernt (S. 195). Unsere Seele ist nun aber kein so mannigfaltiges Gemisch von Bestandteilen und Prinzipien, daß den einen Geschehnissen in ihr auf anderen Gebieten völlig andere Grundsätze zugrunde lägen. Widerspruchslosigkeit, Übereinstimmung dürfte auch von anderen ihrer Äußerungen verlangt werden, dürfte ein grundlegendes Gesetz all ihrer Leistungen sein, z. B. auf dem Gebiete des Wollens und Handelns ist es das Merkmal des Charakters, mit sich in allen Lagen in folgerichtiger Übereinstimmung zu bleiben, und wiederum des guten Charakters, sich mit seiner besseren Natur nicht in Widerspruch zu setzen, sein wahres Wesen zu erhalten und zu entfalten zur Vollkommenheit und, da hierzu das Zusammenwirken mit anderen gehört,

mit ihnen in Harmonie zu bleiben und immer mehr dazu gelangen, sie zu lieben. Auf dem Gebiete der Religion, in der es sich um die Deutung seiner Erlebnisse in Beziehung auf das höchste Wesen handelt, sucht der Mensch wiederum Übereinstimmung mit der Gottheit, die sich nur in der Form völliger Abhängigkeit und daher auch zuversichtlichen Vertrauens darstellen kann. Die Ästhetik, die es mit dem im weitesten Sinne Anschaulichen der Sinne und der Phantasie zu thun hat, wird auch in ihrem Teile Widerspruchslosigkeit, Einstimmigkeit, Harmonie als ihren obersten, bestimmenden Grundsatz befolgen müssen, zunächst freilich ein formales Prinzip, wie es sich für die allumfassende Weite der Gegenstände nicht anders erwarten läßt. Wir dürfen aber nicht besorgen, daß es damit auch ein leeres, nichtssagendes sei: bei der Fülle der mannigfaltigen Inhalte, der Menge der verschiedensten Gebiete, auf die es Anwendung findet, denen die Form immerhin angemessen sein muß, der Vorstellungen, die sich daran knüpfen, ergiebt sich eine materiale Ausgestaltung von selbst, und zwar eine vollere, als es nach den Inhaltsästhetikern die Begriffe Wesen, Idee rc. zu thun vermögen, die ja selbst nur allgemeiner, formaler Natur sind und insofern ihr Recht haben, während die ästhetische Formierung der sinnlichen Qualitäten eine wahrhaft inhaltliche Füllung ergiebt (vgl. S. 98).

2. Psychologisch möchte der Grund der weitreichenden Herrschaft des Prinzips der Harmonie darin liegen, daß, was sich einheitlich ordnet, leicht und förmlich spielend aufgefaßt wird, also bei der Aufnahme ins Bewußtsein gefallen muß, während da, wo gar keine Punkte der Gemeinsamkeit das Zerstreute verknüpfen, das Gefühl der Zersplitterung und Zusammenhangslosigkeit entsteht, ja des Selbstwiderspruchs, da das Bewußtsein der vergeblichen Arbeit müde und überdrüssig wird. Gar zu peinliche Ordnung und Symmetrie aber z. B. in der Aufstellung von Nippsachen, beleidigt durch Langweiligkeit das Auge, weil ihm gar keine Aufgabe zugemutet wird. Die völlige Vereinerleiung ist fade Identität und ebenso unangenehm wie eine derartig zersplitterte Mannigfaltigkeit des im Raum und in der Zeit Folgenden, daß gar keine Einheitsbeziehung möglich ist.

Fechner hat unser Prinzip der einheitlichen Harmonie im Sinne, wenn er drei oberste Formalprinzipien aufstellt: das der einheitlichen Verknüpfung des Mannigfaltigen, ferner das der Widerspruchslosigkeit,

Einstimmigkeit oder Wahrheit von Gedanken von etwas vorausgesetztem Identischem und endlich das der Klarheit oder der widerspruchslosen und zugleich einheitlichen Verknüpfung durch allgemeine Gesichtspunkte (Vorschule der Ästhetik 1876, I, 51). Das wäre also Einstimmigkeit der Anschauungsform von Raum und Zeit, der Logik des Urteilens und der Logik der Subsumtion.

Eine Erweiterung erfährt nach Neueren das Prinzip der einheitlichen Harmonie, indem es erstreckt wird auf das, was dem Gegenstand in der unmittelbaren Anschauung oder in der Erinnerung sich zugesellt; man könnte dies auch als neues Prinzip aufstellen, als das der Assoziation. Fechner hat es gar in zwei Prinzipien auseinandergelegt, das der ästhetischen Hilfe oder Steigerung und das der eigentlichen Assoziation. Nämlich: Gedichte haben vielleicht einen wertvollen Inhalt, sie verlieren aber viel an Reiz, wenn man sie in Prosa wiedergiebt. Der Wohllaut eines schönen vollen Tones tritt erst hervor, wenn er mit anderen ähnlichen zur Harmonie, zur Melodie vereinigt wird. Aus dem widerspruchslosen Zusammentreffen von Lustbedingungen, die für sich wenig ausmachen, geht ein höheres Lustergebnis hervor, das dem Wert der einzelnen Bedingung entspricht, ein größeres auch als die Summe der Einzelwirkungen allein darbieten würde. Ja es kann durch solches Zusammentreffen ein positives Lustergebnis erzielt werden, wo die einzelnen Faktoren zu schwach dazu wären. Ferner das, woran wir uns bei einer Sache erinnern, trägt ein Moment des Gefallens oder Mißfallens zum ästhetischen Eindruck bei. Überhaupt kommt im Reich des Sichtbaren kein Eindruck von einiger Erheblichkeit nach Höhe und Stärke ohne Assoziation zustande, z. B. warum gefällt der Anblick eines Kuchens? offenbar nicht nur wegen seines äußeren Aussehens, sondern weil er die Erinnerung an ähnliche Speisen, etwa auch an die Eigenschaften der Früchte in ihm, wachruft und seine gelungene Ausführung einen Genuß erwarten läßt: Auge, Geruch, Geschmack sind bei dieser Art ästhetischer Lust zugleich beteiligt. Aber auf den Begriff der Schönheit können doch wohl die niederen sinnlichen Qualitäten des allgemeinen Lebensgefühls, Tastsinn, Geruch und Geschmack nicht bezogen werden, wenn man auch in gewissen Gegenden sagt: der Wein schmeckt schön, und Ähnliches. Wir heben hier mehr das Gefällige, das Angenehme subjektiver sinnlicher Natur hervor, während der Begriff schön mehr auf die Eindrücke der objektiven Sinne und geistigen Verhältnisse an-

zuwenden und ihm daher auch eine objektivere Bedeutung zuzuschreiben ist.

Aus der spezifischen Natur des Gefühls ergeben sich entsprechend dem früher Ausgeführten ein paar Formeln, also gewissermaßen physiologische Bedingungen des ästhetischen Gefühls: vieles nämlich ließe uns gleichgültig, wenn die Stärke der objektiven Einwirkung oder der Grad unserer Empfänglichkeit dafür oder unsere Aufmerksamkeit darauf nicht die sogenannte Schwelle überstiege, d. h. den Grad, von dem an die Einwirkung erst auf unser Bewußtsein spürbar wird. Die Qualität reicht nicht aus, sie muß sich durch die erforderliche Quantität den Grad der Stärke des Lustreizes oder der frischen Empfänglichkeit verstärken. Fechner nennt das das Prinzip der ästhetischen Schwelle. Hierzu kommt das Prinzip des Kontrastes. Um sich bei aktiver oder rezeptiver Beschäftigung mit einem Gegenstand wohl zu fühlen, braucht es eines gewissen Wechsels der Eindrücke oder Thätigkeitsmomente, wozu der Gegenstand die Gelegenheit in einer Mannigfaltigkeit, in einer Abwechselung, in einem Gegensatz von Angriffspunkten bieten muß. Sonst entsteht der mißfällige Eindruck der Monotonie, der Einförmigkeit, der Langweiligkeit, Leere, Kahlheit, Armut. Auch der Kontrast aber wird nur in dem Maße empfunden, als der betreffende Eindruck überhaupt Anknüpfung, Assimilation in unserem Vorstellungskreis findet, nach Maßgabe des allgemein gültigen Apperceptionsgesetzes oder in gewissem Sinn nach Maßgabe des obersten Prinzips der Einheit im Mannigfaltigen.

3. Das ästhetische Gefühl entwickelt sich wenig in Individuum, Familie, Gemeinde, Volk da, wo man alle Kräfte für den Kampf um die Existenz einzusetzen hat. Man hat zwar auch bei den Tieren, namentlich zur Zeit der Paarungswahl, beobachtet, daß sie nach Schönheit von Farbe und Form, von Bewegung der Töne und Glieder eine Wahl treffen. Auch die ersten Menschen, von denen uns historische Überreste erhalten sind, haben sich, ehe sie in der nützlichen Zweckmäßigkeit von Wohnung, Kleidung, Nahrung besonders fortschritten, mit allerlei Zieraten und ihre Waffen und Geräte mit eingeritzten Zeichnungen geschmückt und ihnen durch gefällige Formen ein schöneres Aussehen verliehen, die Wilden Afrikas versuchen melodisch zu singen, aber über solche ursprünglichsten Anfänge kommt der Schönheitssinn nicht hinaus,

so lange die Selbsterhaltung die Kräfte verzehrt. Die ästhetische geht hierin mit der geistigen und Kulturentwicklung überhaupt Hand in Hand.

Mit dem Fortschritt werden auch die feineren Färbungen der Sinneseindrücke schärfer erfaßt; es wird ein mannigfaltigeres, reicheres Spiel in Tönen, Formen und Farben möglich. Die Eindrücke, durch welche frühere Vorstellungen vermöge Assoziation hervorgerufen werden, haben in dem umfassenden Schatze von Erinnerungen des gebildeten Bewußtseins eine Fülle von Material, um die mannigfaltigsten Bilder zu kombinieren und die verschiedensten ästhetischen Stimmungen zu erzeugen.

Aus diesem Grund hat sich auch der Sinn für Naturschönheit erst seit dem vorigen Jahrhundert entfaltet: nur wenn die Kultur eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, wenn sich das freie Spiel der Vorstellungen entwickeln kann, wird auch die Natur nicht mehr bloß als Mittel für die praktischen Zwecke des Menschen angesehen, sondern theoretisch betrachtet, in wissenschaftlicher Erforschung und rein ästhetischer Wertbeurteilung. Ihre Schönheit wird um so höher geschätzt, je gesättigter das Gemüt von der Zivilisation ist, je schroffer der Gegensatz von Kultur und Natur geworden ist, ganz nach dem Gesetz des Kontrastes. Dieses Naturgefühl möchte man am ehesten interesselos nennen, wenn man überhaupt auf dem Gebiet des immer subjektiven Gefühls von uninteressiert im strengsten Sinne reden kann.

4. Das ästhetische Grundprinzip der beherrschenden Einheit in der Mannigfaltigkeit, welche die Eindrücke bequem, leicht überschaulich macht, tritt in allen formalen Symmetrien, Rhythmen, Ton- und Farbensymphonien klar zutage. Aber wie reimt sich damit der Geschmack am Außerordentlichen, Unregelmäßigen? Eine anmutige Wellenlinie des Gebirges gefällt, nicht weniger aber auch ein gewaltiger, aufragender Felsberg, eine weite Ebene. Die grünen Matten der Alpen mit ihren weidenden Viehherden thun dem Auge wohl, nicht weniger schön findet man die himmelhohe, schneebedeckte Steinwand des Gebirges daneben, auf der kein Gräslein gedeiht. Die geraden Linien, die gleichmäßigen Bewegungen der turnenden Knaben ziehen uns an, ebenso aber ein plötzliches Auseinander derselben. Neben dem Kasernenstil ist ein völlig stilloses Gebäude eine angenehme Abwechselung, auch Dissonanzen von Tönen können gefallen. Ganz einfach erklärt sich all das aus dem

Kontrast, den das Gefühl liebt, der aber die Regel nicht aufhebt, sondern bestätigt: die Einförmigkeit ermüdet, das Regellose erfrischt und erfreut, vielleicht in unbewußt assoziierten Gedanken an das Einheitliche.

Außerdem ist die Einheitlichkeit selbstverständlich nicht in dem Sinn als Formel zu pressen, daß sie den mannigfaltigen Merkmalen des Gegenstandes nur äußerlich aufgeklebt wäre, sondern sie muß seiner Natur angemessen sein, muß aus ihm förmlich herauswachsen, das Einheitliche ist das Charakteristische, das sich in allen mannigfaltigen Teilen des Objekts ausprägen soll: kleine Kellerfenster, die den Zutritt der warmen und kalten Luft im Sommer und Winter beschränken, gefallen, kleine Fenster an der Vorderseite eines stattlichen Gebäudes sind häßlich; die Gestalten der altdeutschen Maler vermöchte man nicht in die Bilder der Niederländer zu setzen; je an ihren Ort sind die Gestalten beider charakteristisch, schön. Eine andere ist die Schönheit des Mannes, eine andere des Weibes, eine andere des Kindes. Eine andere Schönheit ist die des Ackerfeldes, eine andere die des Hochgebirges, eine andere die des Meeres. Und eine andere wiederum die eines jeden Exemplars aller dieser Gattungen. Gerade die letzteren Beispiele zeigen, daß man die Schönheit nicht in die Angemessenheit des Gegenstandes, beziehungsweise seiner Form an den bloß inhaltlichen Zweck — das wäre Nützlichkeit — oder gar in die isolierte Verkörperung einer Idee zu setzen braucht. Das alles mag da sein, macht aber nicht die Schönheit aus. Zunächst tritt uns entgegen das Charakteristische, d. h. die folgerichtige Durchbildung der Form an dem bestimmten Stoffe, die Einheitlichkeit aller Momente zum reinen Totalbilde. Das Bild kann dabei nicht ohne einen Inhalt sein: als ästhetisches, anschauliches, konkretes ist es voller Inhalt, aber die Schönheit liegt nicht in erster Linie im Inhalte, sondern in den Formen, die ihm gegeben sind; sie lassen sich wohl nicht vom Inhalt trennen, sie sind von ihm erfüllt, sie geben ihm ein Gepräge, ja sie richten sich auch nach ihm: es ist eine gewisse gegenseitige Abhängigkeit vorhanden, aber rein theoretisch und auf die Schönheit angesehen gilt die Betrachtung den Formen: die Wahrheit dagegen gilt der Übereinstimmung des Inhalts, die Güte der Angemessenheit an den Zweck. Mehrere Schriftsteller können z. B. den gleichen Gegenstand inhaltlich gut, vielleicht mit den gleichen Ergebnissen und zugleich in schöner Form bearbeiten, sie werden aber nicht genau dieselben Worte gebrauchen, viel-

mehr jeder wird den ihm charakteristischen Stil, jeder seine eigentümlichen Ausführungen haben. Zwei Dichter behandeln denselben Stoff mit einer so befriedigenden Schönheit, daß man keinem den Preis vor dem andern zuerkennen möchte, wenn man nicht ohnedies von der Eigenart des einen mehr angezogen ist als von der des anderen. Woran liegt hier die Schönheit? offenbar in der Form, in welcher der gleiche Inhalt von jedem der beiden charakteristisch durchgeführt worden ist: Es giebt keine schöne Normalgestalt! Noch deutlicher wird das Formale der Schönheit, wenn wir annehmen, der eine von beiden habe den gleichen Stoff unschön gegeben: inhaltlich ist es dasselbe, das Unschöne liegt nur in der Form. In diesem formalen Sinne kann auch das Häßliche schön sein und darf der Realismus der Kunst sich jeden Gegenstandes bemächtigen, wenn er nur versteht, das Einheitliche in der Mannigfaltigkeit, das Charakteristische herauszustellen und alle Momente diesem Einheitsband unterzuordnen. Das ist ja überhaupt die Aufgabe der Kunst: nicht die Wirklichkeit in allen ihren Zügen sklavisch zu kopieren, sondern ein anschauliches, einheitliches Ganzes herauszuschälen; davon gilt dann: „und wo ihr's packt, das ist es interessant". Man kann da wohl von einer Beseelung der Natur, von einem Einfühlen in den groben Stoff der Wirklichkeit, von einer Symbolisierung der Materie reden, womit der Mensch sich selbst, sein Bewußtsein, sein Fühlen in die Natur, in den rohen Stoff hineinlege: gewiß das Ästhetische ist kein hirnloses Fühlen; je reicher der Vorstellungsinhalt, um so reicher auch das ästhetische Gefühl; aber daß etwas schön gefunden und schön gemacht wird, dieses ästhetische Fühlen und Schaffen liegt schließlich nicht an dem Inhalte, sondern an derselben formalen Einheitsfunktion des Bewußtseins, die sich in der Empfindung, Vorstellung, Phantasie offenbart und die hier die einheitliche Gestaltung, die charakteristische Ausprägung eines mannigfaltigen Inhalts erfühlt, selbstverständlich in der Einheit, die das Bewußtsein nach seiner Entwickelungsstufe erfühlen kann. Wenn die ästhetischen Ideale im Laufe der Zeiten sich ändern, so zeigt auch dies, daß sie nicht vom gleichbleibenden Stoff abhängen, sondern von der einheitlichen Ordnung, in die das fortschreitende Bewußtsein seine gleichem Inhalt geltenden Vorstellungen verschieden kleidet. — Damit ist die Schönheit auch am sichersten vom gemeinen Interesse losgelöst; ihr Gefühl in diesem Sinne interesseloses Wohlgefallen.

5. Die Kunst, in welcher der Mensch das Schöne pflegt und schafft, kann erst breiteren Boden gewinnen, wenn, wie hervorgehoben, die Kräfte nicht mehr der unmittelbaren Selbsterhaltung dienstbar sein müssen, in der freien Entfaltung, im freien Spiel der Kräfte, wie denn Schiller den Anfang aller Kunst im Spiele sieht, in welchem der Luxus der Kräfte freien Lauf hat. Das gilt von den gymnastischen Künsten, das gilt aber auch von denen der höheren Sinne, welche, je höher, ein um so reicheres Vorstellungsmaterial verlangen: Musik, bildende Künste und Poesie bilden hierin eine Stufenleiter: die äußeren Maßverhältnisse in der Tonkunst stellen an die Vorstellungsthätigkeit die geringsten Ansprüche; um so tiefer ist die erregende Wirkung auf das Gemüt, aber auch um so mannigfaltiger die Erklärung musikalischer Werke. Die bildenden Künste stellen in ihren Farben und Formen auf höheren Stufen individuelle Gestalten, historische Momente dar und bedürfen daher schon mehr einer geistigen Verarbeitung. Während nun die genannten Künste zunächst auf die Sinne von Ohr und Auge wirken, stellt die Poesie die wahrhaft geistige Kunst dar und wirkt unmittelbar auf die Vorstellungen, setzt sie in freiem Spiel in Bewegung und erregt dadurch die vielseitigsten, höchsten Gefühle, sie nährt die Gedanken- und Phantasiewelt und vermag das Charakteristische, insbesondere auch in der Entwickelung des Menschen anschaulicher herauszustellen als jede Kunst.

Zeigt sich das Schöne überhaupt in einem einheitlichen Spiel der freien Kräfte, so das Erhabene in einer so unendlichen Fülle von Sein und Kraft, insbesondere auf dem sittlichen Gebiete, daß sich das eigene Bewußtsein ihm gegenüber unendlich klein vorkommt und doch nicht vernichtet; denn um es fühlen zu können, muß es der Mensch in sein eigenes Wesen aufgenommen haben. Unlust an der eigenen Armut verbindet sich mit Lust an der Hoheit, der man sich verwandt fühlt. Indem das Tragische Furcht und Mitleid erregt, Mitleid mit dem unmittelbar vorliegenden Unglück, Furcht vor der schrecklichen Macht des Geschickes, den fluchhaften Folgen des Bösen, beugt es nieder und wirkt Unlust, aber die poetische, die immanente Gerechtigkeit, die in dem tragischen Konflikt und Ausgang ihre Notwendigkeit offenbart, spricht zugleich an und wirkt damit Lust, um so mehr, wenn sich die auftretenden Heldengestalten selbst über ihr Geschick sittlich erheben. Die größte Tragik der Weltgeschichte, das Geschick Jesu, übte und übt fortgehend

auch sittlich die größten Wirkungen aus, freilich indem in ihm mehr zum Ausdruck kommt als nur poetische Gerechtigkeit. Das **Komische** zeigt so ungewohnte, auffallende, plötzliche und daher durch Kontrastwirkung heitere Widersprüche in den Formen der Gegenstände und Verhältnisse — nicht in Beziehung auf inhaltliche Wahrheit oder Güte angesehen —, daß das Zwerchfell erschüttert wird. Um die Widersprüche zu fühlen, muß man freilich ein Bewußtsein, wenigstens eine dunkle Ahnung des regelrechten Verhältnisses haben; vorausgesetzt wird eine gewisse Ausbildung, eine gewisse Stufe der Entwickelung des Schönheitssinnes, die den Gegenstand frei beherrscht und daher auch überlegen belachen kann. Deshalb verändert sich mit den Zeiten wie das Schönheitsideal so auch der Begriff des Komischen, das eben mit dem ganzen Fühlen im Zusammenhang steht: die Witze früherer Zeiten können wir heute nicht mehr genießen. Deshalb ist auch der **Humor**, der ein Auge hat für das Große, aber auch seine Schwächen, und für das Kleine, aber auch seinen Wert, und beides mit Sympathie umfaßt, eine Weltbetrachtung von fortgeschrittener Erkenntnisstufe. Die Entwickelung dieses Sinnes veranschaulicht die Beobachtung: die Bauern lachen über den Hanswurst, der Pedant, der schon auf einer höheren Stufe zu stehen glaubt, lacht über die Bauern, der wahrhaft Gebildete über beide (**Ziegler** a. a. O.). — Der **Witz** ist allgemein anerkannt als eine Sache des Denkens („er hat Mutterwitz") und zwar als eine Vereinigung heterogener Vorstellungen (Kant) oder von Paaren, die legitim nicht zusammen kämen (Vischer): nicht das logische Denken ist die Ursache der Vereinigung, sondern das Gefühl der Lust, in freier Bethätigung des Geistes entfernte Vorstellungen so zu verknüpfen, daß Heiterkeit entsteht. Das leichtbeschwingte Hüpfen paßt daher auch nur zu gewissen Stimmungen. Im Unterschied von tieferem Sachwitz ist neuerdings der Wortwitz, der mit dem äußeren Klang spielt und weniger zu denken giebt, beliebter.

6. **Pädagogische Bemerkungen.** 1. Für ästhetische Würdigung, beziehungsweise Genießung ist eine eingehende, zerfasernde Besprechung und „**Kunstkritik**" nicht durchaus notwendig, so zweckmäßig es für die Entwicklung des ästhetischen Urteils überhaupt ist, auf die Schönheitsverhältnisse aufmerksam zu machen, ohne freilich in die Technik z. B. des Baustils, der Tonsetzung sich zu verlieren.

2. Schon die **Kinder haben Freude am Schönen**, was sich in ihrer Lust, sich zu schmücken, und in der Freude am Spiel offenbart.

Sie leben gern in ihrer Phantasiewelt schöner Träume und sind unermüdet thätig dafür, während sie umgekehrt für das objektiv sich darbietende Naturschöne noch kein Auge haben. Die frühe Pflege der Reizempfänglichkeit der Sinne steigert die letztere in einem Maße, die später kaum mehr erreicht wird, vergleiche die musikalischen Wunderkinder, aus denen allen doch keine Mozarts und Beethovens werden.

3. Indem in der Kunst überschüssige Kräfte zur Thätigkeit gelangen, wird deren Gebrauch überhaupt gesteigert, verbessert, veredelt, weil in den Dienst des Schönen gestellt, daher erlangt die Kunst auch einen sittlichen Wert.

4. Der Sinn für das Schöne der Kunst entwickelte sich vor dem für Naturschönheit, weil die Kunst als das eigene Werk dem Menschen vertrauter ist, die Natur aber ihm mehr oder weniger fremd, gleichgültig oder gar feindlich gegenübersteht. Erst seit Rousseau hat sich die Freude an der Natur entwickelt, sie kann bis zu einem gewissen Grade uninteressierte Sympathie genannt werden und ist daher eine höhere Entwicklungsstufe ästhetischen Fühlens.

Auf einem niederen Standpunkt interessiert nur das, was mit den praktischen Zwecken, mit den Interessen des Menschen in Beziehung steht, die Natur also nur, soweit sie ihm dienstbar ist. Daher ist eine schöne Gegend für den Bauern soviel wie eine fruchtbare; öde Heiden und steile Gebirge aufzusuchen erscheint ihm als wertloser Unsinn.

5. Das Wildromantische der erhabenen Gebirgsnatur oder des ungestümen, weiten Meeres zieht an durch den Kontrast gegen die überfeinerte Kultur der Stadt. Je mehr in der Stadt die Natur ertötet wird, um so ungehemmter entfaltet sich der Trieb nach ihr, zugleich in Zusammenhang mit gesundheitlichen Gründen. Der Zug zur Natur wird aber nicht allein durch den Widerwillen gegen die gesteigerte Kultur erzeugt, er setzt auch ein entwickeltes Gedanken- und Gefühlsleben voraus, dessen mannigfaltige Stimmungen sich in die Natur einzufühlen vermögen.

6. Indem das Gefühl des Erhabenen aus der Anschauung einer überwältigenden Fülle von Eindrücken hervorgeht, beugt es im peinlichen Gefühl der eigenen Kleinheit danieder: der Jehova des Alten Testaments, der durch sein einfaches Wort eine ganze Welt erschafft und sein Gesetz vom Berge herab unter Donner und Blitz verkündigt, beugt danieder. Indem aber die Erkenntnis fortschreitet und auch das Erhabene, Erstaunliche, in reichen, intellektuellen Gefühlen in sich aufnimmt, kann es mit einer gewissen Sympathie umfaßt werden: so das unendliche göttliche Erbarmen, das in Jesu offenbar geworden ist, die Sünde vernichtet und den Sünder zu sich emporhebt.

7. Das Lachen, das rein physisch entstehen kann, z. B. infolge von Kitzeln als Reflexbewegung oder beim Idioten („dem kleinen Kind im Körper eines großen Kindes“) als Ausdruck des Wohlbefindens ohne bestimmte Vorstellung, und sich selbst beim Affen nach guter Fütterung

findet, beruht auch als Gemütsbewegung oft auf Befriedigung der mehr niederen Instinkte der Selbsterhaltung und des Selbstgefühls: wenn der physische Gegner geworfen, wenn ein intellektueller Sieg durch einen guten oder schlechten Witz, eine gelungene Arbeit erfochten ist. Es giebt zwar auch ein Verlegenheitslachen, das aus dem Gefühl der eigenen Schwäche entspringt und sie nur verbergen soll, also eine Bestätigung der Regel ist, daß man eigentlich nur über den Schwächeren lacht. Gefährlich ist es, das Gelächter der Jugend zu erregen, nicht nur bringt man es schwer wieder zum Schweigen, stellt die Ruhe und Aufmerksamkeit nur mit Mühe wieder her, sondern leicht wird der Erzieher selbst zum Objekt des Lachens, nachdem er durch seinen Witz sich gewissermaßen mit dem Gegenstand identifiziert hat, und damit hat seine hoheitsvolle Autorität eine bedenkliche Schlappe erlitten. Das Gelächter ist stets gefährlich für Ansehen und Würde. Was nach irgendeiner Seite lächerlich ist, hat seine unbedingte Macht verloren; daher der Trieb, gerade an Autoritäten lächerliche Seiten zu finden; man macht sich damit innerlich von ihnen frei. Daher die Schnelligkeit, mit welcher in der Schule das Unbedeutendste lächerlich gefunden wird. Auch in der Geschichte der Völker ist die komische Poesie in einer Zeit aufgetreten, in der die Macht der Autoritäten brach und daher zum Gegenstand des Lachens gemacht wurde.

8. Wie das Lachen über sich selbst, so kann auch das Lachen über andere eine gewisse Sympathie in sich schließen und entwickelt sich damit zum Humor. Als Weltanschauung umfaßt er mit warmem Herzen alles Schmerzliche und Disharmonische in der Welt in dem festen Glauben an die Oberherrschaft einer doch guten, sittlichen Weltordnung, an den Triumph des Guten: jedem Pädagogen als Quelle steter Geduld unentbehrlich. Wie er am Erhabenen auch die schwachen Seiten sieht, so am Unbedeutenden auch das Wertvolle, Bleibende. Nicht aus dem beschränkten, eigensüchtigen Ich heraus beurteilt er die Welt, wie etwa der Spott und die Satire, sondern er tritt für das Vernünftige ein, wenn er das Unvernünftige überlegen geißelt. Vieles Lachen zeigt einen kleinen Geist, der die schweren Seiten des Lebens in ihrer Wucht nicht empfindet und nur auf das unter ihm Stehende herabsieht, ohne am Höheren hinaufzuschauen.

D. Die sittlichen Gefühle.

1. Die Sittlichkeit geht auf das Gute, wie das Erkennen auf das Wahre, das Ästhetische auf das Schöne. Die drei Ideen des Guten, Wahren, Schönen sind miteinander verwandt, insofern sie sich auf die Dinge nicht in ihrer flachen Äußerlichkeit beziehen, sondern in

ihrem wesenhaften Sein, im sinnvollen Zusammenhang ihrer Merkmale. Vermöge dieser drei Ideen nehmen wir die Gegenstände nicht einfach hin, wie sie sind, sondern wir legen an sie den Maßstab einer Norm, einer unverbrüchlichen Regel an, wir unterwerfen Wollen und Handeln, Erkennen und Urteilen, Formen und Gestalten einem höheren Gesetze und Ziel. Während aber die Norm des Schönen von uns auch auf die Welt um uns her angewendet wird und mehr auf das Äußere geht, unterwerfen wir der Kategorie des Wahren und Guten ausschließlich den Menschen, sein theoretisches Erkennen und sein praktisches Verhalten. Die letztere Beurteilung unterscheidet sich wieder darin, daß das Denken eine ruhige, objektive Betrachtung der Dinge darstellt, das praktische Verhalten aber als eine Sache des innersten Menschen, der ganzen Persönlichkeit angesehen wird. Wenn dem Griechen Schönes und Gutes zusammenfiel (schon in dem Worte Kalokagathia), so war dies eine Veräußerlichung des wahrhaft Guten, in welchem sich der Zentralpunkt der Seele offenbaren soll: im Erkennen und ästhetischen Urteil kann ich mir mit verhältnismäßiger Leichtigkeit die Leistungen anderer aneignen und aus ihrem Fortschritt Gewinn ziehen, in der Sittlichkeit ist der Prozeß der Nachahmung, des Besser- und Edlerwerdens ein ungleich langsamerer; hier handelt es sich nicht bloß um ein Lernen, sondern um ein Werden, nicht bloß um ein Urteilen, sondern um ein Sein; hier steht die ganze Persönlichkeit in Frage.

Allerdings steht hierin das Schöne dem Guten wiederum näher, insofern die Beurteilung des Schönen, das Gefallen oder Mißfallen, eine Sache zugleich des subjektiven Gefühls ist, also immerhin eine eigentümliche ästhetische Entwickelung voraussetzt. Aber es war gewiß grundverfehlt, auch das sittliche Urteil und Handeln von Billigung und Mißbilligung abhängig zu machen, also teilweise auf den Sandgrund wechselnder subjektiver Gefühle zu gründen. Wir können den viel darum geschmähten Kant wohl verstehen, wenn er den kategorischen Imperativ der Pflicht in seiner erhabenen, unantastbaren Hoheit der sinnlichen Neigung entgegenstellte, der nun einmal das sittliche Handeln in wirklich rigoroser Weise oft entgegenarbeiten muß.

2. Aber läßt sich denn wirklich handeln, ohne ein Interesse an dem Erfolg zu nehmen, ohne ein Wohlgefallen an ihm zu haben? Wäre wirklich jedes solche Gefühl verwerflich? Wir wissen, wir sind

gar nie ohne Gefühl, können also auch nicht sittlich handeln, ohne das zu fühlen, ja sogar ohne es angenehm zu fühlen; denn mag auch das Sittliche uns manchmal schwere Opfer auferlegen und saure Selbstentsagung kosten, als das Rechte und Gute muß es uns doch auch wohlgefallen, und wie oft uns auch das Pflichtgemäße seine rauhe Härte zur Empfindung bringt, im Grunde und schließlich muß die Freude am Guten den Sieg davon tragen. Ganz ohne Eudämonie (griech. eudaimonia = Glück) geht es also bei der Sittlichkeit nicht ab. Eine oberflächliche Betrachtung hat daraus den Schluß gezogen, alle sogenannte Sittlichkeit sei eigentlich nichts weiter als ein Streben nach Glück, nackte oder verdeckte, bewußte oder unbewußte Selbstsucht; auch Wohlthätigkeit, gemeinnützige Arbeit, Aufopferung für das Vaterland, Liebe zu Gott und zum Nächsten, Trachten nach dem Himmel entspringe nur aus dem Triebe, glücklich zu werden. Auch das Christentum mit seiner Lehre von der jenseitigen Seligkeit mache das eigene Glück zur Triebfeder des guten Handelns. Eine Reihe von Moralsystemen identifizierten neuerdings das Sittliche mit dem Angenehmen und Nützlichen (lat. utile = das Nützliche, daher Utilitarismus) und leiteten auch die Pflichten gegen die Gesellschaft und den Staat aus dem wohlverstandenen eigenen Interesse ab; denn wer das Ganze fördere, schaffe auch seinen eigenen Nutzen; aus der gehobenen Gesellschaft ströme auch dem Einzelnen das größere Glück zu: im ganzen die englische und sozialdemokratische Moral.

Wir haben hier eine großartige Verirrung des moralischen Gefühls, einen Unterbau der Sittlichkeit, der ihr geradezu Hohn spricht: wer wirklich seinen eigenen Nutzen, sein Glück, sein Gefühlsinteresse über alles stellt, kümmert sich nur so viel um die Gesellschaft, als sie ihm greifbar vergütet. Der Egoist muß als solcher das Interesse des Ganzen verleugnen, wo er Opfer zu bringen hat; die Folge ist die völlige Auflösung der Gesellschaft, die Anarchie, in welcher der Stärkere den Sieg davonträgt und den Schwachen mit Füßen tritt, also die Rückkehr zu der Barbarei früherer Jahrtausende. Solche Philosophie war einem flach realistischen, positivistischen Zeitalter vorbehalten, dessen Gesichtskreis von dem unmittelbar Gegebenen, von dem sinnlich Greifbaren umschränkt wird, dessen Fortschritte auf dem Gebiete des Nützlichen auch die Moral zum Knechtsdienst des Interesses erniedrigen.

Lostrennen freilich können wir — und das ist die bleibende Errungenschaft der Psychologie gegenüber Kant — das Gefühl der Lust,

die Neigung vom Guten nimmermehr. Schillers schalkhafter Humor formulierte hübsch:

„Gerne dien' ich den Freunden; doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin."

Der sittliche Trieb bleibt abhängig von dem eudämonistischen, und auch das Christentum braucht sich nicht zu schämen, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Aber ist nicht dasselbe der Fall auch beim Erkenntnistrieb? Ist nicht die Lust, das Interesse eine Sprungfeder auch der geringsten Sinnesempfindung, der Aufmerksamkeit, des Nachdenkens? Kennt der Forscher eine höhere, reinere Freude, als die Wahrheit zu entdecken? Und doch wird niemand behaupten, das Erkennen sei einfach die Folge der Selbstsucht. Was aber dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Wie das Denken als eine selbständige Funktion der Seele betrachtet wird, ebenso gut darf auch das Wollen und Handeln eine ihm eigentümliche Beurteilung verlangen. Und wie das Denken seine Normen hat, nach denen es allerdings nicht immer verläuft, so wird auch das Handeln seine Normen haben, ob es sich gleich nach ihnen nicht immer richtet. Das wirkliche Denken geht oft irre, das wirkliche Handeln ist oft egoistisch. Damit ist aber ein unbedingtes Soll, ein unverbrüchliches höheres Gesetz für beide nicht ausgeschlossen. Denken und Handeln geschieht mit Neigung, aber muß diese notwendig auf das zufällig, persönlich Selbstische gehen? Es kann so sein und wird oft so sein. Aber die gereinigte, entwickelte, höhere Lust wird dem Allgemeinen, Bleibenden, Überpersönlichen gelten müssen, der Wahrheit an sich, dem Guten an sich. Damit ist wohl vereinbar, daß beide, die Erkenntnis und die Sittlichkeit und damit auch das sie begleitende Gefühl ein Wandeln und Wachsen, ein Werden und Fortschreiten durchmachen.

Und was die Hauptsache ist: das eigene Glück ist weder das eigentliche Ziel noch die Triebfeder der wahrhaften Sittlichkeit. Das wirkliche sittliche Handeln zielt nicht auf selbstischen Genuß, es ist als solches ein Bewegen der Kräfte auf ein objektives Gut, auf Entfalten der Kräfte zum Leben (= geistigen, wahren Leben), im höchsten Sinn auf das ewige Leben, auf das bleibende Reich Gottes, auf ein heiliges, mit Gott verbundenes Sein, das allerdings zugleich die Seligkeit in sich schließt*). Es ist aber gar nicht anders möglich, als daß alles Erleben und vollends das höchste Erleben, die Erreichung des Endziels unseres Strebens seinen

*) Wundt: Man ißt zunächst, um zu leben, nicht um zu genießen.

Reflex im Gefühl findet, beziehungsweise im höchsten, reinsten Genusse. Trotzdem behält aber das Sittliche seinen Zweck in sich selber, statt wie in der Nützlichkeitsmoral anderen, ihm fremden Zwecken untergeordnet zu werden, und die mit ihm verbundene Lust der Befriedigung ist nur der selbstverständliche Gefühlsausdruck für das Erlangen des Zwecks. Motiv des echt sittlichen Strebens ist also nicht der subjektive Endgenuß, was gleichbedeutend mit barer Eudämonie wäre, das sittliche Gefühl gilt dem sittlichen Streben als solchem und seinen objektiven Gütern, wie das intellektuelle Gefühl den Objekten des Denkens und deren Ergreifung in der Wahrheit. Freilich so verschieden das höchste Gut, das Ziel menschlichen Strebens, im Laufe der geschichtlichen Entwickelung erfaßt und formuliert wurde, so mannigfaltig gestaltet sich auch das sittliche Gefühl, und wir dürfen nicht meinen, es schon am Anfang auf seiner Höhe angelangt zu sehen. Ja, wie hoch auch Erkenntnis und Gefühl des Sittlichen fortgeschritten sein mögen, der Einzelne tritt wohl im ganzen in das Erbe der Väter ein, aber frühere Geschlechter können ihm die eigene sittliche Entwickelung nicht ersparen, jeder einzelne muß gewissermaßen von vorn anfangen und das Gute sich selbst erringen. Es gilt hier ganz besonders das Dichterwort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

3. Die sittlichen Gefühle, welche im Wollen und Handeln ihren Ausdruck finden, gelten auf dem Naturboden in der Kindheit zunächst der Selbsterhaltung: was das Kind fassen kann, ergreift es; Essen und Trinken sind seine Hauptbedürfnisse. Was Lust oder Unlust in dieser Hinsicht erregt, wird geliebt oder verabscheut. Der natürliche Instinkt zur Selbsterhaltung entwickelt sich weiter zu dem der Selbstbehauptung gegenüber allem andern und spiegelt sich je nach Förderung oder Hemmung im Gefühle der Macht oder Unmacht; weiter zur Selbstentfaltung, zur Übung aller Kräfte und Funktionen, zu gesunder, normaler Ausübung aller Fähigkeiten, worunter vor allem des Erkennens als einer höchsten Funktion. Damit ist die Entwickelung des anfänglich mehr physischen Daseins zu einem geistigen, der Fortschritt zur Humanität (lat. homo = Mensch) gegeben. Aber wie ist Humanität, welche die Behandlung anderer als Menschen, als Gleichberechtigter einschließt, denkbar in einem Wesen, das von Anfang an

nur auf die Erhaltung und Sicherung der eigenen Existenz bedacht ist, wie kann sich die Lust am eigenen Wohlergehen ausweiten zur Freude an dem anderer?

Die individuelle Evolutionstheorie der englischen Psychologie suchte die sympathischen Gefühle natürlich zu erklären und wies auf die Thatsache des Zusammenlebens, der gemeinsamen Verhältnisse, Interessen mit anderen hin, welche bewirken, daß wir uns mit ihnen eins fühlen und zur Sympathie mit Familie, Stand, Nation, Menschheit, Natur, auch zur intellektualen Liebe zu Gott gelangen. Wegen der Schwierigkeit, im Einzelindividuum allein eine solche weitreichende Umbildung der selbstischen Gefühle anzunehmen, ja den Instinkt, mit seinesgleichen zu fühlen, erst werden zu lassen, nahm die neuere Darwinsche Richtung (Spencer, Höffding) die sittliche Arbeit und Vererbung des ganzen Geschlechts zuhilfe: indem das Ich aus dem mütterlichen Organismus hervorgeht, erweitert es sich buchstäblich zu zweien und legt damit einen rein natürlichen Grund zu notwendiger Entwickelung von physisch-psychischer Sympathie, deren primitive Stadien sich beim Tiere in weitgehender unbewußter Fürsorge, schon für die künftigen Jungen, ja bei manchen Insekten sogar für den Schutz der dem Ei erst später entschlüpfenden Larven offenbaren. Die Mutterliebe ist das erste, kräftigste sympathische Gefühl und die Grundlage aller weiteren Form von Sympathie in Familie und Gesellschaft; zu ihr tritt die väterliche Sympathie, wenn die Ehe festere Gestalt gewinnt. — Auch das geschlechtliche Liebesgefühl ist eine natürliche und notwendige Grundlage sympathischer Gefühle. denn erst Mann und Weib zusammen bilden die *eine* Gattung, und an die individuelle Wahl, welche durch Schönheit und andere Eigenschaften beeinflußt wird, knüpfen sich die Gefühle der Freude, der innigen Hingabe, der Treue, und erheben damit das rein sinnliche Gefühl auf eine höhere Stufe geistiger Verbindung. Die nach und nach erworbenen Fähigkeiten werden nach dem Gesetz der Vererbung ein Kapital, mit dem die späteren Generationen wuchern können. Als Gegensatz zur Sympathie entwickeln sich Hand in Hand mit ihr die Gefühle von Zorn und Haß, Neid und Bosheit; doch vermögen sie als etwas eigentlich Widernatürliches nicht so tiefe Wurzeln zu fassen, sie werden von einer gesunden Entwickelung immer wieder ausgestoßen. — *Mitleid* und *Mitfreude*, die beiden Hauptformen der Sympathie, haben hiernach, um Weiteres anzuknüpfen, einen selbstischen Ursprung: der

Schmerz nimmt die Hilfe, die Thätigkeit in Anspruch und erhöht das Kraft- und Selbstgefühl, auch wohl die Freude, nicht im Leid zu sein; insofern ist das Mitleid schneller zur Hand als die Mitfreude, die nichts dazu thun kann, passiv bleiben soll und selbst nichts davon hat, daher leicht in Neid übergeht. — Die Scham wächst hervor aus der selbstischen Scheu, sich vor andern eine Blöße zu geben, zunächst geschlechtlich. Mit der Ehre wahrt man eifersüchtig seine soziale, seine Standesstellung. Auch der Stolz legt Wert auf das Urteil anderer, der Hochmut hat es gar nicht nötig, so durchdrungen ist er von seiner hohen Bedeutung. Der Eitle will allen und mit allem gefallen.

Im Unterschied von dem Egoismus nennt man den Sympathismus als die Folge des Hervorwachsens eines Du (lat. = tu) aus dem Ich, eines anderen (lat. = alter) aus dem einen: Tuismus oder Altruismus.

Das natürliche Liebesgefühl sucht nun auf alle, auch andere höhere als die eigentliche, geschlechtliche Weise Befriedigung, es wird zum idealen Eros Platos, den es nicht bloß zu sinnlicher Liebe, sondern zu allen höheren Gütern hinzieht, die dem Menschen begehrenswert erscheinen können, zu Wissen, Macht und Ehre. In der „himmlischen Jungfrau" hat die Sympathie des Andächtigen beides zum Gegenstand, das Sinnliche und Übersinnliche. Das entspricht dem Bedürfnis des auf sinnlichem Grunde erwachsenen Liebesgefühls, einen anschaulichen Gegenstand der Sympathie zu haben, wie denn das religiöse Gefühl in keiner Konfession, selbst nicht in der reformierten (Kruzifixus) des anschaulichen Symbols entraten kann. Zur höchsten Stufe der Selbstlosigkeit gelangt die Sympathie, wenn sie darauf verzichten kann, ihren Gegenstand sinnlich gegenwärtig und für sich zu haben, wenn sie nichts begehrt als sein Wohl, seine Erhöhung und darin glücklich ist. Ja sie darf glücklich sein: „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler" (Matth. 6, 16). Und wenn der Mensch auch in diesem Fall Lust empfindet, so ist es freilich seine eigene, denn eine andere kann er gar nicht haben; aber er giebt sich nicht hin, um zum rechten Selbstgenuß zu gelangen; man darf von uninteressierter Sympathie in dem Sinn reden, daß er nichts eigentlich für sich will, daß er sich selbst verleugnet, daß er nur für andere wirkt und zurücktritt, wenn er glaubt, andere machen es besser denn er, und sich noch darüber freut. Das ist die Selbstverleugnung Johannes des Täufers („er muß wachsen,

ich aber muß abnehmen" Joh. 3, 30), vor allem Jesu selbst (er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz", Phil. 2, 8).

4. Wir haben dem Naturalismus das Wort gelassen für die Entwickelung der sittlichen Gefühle vom Instinkt der Selbsterhaltung bis zur reinsten Selbstlosigkeit, eine Entwickelung voll Scharfsinn und Einheitlichkeit, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Aber wir haben doch einige Bedenken. Die Sympathie der Mutter zu ihrem Kinde als einem Teile ihres eigenen Wesens wächst allerdings förmlich aus der Selbsterhaltung heraus, allein muß sie sich nicht aus eben diesem natürlichen Grunde um so mehr abschwächen, je mehr das Kind mit den Jahren ein selbständiges Wesen, eine der Mutter gegenübertretende mündige Person wird, die selbst aus ihrer Obhut entlassen werden will? Wir brauchen nicht auf die Tierwelt zu verweisen, wir dürfen nur an die Mütter erinnern, die, wenn von natürlichen Instinkten der Selbsterhaltung bewegt, ihre erwachsenen Kinder recht gern für sich selbst sorgen lassen. Auch müßte sich die Sympathie notwendig auf die Kinder vererben, die ein Teil des Organismus der Mutter waren und außerdem so viele Beweise der Sympathie empfingen. Aber wir finden hier ein recht ungleiches Verhältnis; gemeiniglich sind die Kinder froh, wenn sie der Fürsorge für die alten gebrechlichen Eltern enthoben sind. Mit der Vererbung ist es also eine recht unsichere Sache. Noch mehr aber schwebt die väterliche Sympathie in der Luft, auch die eheliche, wenn die sinnlicheren Gefühle mit der Zeit zur Ruhe kommen; vollends aber der Übergang von der sinnlichen Sympathie zur selbstlosen, das sittlich-soziale Gefühl bleibt unerklärt.

Es dürfte unmöglich sein, die ethischen Gefühle auf die Sinnlichkeit, auf das rein Natürliche, Instinktive zu gründen, das als solches, als die Naturbasis des Einzelnen zufällig, selbstisch, selbstsüchtig ist; dem Menschen nur als Geschlecht gilt: homo animal natura sociale. Eher möchte es angehen, daran zu erinnern, daß wir das, worüber wir nachdenken, womit wir umgehen, womit wir uns beschäftigen, nach und nach liebgewinnen: was wir öfter sehen oder hören, das Buch, das wir fleißig lesen, die Menschen, die um uns sind, auch die Tiere und Pflanzen, ja auch die leblosen Gegenstände werden uns so gewohnt, daß

wir sie ungern vermissen. Das Kind hat seine Spielsachen so lieb als seine Eltern. Menschen, die einander nicht leiden mögen, können sich durch den Umgang vertraut werden. Die Liebe kommt oft von selbst in der Ehe. Die Gemeinde, in der wir sind, das Land, in dem wir leben, werden uns teuer. Umgekehrt ist die Liebe zu anderen Gemeinden und Nationen doch eine recht theoretische. Kurz unsere Sympathieen beruhen auf der Gewohnheit des Umganges, sie sind damit allerdings auch auf etwas Sinnliches begründet, denn anderes ist nun einmal für uns physisch-psychische Wesen nicht möglich, aber nicht auf die Naturinstinkte, sondern auf die Sinnesempfindung, also etwas zugleich Intellektuelles. Und dadurch wird uns das Sympathische begreiflich: wir nehmen die Welt, die in unsern Gesichtskreis kommt, auf, in unser Denken, sie wird ein Bestandteil unseres eigenen Wesens; je länger, je mehr, und je länger, je lieber. Die Welt wird eine Welt in uns, unser Selbst wirkt sich aus, und wir fühlen uns selbst nur als einen Teil der Welt, die unser Geist umspannt, als ein Glied eines großen Ganzen. Die Opfer, die wir für andere bringen, bringen wir gewissermaßen für einen Teil unseres Selbsts; denn das innigste Band der Gemeinschaft des Fühlens verbindet uns mit allem, was in Form von Gedanke und Gefühl und thätigem Zusammenleben unser Eigentum geworden ist. Das eben ist der tiefste Grund dieser Sympathie, daß bei allem, was wir denken, reden, thun, wo wir auch sind und leben, unser Gefühl beteiligt ist, und weil es ein Zusammen und wo es ein längeres Zusammen ist, ergiebt sich ein Mitfühlen.

Aber wir wagen nicht, hierauf allein die Sittlichkeit zu gründen. Das Zusammensein mit anderen bildet zwar ein Gegengewicht gegen die Selbstsucht, aber gewöhnlich ist man doch nur mit seinesgleichen zusammen, mit Standesgenossen, Konfession, Nation; mit ihnen würde dann das Sittliche aufhören, wie wir an der Verachtung sehen, mit der Griechen auf die Barbaren herabschauten, an der Skrupellosigkeit, mit der auch die sittlich Hochstehenden die Sklaven knechteten, an der unwürdigen Stellung des Weibes in ihrer eigenen Mitte. Gerade die letztere zeigt uns auch, neben vielen anderen sehr dunklen Schattenseiten auf geschlechtlichem Gebiete, daß das bloße Zusammen mit der Welt um uns her wohl bis zu einem gewissen Grade Sympathien erzeugen, aber über die Sinnlichkeit, über das bloß Natürliche, über die schlechten Gewohnheiten von Zeit und Volk nimmermehr erheben kann zur

reinen Sittlichkeit. Durch die Sittlichkeit soll doch die Natur beherrscht und verklärt werden, das Individuelle zum Überindividuellen sich erheben. Vermögen aber wir Individuen dies? Es liegt im Wort und Begriff, daß es uns unmöglich ist. Wir bedürfen also einer höheren, befreienden, erlösenden Macht. Wir brauchen sie nicht erst zu suchen, sie ist erschienen und hat sich bewährt in der Erneuerung der alten Welt. In Jesu schauen wir die unvergleichlich sittliche Größe und sittliche Macht an, in dem Reiche, das er gegründet hat, lernen wir durch seinen Geist die selbstlose Liebe.

5. Pädagogische Bemerkungen. 1. Der Mensch ist von Natur ein Egoist: er will sein Dasein ausbreiten, behaupten, genießen. Er will sich zum Mittelpunkt der Welt machen, nach dem sich alle anderen richten sollen. Nicht früh genug kann ihm zu Bewußtsein gebracht werden, daß noch andere außer ihm da sind. Geschieht dies nicht in der Jugend, so entwickelt sich eine maßlose Selbstsucht, die ihre Zwecke nie erreichen kann und daher nur unzufrieden, unglücklich macht oder gar zur Auflehnung gegen Verhältnisse und Personen führt, und zwar gerade gegen die nächsten Angehörigen, welche und weil sie in thörichter Liebe stets alle Ansprüche erfüllt haben. — In der Erziehung zeigt sich, daß augenblickliches Nachgeben gegenüber dem sympathischen Triebe schädlich sein kann. Eine weiterschauende Überlegung wird das dauerhafte Glück im Auge haben.

2. Wie das ungehemmte Lebensgefühl, so kann auch das Liebesgefühl zu schweren Verwicklungen führen. Seine ersten Regungen gehen von Veränderungen im Organismus aus und offenbaren sich in neuen, unerklärlichen Empfindungen, in dunklen Ahnungen, die das Individuum über sich selbst hinaus treiben. Um eine grobsinnliche Entladung des dunklen Drangs zu verhüten, wird eine weise Erziehung abzuleiten suchen und den Unmündigen selbst mit Liebe umfassen und mit Freundschaft beglücken. Unterdrücken läßt sich der sympathische Drang nicht, dessen Naturnotwendigkeit Platos Symposion mit dem bekannten Mythus so schön darstellt: weil die Götter den Menschen geteilt haben, gehen die beiden Hälften sehnsüchtig umher und suchen einander auf. Das Bedürfnis, sich anzuschließen und hinzugeben, macht sich unwiderstehlich geltend. Es ist daher darauf Bedacht zu nehmen, es nun auch in zweckmäßiger Weise zu befriedigen.

Heilsam kann es auch nur wirken, wenn es der kritischen Zeit des Übergangs von der Kindheit in die Jugend, welche das Individuum über sich selbst, über seine Sonderexistenz hinaus führt, gelingt, Gedanken und Phantasie, die in so lebhafte Bewegung geraten, auf wertvolle, reine Stoffe zu richten und die Keime der Liebe zu Gott, Vaterland, Tugend,

Weiheit tief zu legen und wohl zu pflegen. — Je weniger von Natur der Trieb der kindlichen Pflichten gegen die Eltern eingepflanzt ist, je seltener überhaupt Dankbarkeit gegen Wohlthäter ist, um so entschiedener hat die Erziehung diese sittlichen Gefühle zu pflegen.

3. Wenn wir in allen Religionen sehen, wie tief das Bedürfnis nach Symbolen in der menschlichen Natur wurzelt, so ist es insbesondere nötig, den Religionsunterricht möglichst wenig systematisch-dogmatisch zu geben, sondern an der Hand der biblischen Geschichte, der Geschichte des Reiches Gottes und seiner großen Gestalten anschaulich darzubieten.

4. Um mit anderen zu fühlen, muß man selbst schon erfahren haben, was Schmerz und Lust sind. Kinder haben in dieser Hinsicht noch weniger Erfahrung, größeren Egoismus, auch urwüchsigere Nerven, wie ähnlich die Wilden, und daher weniger Mitgefühl. Selbstlose Menschenliebe setzt eben einen hohen Grad von sittlicher Bildung voraus. Die Pflege der Sympathie hat das eigene Bewußtsein wenigstens in der Phantasie an die Stelle anderer zu setzen, dies um so eifriger, da die Verschiedenheit von Stand, Glauben, Volk, Sprache so große Hindernisse bereitet, insbesondere bei der heutigen schärferen Betonung der Gegensätze der Stände und Nationen. — Die geschichtliche Entwicklung zeigt glänzend den Sieg der Sympathie über den individuellen (Despoten-) Familien-, Nation-, Konfessionsegoismus.

5. Gefühlige Naturen gefallen sich in Gefühlsergüssen und Betrachtungen über die Gefühlseindrücke; ihnen liegt also weniger an dem unmittelbaren naiven Gefühl als vielmehr an dem eigenen lieben Ich, das so schön fühlt. Das ist moderne Sentimentalität mit raffinierter Reflektiertheit des Gefühlslebens, mit egoistischem Kokettieren mit sich selbst, an dem man sich genügen läßt, ohne Hand noch Fuß zu rühren für den etwa dessen sehr bedürftigen Gegenstand der Sympathie. — Einen Mangel an Gefühl zeigen gewöhnlich die Tagesblätter mit ihrer rein sachlichen, breiten Schilderung und Zusammentragung von allerlei Leidensgeschichten, wodurch das Gefühl abgestoßen und abgestumpft wird.

E. Die religiösen Gefühle.

1. Schleiermacher wird recht behalten, wenn er die Religion wesentlich für eine Sache des Gefühls erklärt. Denn käme es in ihr in erster Linie auf das Denken und Wissen oder Wollen und Thun an, dann wäre auch der Gescheiteste und Gelehrteste, der Thatkräftigste und Erfolgreichste der religiöseste Mensch. Das aber wird niemand be-

haupten wollen. Der Intellektualismus, der die Religion in vernünftige oder begrifflich dogmatische Formeln setzt, der Moralismus, der sie nur als das Mittel für einen tugendhaften Wandel ansieht, dürfte für immer überwunden sein.

Religion ist ein Verhältnis zur Gottheit, was freilich ohne ein Denken und ohne eine eigentliche sittliche Stellung nicht im rechten Sinne möglich ist, aber zunächst und hauptsächlich in Form des Gefühls. In ihren niederen Formen ist sie ein Gefühl der Furcht vor den gewaltigen Mächten, welche in der Natur das Leben zerstören und das eigene Glück des Menschen vernichten. Die Güter des Lebens werden als selbstverständlich hingenommen, wie denn z. B. die Sprache der Grönländer kein Wort für Dankbarkeit hat. Aber Schmerzen und Unglück regen das Gemüt auf. Nicht den guten Mächten wird in erster Linie gehuldigt, sondern den bösen, feindseligen geopfert, um sie freundlicher zu stimmen. Weiter entwickeln sich im Anschauen des wunderbaren Lebens in der Natur, der Macht der Sonne, der Größe, Pracht und Ordnung der Sternenwelt Ehrfurcht und Bewunderung; dem Menschen geht die Ahnung eines unendlichen Lebens auf, das von einem allmächtigen, allweisen, allgütigen Wesen geschaffen und getragen ist, gegenüber dem er selbst um so kleiner, unbedeutender, endlicher erscheint. Wem mitten im endlichen, beschränkten Dasein das Gefühl der Unendlichkeit aufgeht, von dem er umfaßt, von dem er getragen ist, der steht an der göttlichen Quelle der Religion. Gegenüber der absoluten Gottheit hat er das Gefühl absoluter, schlechthiniger Abhängigkeit und auch keines anderen als der völligen Abhängigkeit. Wer sich aber von der Allweisheit und Allgüte völlig getragen weiß, fühlt sich zugleich umschlossen von ihrer Fürsorge („mich hast du auf Adlersflügeln oft getragen väterlich“); das Gefühl der Abhängigkeit schließt auch das des zuversichtlichen Vertrauens ein. Die völlige Abhängigkeit von der allmächtigen Gottheit verbürgt zugleich eine gewisse Unabhängigkeit von der Welt, einen allmächtigen Schutz gegen alle ihre Hemmungen, insbesondere gegen die Hemmungen der Sünde in der Vergebung und in der Kraft zu ihrer Überwindung; das religiöse Gefühl zeigt sich in den verschiedensten Stufen: von einem fast nur kosmischen auf der einen bis zu einem tief ethischen auf der anderen Seite; denn schlechthinnige Abhängigkeit, d. h. Nichtigkeit, ertötet allen Egoismus.

2. Die Religion nimmt mancherlei Formen an. Als religiöses ist das Gefühl in Gefahr, einer ungesunden, dunklen, verschwommenen Mystik zu verfallen mit ihrem thatlosen, schwärmerischen Quietismus und allen ihren phantastischen, sinnlichen Auswüchsen; denn was das Gefühl des Menschen so mächtig erregt wie die Religion, läßt auch die sinnliche Sphäre nicht unberührt. Daher ist die positive Religion um so höher zu schätzen, je reinere Vorstellungen sie von Gott und dem Verhalten des Menschen zu ihm pflegt und je sittlicher sie gerichtet ist, mit anderen Worten je mehr sie sich aus bloßer Naturmystik zu teleologischer Höhe erhebt, je klarere sittliche Ziele und Zwecke sie dem Menschen setzt. Eine sogenannte natürliche Religion, die die Glaubenssätze aus allgemeiner Vernunft ableiten würde, kann es schon deshalb nicht geben, weil die Religion Sache des Gefühls, also persönlichen Erlebens ist, mithin auf Offenbarung sich gründen muß. Allgemeine Religion ist unmöglich, sie ist immer individuell, konfessionell gefärbt.

Als Gefühlssache gewinnt die Religion in Anlehnung an die Sinnesempfindungen gern eine ästhetische Färbung, so im Kulturmenschen, der die Schönheit des Sternenhimmels, die Pracht einer südlichen Flora, die gigantische Größe der Gebirgswelt, die Glut Afrikas oder die Majestät der Regionen des ewigen Eises empfindet. In der Versenkung in die Natur „vergottet" man sie; man meint der Gottheit näher zu kommen und ihr ins Herz zu sehen.

Von der Vagheit solcher Naturmystik wenden sich intellektuellere Naturen ab und prägen sich ihre Religion in klareren Gedanken und Begriffen aus; sie erheben den Anspruch, mit ihr alle Rätsel des Daseins aus dem Grunde zu lösen. Die christliche Religion vereinigt die verschiedenen Ansprüche des Gefühls, Intellekts und der Moral. Sie kam aber auch in Gefahr, das Gefühl zu verkürzen: in der scientivischen Richtung mittelalterlicher und neuzeitlicher Scholastik, entgegen den lebensvollen, religiös-poetischen Anschauungen der Bibel. Freilich gerade mit Rücksicht auf den Buchstaben der Bibel hat die evangelische Kirche als Kirche des Wortes bis herein in die neueste Zeit des Rationalismus mit seinem Kultus der Vernunft häufig die Religion einseitig intellektuell gewendet. Ein wohlthätiges Ferment auch gegen die Orthodoxie war der Pietismus mit seiner Pflege herzlicher, lebendiger Frömmigkeit, mit seiner Rückkehr zu den positiven biblischen

Grundlagen, auf die man nun heute wieder sich auch wissenschaftlich mehr besinnt.

Wenn der Meister einseitigen Denkens, Hegel, das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit ein hündisches nannte, so vergaß er, daß gerade die Schlechthinigkeit eine endliche Bedingtheit ausschließt und auf ein Unendliches zurückweist, nach dem der endliche Mensch sich sehnt, von dem er Teilnahme, Trost, Hilfe, Rettung in seiner Not zu erlangen hofft. Die Religion ist in dieser Hinsicht eine praktische Angelegenheit des Menschen und ist dem abhängigen, machtlosen Menschen ein wohl berechtigtes Mittel zur Stärkung seiner Existenz, oder wenn man einen trivialen Ausdruck gebrauchen will, zur Stärkung im Kampfe ums Dasein. Der Egoismus, den Feuerbach der Religion zum Vorwurf machte, hat sich freilich oft genug selbst in der Geschichte der christlichen Konfessionen gezeigt, aber an sich ist es für die Religion ganz und gar nicht erniedrigend und nicht gemeiner Egoismus zu schelten, sie als hervorragende von Gott verliehene Gabe zur Stärkung des menschlichen Lebens, als Waffe der Selbsterhaltung gegenüber allen Hemmnissen der Welt und als Quelle der Selbstbereicherung hinsichtlich der höchsten geistigen Güter anzusehen. Auch das Christentum zielt auf Erhaltung und Vollendung der menschlichen Persönlichkeit, mit der eine Befriedigung aller wesentlichen Lebensinteressen, der intellektuellen sittlichen und der ästhetischen gegeben ist, mit dem Accidenz der persönlichen Seligkeit, eines berechtigten eudämonistischen Momentes. Demgemäß geht der religiöse Glaube zunächst nicht auf eine adäquate Erkenntnis, sondern auf eine den gedachten Zwecken entsprechende Beurteilung der Dinge, auf eine die praktischen Zwecke des Menschen befriedigende und darin zugleich beglückende Deutung des Laufes der Welt. Der Mensch fühlt religiös, wenn er auf die Grenzen seines physischen und moralischen Könnens stößt und sich durch das Ideal vollkommenen und dabei glückseligen Lebens aufrecht erhalten will. Aber das letzte Ziel der christlichen Religion ist nicht ein individuelles, sondern ein universelles, die Vollendung nicht nur des eigenen Lebens, sondern des Lebens der ganzen gottgeschaffenen Welt in ihren Spitzen, also des geistigen Lebens, die Herstellung eines vollkommenen Reiches Gottes. Gerade aus dem Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit ergiebt sich diese Einordnung und Unterordnung unter den höchsten Welt- und Menschheitszweck Gottes, unter seine Verherrlichung, damit er sei „alles in allen".

3. Allerdings ergiebt sich, daß die Religion zunächst etwas *rein Persönliches* ist: das Walten des unendlichen Gottes wird auf die persönlichen Erlebnisse in Gaben und Gnaden bezogen, vgl. Luthers Katechismus: „Ich glaube, daß *mich* Gott geschaffen hat, *mir* Leib und Seele" u. s. w., wie Gott selbst als Vater nur in der Form der Persönlichkeit gedacht werden kann. Aber dem religiösen Gemüte sind das Höchste die Glaubensgedanken, in denen das Universelle und Individuelle eins wird, in denen das Herz sich über das natürliche, selbstische Ich und die sinnliche Welt erhebt und ein besseres, reineres Selbst im Einklang mit Gott gewinnt. Das ganze Leben der Seele, Gesinnung, Charakter ist aufs innigste damit verflochten. Dem blinden Spiel der Naturgewalten entnommen fühlt sich der Mensch in ein höheres, ewiges unsichtbares Reich Gottes versetzt und findet in diesem Glauben *Trost* und *Halt*. Es ist ein Segen, wenn die Seele in einem bestimmten Gedankenkreis so feste Wurzeln schlagen, wenn der Mensch zu so gesicherter Stellung aufwachsen kann, mit den Füßen wohl auf der Erde wandelnd, aber das Haupt gen Himmel erhoben, kraftvoll mit Gott geeint allen Stürmen Trotz bietend, die ihn umtosen. Da darf es denn nicht wunder nehmen, daß auch die Formulierungen des Glaubens aus früheren Jahrhunderten *pietätsvoll* hochgehalten werden, daß die Macht einer zweitausendjährigen Tradition sich nicht verleugnet und die Erinnerung an Kindheit und Heimat mit ihren liebsten, heiligsten Erlebnissen sich gewaltig geltend macht, daß man das, was als das Heiligste, Seligste, wahrhaft Gottgegebene erscheint, auch anderen mitteilen und in eifriger *Propaganda* Glaubensgenossen gewinnen möchte, daß man mit anderen, wenn das schon für die gewöhnlichen, weltlichen Interessen geschieht, auch im Teuersten, zur Gemeinschaft, zur Kirche, zur Kultusversammlung sich zusammenschließt zum Zwecke der Erbauung und Darstellung der religiösen Güter, daß man aber auch, was man für allgemeingültig hält, nicht antasten läßt und daher *intolerant* ist gegen Abfall, gegen abweichende Glaubensüberzeugung, gegen andere Konfessionen und um jeden Preis und mit allen Mitteln seine Positionen zu halten sucht.

Als eine so gewaltige *Macht* im Menschenleben breitet sich das religiöse Gefühl in einem reichen, weiten Kreis von *Vorstellungen* aus, füllt viele Momente des Lebens aus — alle wäre ungesund —, stellt sich in den Kultushandlungen anschaulich und wirksam dar, und da seine

Vorstellungen selbst unsinnlich sind, so nimmt es die Phantasie in Anspruch, welche Bilder seiner idealen Welt schafft und der Vorstellung in schönen Kultusformen, Poesie, Musik, Malerei, Plastik, in allerlei Symbolen Nahrung gewährt.

4. Pädagogische Bemerkungen. 1. Wenn auch die Religion im Gefühl wurzelt, so hat man sich doch im Unterricht zu hüten, sie durch lange, salbungsvolle Reden zu einer Sache der Sentimentalität zu machen. Das wäre ganz der Weg, das religiöse Gefühl, das als solches frisch und lebendig sein will, matt und schlaff werden zu lassen. Ebenso wenig dürfen an ihre Stelle trockene, dürre Moralpredigten treten, die das Selbstverständliche ermüdend wiederholen, oder die graue Theorie dogmatischer Begriffe. Der Religion, die eine Sache inneren Erlebens ist, sind die Herzen an den vorbildlichen Erlebnissen des religiösen Urbilds Jesu und anderer Glaubensgestalten wie an den eigenen Erfahrungen frisch und lebendig zu erschließen.

2. Gott darf in der Religion nicht bloß zum Nothelfer gemacht werden, der gerade recht ist, wenn man seiner Hilfe bedarf, aber vergessen wird in guten Tagen. Seine stete Verehrung als Vater und Herr unseres Lebens ist die Quelle des Maßhaltens auch im Glück, die Quelle lauterer Gerechtigkeit, reinen Friedens, wahrer Freude. Nicht der eigenwillige, selbstsüchtige Trieb, von Gott in allen Übeln wunderbare Erlösung zu gewinnen, ist zu pflegen, sondern die wahrhaft fromme Ergebung in den ewigen, weisen, heiligen Willen Gottes.

3. Das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit identifiziert weder Gott mit der Welt, noch stellt es ihn in unendliche, unerreichbare Ferne über die Welt: es weiß ihn vielmehr über und in der Welt, in den Naturgesetzen, im Geistes- und Leibesleben wirkend und zugleich als Schöpfer und Regierer über allem erhaben und den ganzen Weltlauf nach den ewigen, idealen Zwecken seines Reiches lenkend, in welchem das Glück, das hienieden oft blind dem Unwürdigen zuzufallen scheint, nach heiliger Gerechtigkeit sich verteilt.

4. Den besten Anschauungsunterricht für das religiöse Gefühl giebt die von Sentimentalität freie Bibel, die Urkunde der göttlichen Offenbarung an die Menschen, im besonderen die Gestalt Jesu, welcher das höchste Lebensideal verwirklichte. Es ist grundwichtig, in den unruhvollen Kämpfen der Gegenwart auf allen Gebieten, unbeschadet der Forschungen der Wissenschaft, im Glauben an den in Jesu geoffenbarten Gott einen felsensicheren religiösen und sittlichen Halt zu geben.

5. So gut es keinen Baum im allgemeinen giebt, so wenig eine Religion im allgemeinen. Als eine persönliche Angelegenheit muß sie immer individuell und konfessionell gerichtet sein, wie schon früher gesagt. So lange es daher keine anerkannte andere, bessere Religion giebt, und

dazu dürfte es nicht kommen können, ist der **Religionsunterricht**, wenn er diesen Namen verdienen soll, in der Form einer der bestehenden **Konfessionen** zu erteilen, aller gehässigen Aufhetzung Andersgläubiger aber auf das schärfste entgegenzutreten und auf gegenseitige Duldung nach Kräften hinzuarbeiten.

3. Der Verlauf des Gefühls.

1. **Das Entstehen des Gefühls** ist an die Reizungen der Sinnes- und inneren Organe geknüpft und durch die Nervenzentren vermittelt, auch durch Vorstellungen erregt, was insbesondere bei tieferen, innigeren Gefühlen der Fall ist. Aber nicht die Stärke des Reizes allein ist maßgebend, das Gefühl ist in seiner Entstehung auch durch das **Gesetz der Beziehung bedingt**: nicht das Vollkommene an sich erregt Lust, es wird erst gefühlt, wenn man zuvor das Unvollkommene erfahren hat; die Gesundheit wird erst geschätzt, wenn man sie eine Weile entbehrt hat, das Wissen, die Schule erst, wenn man lange davon geblieben ist, wie denn überhaupt der Wert, den man den Dingen beilegt, nicht in ihnen selbst liegt, sondern in der Schätzung, in dem Interesse der Individuen: ein Buch, eine Geldsumme hat für zwei verschiedene Leute einen ganz verschiedenen Wert.

In seiner vollen Höhe tritt das Gefühl nur auf als Gegensatz zu anderen Gefühlen, wird also durch den **Kontrast** hervorgerufen; im Gefühl berühren sich die Extreme; der Übergang von Lachen zum Weinen wird Kindern und gefühligen Naturen leicht. Schwerer als aus dem entgegengesetzten Gefühl gelingt der Übergang aus der Gleichgültigkeit; aus dem gleichgültigen und daher entschiedener Aufraffung kaum fähigen Schüler wird nichts. Besser kalt als lau. Kleine Nachlässigkeiten erlaubt man sich eher, manche Versäumnis wird für unschuldig, unbedeutend gehalten, erst gewaltige Versuchungen, starke Triebe, vielleicht gar ein schwerer Fall rüttelt das Gewissen auf; daher läßt sich eine große Versuchung oft eher überwinden. Eine entschiedene Macht muß dem werdenden Gefühl gegenübertreten, um auf dem Wege des Gehorsams, der Pietät das Gute zu erzwingen, bis sich allmählich erst das reine ethische Gefühl entwickelt, das der Autorität entbehren kann.

Aus angeborenen Anlagen und zufälligen Erfahrungen entwickelt sich allmählich eine Grundstimmung im Leben, eine Lebensstimmung, die insbesondere auch vom Gemeingefühl abhängig ist, ein chronischer Zustand, der allmählich, unvermerkt wird, zu dem aber einige hervorragende Erlebnisse ausschlaggebenden Beitrag leisten können, indem sie auch besondere, starke Ausbrüche des Gefühls veranlassen mögen (vgl. wiederholte Trauerfälle in der Familie), bis sich die Stimmung allmählich wieder abtönt.

Ein plötzliches heftiges Gefühl, eine starke Gefühlserschütterung pflegt man Affekt zu nennen, wobei aber zu bemerken ist, daß nicht alle Gefühle, z. B. die ästhetischen selten, solcher Steigerung fähig sind. Der nächstliegende, allgemeine Affekt ist die Übereilung, Überraschung, welche die Überlegung ausschließt und den Vorstellungsverlauf förmlich hemmt und daher von einer gerechten Beurteilung inbetracht zu ziehen ist (z. B. vom Kriminalrecht). Der Affekt ist ein die Nerven so erschreckender Reizzustand, daß er wie den Gedankengang so auch Sprache und Bewegung plötzlich hemmt, verblüfft, unfähig zu regelrechten Antworten macht, vielleicht nur abgerissene Worte hastig hervortreibt. Vom Affekt unterscheidet man die Leidenschaft als das durch Gewohnheit zur Gesinnung und Natur gewordene Gefühl, das auch Verstand und Willen für seine Zwecke in Bewegung setzt und so das wilde Ungestüm des blinden Affekts in raffiniert zweckmäßige Bewegung verwandeln kann, daher Kant bemerkt: der Affekt gleicht dem Wasser, das den Damm durchbricht, die Leidenschaft dem Strom, der sich immer tiefer eingräbt; jenem gleichen Zorn und Trauer, diesem Rachsucht und Schwermut. Wenn der Affekt, der sich als reinere Gefühlssache durch Wiederholung abschwächt, nicht verschwindet, sondern wie durch angeborene Anlage so auch durch weitere Gefühls- und Willenserregungen genährt und gesteigert wird, so entwickelt er sich zur verheerendsten Leidenschaft, der tiefsten, gewaltigsten Strömung im Menschen, die sich in Affekten Luft machen kann und keine Vernunft annimmt.

2. Nach seinem Bestande bewegt sich das Gefühl in dem Gegensatz von Lust und Unlust. Die Lust ist der psychische Ausdruck gesteigerten physischen Lebens, des leichteren Ablaufens der Prozesse, die Unlust ihres Rückganges und schließlich Absterbens, wie denn auch die Schädlichkeiten in der Regel (nicht immer, aber doch bei dauernder Ein-

wirkung oder in der Nachwirkung) Unlust erregen, z. B. Stöße, Wunden, Giftstoffe, Gemütsaufregungen. Das Gefühl setzt das Gehirn in stärkere Bewegung als die Erkenntnis; die Erschütterung pflanzt sich weiter fort im Gefäßsystem, beeinflußt durch das sogenannte vasomotorische Zentrum den Herzschlag und zeigt sich in weiteren physischen Erscheinungen, z. B. in Erröten und Erbleichen. Die Lust bewirkt mit ihrem erhöhten Lebensgefühl Spannung der Muskeln und aufrechte, straffe Haltung, die Unlust Erschlaffung der Muskeln und niedergeschlagenen Blick (C. Lange, Über Gemütsbewegungen. Leipzig, Thomas. 1887). — Steigerung dieser Erscheinungen tritt im Affekt ein, bei Lust: Entzücken, Ekstase, rascher Fluß der Vorstellungen, Erbauung von Luftschlössern, lebhafte Unterhaltung, heiteres Gesicht, Sprühen der Augen, elastischer Gang. Bei Unlust: im Ärger und Verdruß kann man weder die Vorstellung noch das Essen verdauen („nicht schlucken", vgl. das lat. stomachari), im Zorn wird man roh in Wort und Werk, sogar thätlich; im Abscheu kehrt man sich unter deutlichen Gebärden ab; überhaupt strahlen die Affekte unwillkürlich in Bewegungen aus, oft von gefährlicher Stärke (vgl. vorige Seite).

Ob es einen sogenannten neutralen Zustand, einen Null- und Indifferenzpunkt zwischen dem positiven und negativen Pol der Lust und Unlust gebe, der in der Mitte zwischen höchster Lust und tiefstem Schmerz läge, haben wir in Abschnitt 1, mit dem wir uns hier berühren, besprochen. Die Frage ist schwer, weil uns im Stande der Erregung ein anderer Zustand als ein gleichgültiger erscheinen und eine gewisse Resigniertheit des Vorstellens als Neutralzustand gelten kann. Aber es scheint, als ob wir stets auch in den Augenblicken ruhigsten Nachdenkens irgendein Behagen oder Mißbehagen fühlten. Man hat schon die Verwunderung als ein Stillstehen von Denken und Fühlen auffassen wollen; aber insofern gerade sie die geistigen Kräfte anregt, führt sie die Lust freier und frischer geistiger Thätigkeit mit sich, oder Unlust, wenn sie zu Schrecken und Zorn überleitet. Daß das allgemeine Lebensgefühl den Charakter der Lust hat, übersehen wir im Hingegebensein an praktische Thätigkeiten, merken es aber sofort, wenn der Kontrast des Übelbefindens eintritt oder gar, wenn Genesung einkehrt. Wenn viele Eindrücke und Vorstellungen kein besonderes Gefühl erregen, so liegt dies offenbar daran, daß die Herrschaft des vorhandenen Allgemeingefühls eine zu umfassende und sichere ist.

Das Gefühl liebt Abwechslung, neue Reize. Werden sie nicht geboten, fehlt es an Neuem, an Nahrung für den Geist, an Kontrasten, an Bethätigungsmitteln, so entsteht Langeweile, die schon früher berührt wurde. Der Mensch muß sich mit irgendetwas beschäftigen: schreiten die Vorstellungen, die Arbeiten, die ihm geboten werden, zu langsam vorwärts oder übersteigen die Reden, die er anhören muß, seine Fassungskraft, so empfindet er, und wären sie noch so gelehrt, noch so geistreich, die Unlust der Langeweile; er merkt auf den Ablauf der Zeit, die ihm lang wird. Langeweile ist mit ihrer ziellosen Apathie ebenso peinlich wie Erwartung, deren Gegenstand sich nicht zeigen will.

Lust und Unlust haben sich zu ganzen Weltanschauungen verdichtet, zu der des Optimismus und Pessimismus: jener sieht in allem das Beste und hält diese ganze Welt für die beste, dieser umgekehrt (lat. optimus der beste, pessimus der schlechteste). Der Philosoph des Pessimismus ist Schopenhauer, dem in neuerer Zeit Eduard v. Hartmann folgte: alles Lustgefühl sei eigentlich nur Täuschung, nur der Gegensatz von Unlust. Das Leben sei keineswegs ein Gut, das mit Recht Lust und Freude gewähre, sondern wir seien nur in diesem Wahn begriffen, weil wir durch eine höhere dunkle Macht, durch einen blinden, unbändigen Willen zur Anklammerung an das Leben, zu dessen Erhaltung und Fortpflanzung bewogen würden. Die Unlust des Bedürfens sei das Positive, die Lust nur negativ die Stillung des Bedürfnisses. Erst wenn die sogenannten Güter des Lebens dahin seien, fühlten wir im Mangel ihren Wert. Am ehesten stimmt diese Theorie zu den Gefühlen, die sich an die Erhaltung der Individuen und der Gattung knüpfen. Aber Schmerz, der sich an das dem Leben Schädliche und Gefährliche knüpft, kann unmöglich das Wahre und Positive bilden. Der normale Trieb zum Leben und zur Bewegung kann sich gar nicht als solcher in Form von Schmerz zeigen, außer er stößt auf großen Widerstand. Gerade die Thätigkeit der Organe ist von einem Gefühl von Leichtigkeit, Freiheit, Glück begleitet. Übrigens hat es gar keinen Sinn irgendein bestimmtes Gefühl negativ zu heißen. Lust und Unlust sind wirkliche, positive Zustände. Das gilt auch von eingebildeter Freude und krankhaftem Schmerz, von Hallucinationen und Hypochondrien.

3. Das Aufhören des Gefühls ist physiologisch bedingt durch die beschränkte Fähigkeit der Nerven, erregt zu bleiben. Auch hier ver-

braucht die Thätigkeit Kraft, und das Übermaß erschöpft sie früher, daher tritt, auch wenn die veranlassende Ursache fortwirkt, eine verhältnismäßige Ruhe ein, in welcher neue Kräfte zu erneuter Thätigkeit gesammelt werden. Schmerzen lassen auch bei gleichmäßigen Verhältnissen immer wieder nach, pausieren, intermittieren; ebenso werden in den Äußerungen des Gefühls Ruhepunkte gewährt: in Musik und Poesie, in Spiel und Tanz. In den Organen, in welchen die Funktion gleichmäßig weitergeht und weitergehen soll, z. B. beim Gesichts- und Gehörssinn ist um so weniger Aufregung; die Verrichtungen von Herz und Magen spürt man im normalen Zustand gar nicht; in den intermittierendsten, seltensten Funktionen, z. B. den sexuellen, gestaltet sich die Erregung um so heftiger.

Durch Wiederholung wird das Gefühl herabgesetzt; denn die eingeübte Bewegung geht nach und nach unbewußt vor sich. Es ist ja ein allgemeines Gesetz auf psychischem Gebiete, daß sich die Ereignisse accomodieren. Psychisch ausgedrückt muß also der Kontrast sich nach und nach ermäßigen, das Gefühl sich vom Hintergrund, von welchem es sich ursprünglich frisch abhob, immer undeutlicher unterscheiden lassen, also an Frische und Kraft verlieren. Die höchste Begeisterung ist daher oft von Gleichgültigkeit gefolgt. Das ist aber nur im Interesse der Vielseitigkeit der Seele, die ihre Kraft nicht in einseitigen Gefühlen verzehren soll.

Ist dies aber nicht von verhängnisvoller Bedeutung für die höchsten Gefühle, die ästhetischen, intellektuellen, sittlichen, religiösen? Hohe Gefühlswogen bleiben nicht stehen, sie glätten sich wieder, und das ist, wie gesagt, gut, damit die Erregung die Psyche nicht aufreibe, eine Gefahr, die um so größer ist, zu je stärkeren Reizmitteln man greift, z. B. in Religion, in Erziehung, in Kunst. Eben daher kann es aber auch weder dem psychischen Leben noch den betreffenden Gebieten selbst dienlich sein, starke Gefühlsaufwallungen zur Regel machen zu wollen. Überhaupt soll das Gefühl nicht abgestumpft werden, so ist seine Passivität durch Aktivität zu ergänzen, die immer anspricht, anreizt und durch Wiederholung gewinnt: Anschauung und Aufmerksamkeit, Denken und Wollen, Thun und Lassen, die aktiven Seiten unseres Wesens sind geeignet, den Gefühlen ein willkommenes, stets neues, frisches Feld der Bethätigung zu geben; insbesondere die Religion ist aus einer reinen Gefühlssache zugleich zu einer praktischen Angelegenheit zu machen.

Obschon also die elementaren Gefühle, die sich heftiger entladen, sich mit der Wiederholung dämpfen, sind die höheren, ideellen, die an sich nicht so starke Erregungen darbieten, durch ihre Verbindung mit Vorstellungen und praktischer Thätigkeit der Erweiterung und Erhöhung fähig. Nimmt auch die ursprüngliche Frische ab, so wächst dafür durch die Beziehung auf die verschiedensten Vorstellungsinhalte und Lebensgebiete die Innigkeit und Mannigfaltigkeit. Je ärmer das Bewußtsein an Vorstellungen, um so stärkere Erregungen verlangt es, um so schneller aber erschöpft es sich; je reicher aber sein Inhalt, um so vielseitiger, beziehungsreicher und darum tief gewurzelter, dauernder, innerlich befriedigender wird auch sein Gefühl (Fanatiker und wirklich Fromme).

4. Bemerkungen zur Pädagogik. 1. Das Gefühl als eine unmittelbare Äußerung des Lebens, als eine Lebensmacht ist konservativer, beharrender als das schnell lernende und umlernende Denken. Im Alter lernt man nicht mehr gern um, so gescheit und geschickt man wäre, neue Vorstellungen theoretisch zu fassen. Den Konfessionen, Nationen, Ständen würde es leichter werden, einander sich zu nähern, wenn nicht die ererbte Macht der in Sondergefühlen liebgewordenen Anschauungen im Weg stünde. Der geschichtliche Fortschritt selbst geht ungleich langsamer als die Revolution in den Köpfen der Führer. Um so leichter und dankbarer aber ist die Erziehung der Jugend, in welcher sich die egoistischen Gefühlsinteressen des Lebens noch nicht so verdichtet haben, also verhältnismäßig freier Raum ist für die Entwicklung ethischer Gefühle. Insofern kann man von einem Einfluß der Vorstellungswelt auf das Gefühl reden. Der Konservatismus des Gefühls ist dabei für Schutz und Erhaltung der gewonnenen Erkenntnis zu deren tiefer und treuer Einprägung wohl zu benützen. Die mit besonderem Interesse ergriffenen und behaltenen Vorstellungen werden feste Mittelpunkte der Assoziation, die eine starke Anziehungskraft auf alles ausüben, was irgendwie mit ihnen in Beziehung zu bringen ist, alles andere aber um so entschiedener verdrängen. Auch für das Werden von Persönlichkeit und Charakter, namentlich in unserer nivellierenden Zeit, ist die Bildung starker, entschiedener Anschauungs- und Vorstellungskreise wichtig.

2. Wenn auch die Gefühle nicht immer in bedenklichen Thätlichkeiten zum Ausbruch gelangen, wie manchmal die Affekte, so ist doch immer die Neigung da, das Gefühl in körperlicher Bewegung zu äußern. Insbesondere lassen sich Kinder hierin mehr gehen als Erwachsene, die sich eher zusammenzunehmen pflegen, z. B. in Trauer nicht laut zu klagen, beim Erschrecken nicht aufzuschreien. Die Gesellschaft, die von den Gefühlen der einzelnen nicht belästigt sein will, schreibt den guten

Ton vor. Im allgemeinen werden die Gefühle durch die Bewegung ausgelöst oder entladen (nehmen also ab), manchmal aber auch für den Augenblick gesteigert: „man kann sich in größeren Zorn hineinschreien" (Höffding).

3. Wenn aber das Gefühl sich überhaupt in Bewegungen äußert, so ist zu erwarten, daß es eine gewaltige Macht über das Vorstellungsleben insbesondere ausübe.

a. Wenn auch das Gefühl für gewöhnlich langsamer entsteht als die Erkenntnis, so giebt es doch auch Fälle, wo beide gleich plötzlich aufgerufen werden; so bei allen unvermittelten, starken Reizen, bei Verwunderung und Überraschung, bei welcher das lebhafte Gefühl frischer Anregung auch die Erkenntnis befruchtet. Gut ist es, wenn das Gefühl auch weiterhin als treibende Kraft anhält, statt daß, wie leicht geschieht, seine Unruhe, seine Begeisterung, sein Verlangen nach neuen Reizen die Klarheit und Tiefe des Nachdenkens verhindert. — Gegenüber Affekten und Leidenschaften, die bekanntlich blind sind, zieht die Erkenntnis stets den kürzeren. Man kann daher auch streng genommen nicht von einem eigentlichen Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft reden, da die Vernunft gegenüber Gefühlen machtlos ist, außer sie vermag andere Gefühle für sich aufzurufen und ins Feld zu führen.

b. Die Herbartsche Anschauung, die Stärke der einzelnen Vorstellung bestehe in ihrer Kraft der Selbsterhaltung, zerreißt die Einheit des Seelenlebens: nicht nur kommt es darauf an, ob nicht andere Vorstellungen durch ihre Verbindung mit vielen Erlebnissen, durch den Lebenston, den sie gewonnen haben, stärker und herrschend geworden sind, hauptsächlich ist es das Gefühl, das tiefe und dauernde Interesse, das die Vorstellungen hervorruft oder verdrängt. Was dem Gefühl paßt, wird angenommen, alles andere, und wäre es noch so wohl begründet, verworfen. Thörichte Kindesliebe schwacher Eltern läßt sich durch die offenkundigsten Thatsachen nicht zu einer ernsteren, strengeren Erziehung bewegen. Wie die verblendende Übermacht des Gefühls und der Leidenschaft alle Überlegung raubt, zeigt sich schon bei jugendlichen Übertretern und Verbrechern, insbesondere auch in ihrer haltlosen Rückfälligkeit. Man kann ebenso wissenschaftlich sich täuschen wollen, indem das Gefühl die Sophistik des Verstandes in den Dienst von Lieblingsmeinungen stellt, wie praktisch, indem das herrschsüchtige Gefühl nie verlegen wird, für seinen Drang Gründe, die ja billig sind „wie Brombeeren", aufzubieten.

c. Die Triebkraft der Vorstellungen ist gewöhnlich ein praktisches Interesse, nicht die Erkenntnis um ihrer selbst willen. Gerade in der Weltanschauung im großen verzichtet das Gefühl nur sehr ungern auf die Geltendmachung seiner Wünsche und gewohnten Anschauungen, um sich dafür der Macht des Gedankens unterzuordnen. Freilich, wie in der Erkenntnis im kleinen, so hängt auch im großen

die Antwort auf die höchsten Fragen von der Entscheidung des Gefühls ab.

d. Ja, das Gefühl färbt die Vorstellungen selbst, verändert die Bedeutung ihres Inhaltes, besonders das allgemeine Lebensgefühl je nach dem günstigen oder ungünstigen Licht, das es ausstrahlt. Wenn das Gefühl die Schwierigkeiten unterschätzt, die Bedenklichkeiten übersieht und seine Wünsche als erfüllt vorausnimmt, kann es die Quelle bitterer Täuschungen werden. Das Gefühl stumpft sich aber auch ab, ermüdet und verliert seine Zugkraft. Es ist daher die Aufgabe der Erziehung, dem Gefühl durch Abwechslung, durch Anregung, durch erfrischende Pausen, Wechsel des Unterrichtsstoffes, Naturwanderungen und andere Erholungen Elasticität zu geben und den Fortschritt zum Neuen zu erleichtern. Wo das Gefühl mit heiterer Frische der Welt entgegenkommt, wird es in Verarbeitung neuer Eindrücke auch leistungsfähig sein.

e. Die Ausschließlichkeit des Gefühls, das sich gern auf einen Gedanken versteift und allen Gründen unzugänglich bleibt, das souverän entscheidet und seine Urteile kategorisch abgiebt, das gern in Superlativen sich bewegt, ist für die ruhige, objektiv richtige Beurteilung sehr nachteilig. Der Pflege einseitiger Parteilichkeit des Gefühls, auf dessen Urteil man sich nicht verlassen kann, ist von der Erziehung entgegenzuarbeiten. Bekannt ist, daß man keiner Rede, keiner Schrift, keiner Zeitung, die von einer Partei ausgeht, glauben kann; gegen die vom einseitigen Gefühl diktierten, selbst sachliche Dinge betreffenden Auslassungen muß man immer mißtrauisch sein. Selbst wissenschaftliche Vereine und Schulen lassen sich durch Parteischlagworte leiten, über deren tiefere Bedeutung die wenigsten nachzudenken pflegen. Gefährlich ist es insbesondere, wichtigere Fragen, zu denen man nur nach längerem, reiflichen Nachdenken oder Studium Stellung nehmen kann, durch Massenversammlungen, deren Gefühl leicht erregbar ist, zur Entscheidung zu bringen. Welchen Wert vollends haben Schülerabstimmungen?

4. Aus alledem erhellt die ungemeine Macht des Gefühls auf den Gang von Unterricht und Erziehung, aber auch die Schwierigkeit, im einzelnen anzugeben, auszusondern, was klares, ruhiges Denken, was dunkles, machtvolles Gefühl beitragen und die Beiträge genau zu regulieren und zweckentsprechend zu verteilen. Wie man aber auch das Gefühl in der planmäßigen Erziehung anzuregen vermöge, einen weit größeren Einfluß als diese vereinzelten Einwirkungen hat die stille, verborgene Macht der Lebensverhältnisse, in welchen der Mensch aufwächst und sich bewegt, vor allem also Elternhaus und täglicher Umgang. Was helfen Worte, Belehrungen, Mahnungen vor der Übermacht der täglichen Gewohnheit!

III. Der Wille.

1. Die Natur des Willens.

A. Die Formen des Willens.

1. Um das Wesen des Willens nach Möglichkeit zu erforschen, haben wir zurückzugehen sowohl auf seine physischen Unterlagen und Analogien im Menschen, als auch auf ähnliche Erscheinungen anderer Lebewesen. Alle Organismen besitzen Irritabilität, Erregungsfähigkeit (lat. irrito = errege), d. h. das Vermögen äußere, vielleicht kleinere Reize durch eine Bewegung anderer Stärke und Art zu erwidern, die sich schon in der Hinwendung der Pflanze zum Licht zeigt und oft einen bedeutenden Umfang annehmen kann, z. B. in den feinorganisierten, reizempfänglichen Organen von Auge und Hirn. Im Unterschied davon schreiben wir ihnen auch Spontaneität (lat. spons = Wille) zu, d. h. das Vermögen zu selbständiger, von augenblicklichen äußeren Einwirkungen unabhängiger Bewegung. Solche selbständige Bewegung beobachtet man schon in den einfachsten animalischen Lebewesen, ohne daß sie von äußeren Reizen unmittelbar hervorgerufen worden wäre. Fernerhin müssen Reize, wenn auch innere aus den Lebensprozessen vorausgesetzt werden, schon im allgemeinen nach den Forderungen des Kausalzusammenhanges, im besondern nach dem Gesetz vom Bestehen der Energie, und insofern ist die Spontaneität nur gradweise von der Irritabilität zu unterscheiden.

Ähnlich zeigt sie sich auch in den höheren Organismen: abgesehen von den äußerlich zu nennenden Reizen, welche die inneren Organe durch Vermittlung der sensitiven Nerven dem Gehirn zusenden können, giebt es Hirnerregungen, die wir als spontan bezeichnen dürfen, als ohne äußeren Reiz dem Hirn selbst entquellend, je nach seiner Beschaffenheit, z. B. bei veränderter Zusammensetzung des Blutes, bei Verdünnung oder Kräftigung, bei schwächerer oder stärkerer Ernährung der Hirnnerven können geschwächte oder gesteigerte Funktionen, ja krankhafte Erscheinungen, insbesondere größere oder geringere Lebhaftigkeit der Bewegungen auftreten. Ferner entstehen vor Entwicklung des Groß-

hirns, vor aller sinnlichen Wahrnehmung, unabhängig von äußeren Reizen, aus dem Organismus selbst heraus Bewegungen, z. B. im fötalen Zustande.

Mit der Entwicklung des Nervensystems zeigt sich ein reicheres Bild von Bewegung. Zu nennen ist hier vor allem die Reflexbewegung, bei welcher ein von der Außenwelt oder dem Organismus stammender Reiz ohne Vermittlung des Bewußtseins oder Willens durch mechanische Vermittlung der Nervenzentren die motorischen Nerven in Bewegung setzt. Erscheint der Organismus hierin auch von den Reizen der Außenwelt abhängig, so offenbart er doch auch eine eigentümliche Reaktion gegen sie, die mehr oder weniger zweckmäßig sein kann. Eine höhere Stufe in Beziehung auf Aktivität, Zweckmäßigkeit, Bewußtheit nimmt die Bewegung des Instinkts ein, welche halbbewußt auf die Mittel losgeht, die der Erreichung eines nicht augenblicklich, unmittelbar vorliegenden, ja vielleicht über das Leben des Individuums hinausgehenden Zwecks dienen (vgl. die Sorge der Alten für die Jungen). Immer bedeutet der Instinkt (lat. instinguo = antreiben) eine Bewegung aus der Organisation der Gattung heraus, die ihre Zwecke durch dunklen Drang des Individuums verfolgen läßt, das daher häufig sich täuschen läßt (z. B. durch Lockspeisen) und höchstens einiges Bewußtsein der Mittel besitzt, welche der Gattung dienen. Hier zeigen sich also doch schon bestimmte Ziele oder ein Anfang des eigentlichen Wollens.

2. Das eigentliche Wollen tritt erst auf, wenn sich das Großhirn entwickelt, denn es bedarf eines Organs, um sich Zwecke und die Mittel zu ihrer Erreichung vorstellig zu machen, und der motorischen Zentren, um in ihrer Richtung thätig zu sein. Das Wollen zeigt sich uns zunächst als eine ursprüngliche Fähigkeit sowohl in den Erscheinungen des Bewußtseins als insbesondere in dessen Wirkungen auf das äußere sichtbare Dasein.

Im Bewußtsein tritt uns ein nicht weiter ableitbares, weder durch Denken noch durch Gefühl erklärbares Wollen und Thun in seinem ganzen Umfang entgegen. Nicht nur in der willkürlichen Aufmerksamkeit, sondern so oft wir empfinden, vorstellen, nachdenken, zeigt sich unser Bewußtsein in irgendeiner Weise mitwirkend, aktiv. Nichts kommt ohne eine Wechselwirkung zustande. Starke Empfindungen scheinen zwar unseren Beitrag zu ihrem Zustandekommen völlig niederzuschlagen, aber

auch hier verbirgt sich die unwillkürliche Aufmerksamkeit nicht völlig, also doch Aufmerksamkeit. Das unwillkürliche Auftauchen der Vorstellungen scheint ihr reines, freies Spiel zu sein, und doch ist es als solches auch Thätigkeit. Selbst im Erleiden der Zustände des Gefühls sind wir nicht völlig passiv; wir geben uns dem hin, was Lust und Unlust erregt. Ja unser ganzes Bewußtsein mit all seinem Inhalt ist ein Ergebnis und Ausfluß der Willensthätigkeit, bedeutet es doch nichts anderes als eine Aufnahme der Welt in geistigen Besitz. Nicht gleichmäßig, beständig ruhend hat die Welt ihr Dasein in uns, wir ergreifen sie in jedem Augenblick wieder neu. Selbst wenn wir sie aus dem Schachte der Erinnerung hervorholen, tritt sie in neuer und zwar in der Beleuchtung vor uns, die gerade unser Ich nach Erlebnissen und Stimmung, nach Absichten und Neigung ihm zuwirft; ja diese selbst erscheinen als Ausstrahlungen des einheitlichen Brennpunktes unseres wollenden, thätigen Ichs. Die höchste Steigerung des Willens auf diesem Gebiete ergiebt sich, wenn er selbständig eine Wahl unter den Empfindungen oder Vorstellungen trifft, wenn er sich zuvor schon in der Richtung auf die Wahrnehmung oder die Vorstellung bewegt, die er aus dem Zusammenhang der anderen herausheben will, d. h. willkürlich aufmerksam ist. Der Unterschied im allmählichen Übergang von unwillkürlicher zu willkürlicher Aufmerksamkeit ist schwer festzustellen.

Der Wille zeigt sich nun aber auch in Einwirkungen auf die Außenwelt, in freier mechanischer Bewegung. Auch die Bewegung muß erlernt, sie muß dem Ziel und Zweck angepaßt werden. Sehr belehrend ist es, dies beim kleinen Kinde zu betrachten: die Sprachbewegungen erlernt es durch ganz allmählichen Übergang von unwillkürlichen Bewegungen zu willkürlichen; am Anfang ist sein Schreien reine Reflexbewegung, Folge der unangenehmen, schmerzlichen Reizung der verschiedensten Organe, später „krägelt" es, giebt Laute von sich ohne irgendeine Wahl, rein aus Wohlgefallen an der Stimmbewegung, weiterhin sind ihm die gehörten Töne selbst angenehm, es wiederholt die gleichen Laute und Silben unermüdlich; noch im ersten Jahre aber ahmt es die einfachsten Lippenbewegungen zuerst lautlos, später auch die einfachsten Silben laut nach, hier ist also der Anfang der willkürlichen Lautbewegung. Langsam entwickeln sich die Fähigkeiten zu allen Lautbewegungen, und ähnlich ist es mit allen seinen Körperbewegungen, zu deren Erlernung es nahezu zwei Jahre nötig hat. Der stärkere Schwach-

sinn gelangt überhaupt nicht zum vollen, freien Gebrauch der Glieder: alles ein Beweis, wie viel beim Menschen von der Entwickelung des großen Hirns abhängt, anders als bei den Tieren. Während das Tier seine Bewegungen unbewußt, instinktiv erlernt und großenteils schon gleich nach dem Eintritt ins Leben innehat, spielen beim Menschen die Bewegungsvorstellungen eine große Rolle. Zwar entstehen zuerst aus unwillkürlichem Drange Bewegungen, welche sich als Erfahrungsmaterial darstellen, das nun vom Bewußtsein bearbeitet wird: ihnen werden die Erinnerungsvorstellungen von gesehenen und empfundenen Bewegungen entnommen; Gesichts-, Muskel- und Tastsinn wirken mit dem Gefühl zusammen; die Bewegungen werden bevorzugt, mit denen das Gefühl größerer Leichtigkeit und Freiheit verbunden ist, und kommen schließlich zustande, ohne daß der Wille eintritt, in unbewußter und daher leichtester, sicherster Mechanik. So stellt zuerst und hauptsächlich die Bewegungsvorstellung eine Bestimmung des Bewußtseins durch den Gedanken an einen Zweck dar, hier zeigt sich die erste und allgemeinste Handlung des Wollens nach außen, aber auch hier geht das bewußte Wollen noch über in das unbewußte.

3. Sowohl innerhalb des Bewußtseins als beim ersten Heraustreten nach außen zeigte sich uns unwillkürliches und willkürliches Thun, unbewußtes und bewußtes Wollen nicht klar geschieden. Das eigentümliche Merkmal des Wollens, der Gedanke an den Zweck, hob sich nur bei der willkürlichen Aufmerksamkeit und der deutlichen Bewegungsvorstellung bestimmt heraus, also nur in Verbindung mit der Erkenntnis. Aber auch an die Mitwirkung des Gefühls ist die höhere Entwickelung des Wollens gebunden. Vom Instinkt, der zunächst auf die Mittel geht, die den ihm unbewußten Zwecken des Organismus dienen müssen bis zum eigentlichen Wollen, giebt es unter dem Einfluß von Gefühl und Denken eine ganze Stufenleiter von Willenserscheinungen ähnlich wie auf dem Gebiete des Erkennens von dem dunklen Empfinden bis zum klarbewußten Denken.

Im Triebe tritt die ursprüngliche Kraft des Willens zutage. Er geht aus einem Gefühl der Unlust, des Mangels, der Entbehrung hervor und auf ein Ziel los, dessen Erreichung Lust, Befriedigung verspricht. Es ist noch nicht die klare Erkenntnis des Ziels, die dem Willen vorschwebt, z. B. im dunkleren, unbewußteren Trieb der Selbst-

erhaltung, wie in dem helleren, bewußteren des Hungers, des Wissensdurstes im allgemeinen; feste Objekte werden nicht von Anfang an klar und bestimmt ins Auge gefaßt; es ist mehr ein dunkler Drang, aber ein unwiderstehlicher Drang in der Richtung des Zieles, der auch die Erkenntnis der rechten Wege und Ziele schon finden lehrt. Wenn auch das Gefühl des Mangels, die Unlust ein stäter, scharfer Sporn bleibt, die elementare Naturgewalt des Wollens ist im Triebe das hervorstechende Merkmal (vgl. das Wort „Triebkraft"). Die Psychologen scheinen bald das intellektuelle, bald das sensorielle Element zu sehr zu betonen (so Höffding auf der einen, Th. Ziegler auf der anderen Seite).

Während der Trieb mehr unbewußt, reflexartig, ungestümer Befriedigung verlangt, ist die Begierde weniger dem unmittelbaren Drang des Gefühls unterworfen, in ihr hat sich mit dem Trieb ein deutlicheres Erkenntniselement verbunden, das Wollen tritt in der Richtung auf bestimmte Zwecke, auf augenfällige Objekte hervor, man hat Begierde nach etwas, nach einer bestimmten Speise, nach einem bestimmten Freunde; hier zeigt sich also das eigentliche, zwecksetzende Wollen, wenn auch immer noch getrieben von mächtigen Gefühlswellen. Legen sich die Wogen des Gefühls mehr und mehr, so verflacht sich die Begierde zum Wunsch, der mehr nur beschaulich nach dem Gegenstand blickt und sich bescheidet, auch wenn ihm keine Erfüllung zuteil werden sollte, der sich aber auch wieder verstärken kann zur Sehnsucht, in der sich zwar kein so ungestümes Verlangen wie im Trieb, aber ein um so tieferes, innigeres Gefühl der Nichtbefriedigung verrät.

Entschiedener, willensmäßiger und vor allem klar bewußter inbezug auf den Gegenstand ist die Absicht: sie sieht das Objekt und geht mit klarer Erkenntnis darauf los; sie giebt dem klaren, ruhigeren Schauen des Ziels und der Mittel zu dessen Erreichung einen größeren Spielraum: die Ausführung folgt nicht notwendig sofort auf den Gedanken. Allerlei Gefühle und Vorstellungen können auftreten und zu dem Ende zusammenwirken, wie die Absicht am besten ins Werk zu setzen ist, auch noch etwa sie verändern; sie messen ihre Kräfte und können durch den Widerstreit ihres Hin-und-her peinliche Unruhe erregen. Wahl macht Qual. Mancher Antrieb weiß die Erkenntnisthätigkeit zu beeinflussen und durch sie Sophismen, Scheingründe, Trugschlüsse für sich aufzubieten. Oft ist auch der erste, unmittelbare Antrieb des unverfälschten Gefühls das sittlich Beste, während die folgende Überlegung für das

egoistische Interesse thätig ist. In alledem aber sind es nicht die Vorstellungen für sich, nicht die reinen Gefühle, sondern der ganze Mensch ist es mit seiner ganzen geistigen Richtung, der sich selbst in ihnen bestimmt; jene alle sind ja sein Werk. Steht die Absicht auch im allgemeinen fest, ihre Ausführung kann eine mannigfache sein. Geschieht sie aber mit Vorsatz, so ist jede Übereilung ausgeschlossen, so treibt nicht blinder, unwissender Drang mit Elementargewalt vorwärts, so weiß man genau, was man thut und wozu man es thut; immerhin ist es aber möglich, daß der Vorsatz, eine bestimmte Handlung zur Verwirklichung der Absicht zu unternehmen, ein Ergebnis einseitiger Willensentscheidung ist, um überhaupt aus der peinvollen Unruhe des Überlegens herauszukommen oder eine günstige Gelegenheit zu benützen. Vorsatz ist also von Absicht wohl zu unterscheiden, wie das auch vom Kriminalrecht gewöhnlich geschieht: wenn auch die Absicht im allgemeinen vorlag, fragt sich immer noch, ob die Handlung in ihrer Ausführung eine vorsätzliche war oder nicht.

In Beziehung auf die Überlegung der Gründe für und wider spricht man von einer Erwägung, der dann der Entschluß ein Ende macht, unter den vorliegenden Möglichkeiten beschließt er eine und offenbart sich als Ausdruck der ganzen Bewußtseinslage, so sehr, daß sich der Wollende mit der Handlung völlig eins weiß, daß sie, während alle anderen vorher bewußten Möglichkeiten zurücktreten, gewissermaßen als Teil des eigenen Selbsts erscheint. Das Aufhören des Hin- und Herschwankens, die Einsetznng des Ichs in dem Entschlusse, der Sieg im Kampfe der mancherlei Gründe ist von dem Gefühl der Freiheit begleitet, von dem Gefühl selbständigen Wollens, freier Selbstbestimmung. Hier haben wir die höchste Stufe des Willens erreicht.

4. Das Wesen des Wollens ist nicht so einfach zu beschreiben. Der Wille ist in allen seinen Stufen etwas Zusammengesetztes; Erkenntnis und Gefühl wirken mit der inneren Bewegung zusammen: ich richte meine Gedanken auf das, was mir wertvoll erscheint, was mir Lust gewährt. So scheint der Wille sich in eine Bewegung des Denkens und Fühlens aufzulösen. Diesem Scheine verdanken mehrfache Versuche, den Willen aus dem Inventar der ersten Elemente unseres Bewußtseins zu streichen, ihre Entstehung.

Nach Herbart ringen unsere Vorstellungen als Selbsterhaltungen ihrer Natur nach um den hellen, deutlichen Vortritt in unserem Bewußtsein; indem sich die einzelnen ins klare Bewußtsein heraufarbeiten, ziehen sie andere mit, wieder andere stoßen sie zurück; die Abwendung des Bewußtseins von den einen, die Hinwendung zu anderen Vorstellungen bedeutet das Wollen auf seinen verschiedenen Stufen. Während also hier die Willensbewegung einfach mit dem Vorstellungsverlauf identifiziert wird, so daß wir selbst nur das Spielzeug der in uns handelnden Vorstellungen sind, sucht Wundt eine Einheit des Bewußtseins dadurch zu gewinnen, daß er den Willen als Grundphänomen darstellt und auf ihn die Vorstellungsbewegung zurückführt, ihm gegenüber auch das Gefühl nur eine dienende Stellung einnehmen läßt: indem eine Vorstellung in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit, innerhalb des Sehfelds des Bewußtseins erhoben oder (nach Wundtschem Terminus) appercipiert werde, zeige sich uns die Willensthätigkeit als die ursprüngliche Fähigkeit, die Vorstellungen zu bergen und einheitlich zu ordnen, als das elementare Vermögen des Ichs, die Vorstellungen ins Leben, in den Blickpunkt des Bewußtseins zu rufen und damit Bewußtsein allererst möglich zu machen. Aber wird nicht eine Vorstellung dann in das Blickfeld erhoben, wenn sie durch einen starken Gefühlston sich auszeichnet und geltend macht oder bei ungefähr gleicher Höhenlage des verschiedene Vorstellungen begleitenden Gefühls durch dieses ausgewählt worden ist (passive und aktive Aufmerksamkeit)?

Wir dürfen zwar zustimmen, den Willen im weitesten Sinne als ein Urelement unseres Wesens zu bezeichnen; denn das ganze Bewußtsein und selbst die Erregung des Gefühls stellt sich uns als Aktion dar. Doch vermögen wir die anderen Elemente, Fühlen und Erkennen, unmöglich aufzulösen und in ihrer besonderen Qualität aus dem Willen abzuleiten, oder auch nur zu sagen, das Fühlen sei sekundärer (vgl. im Gegenteil: erster Teil, 6. Abschn.), um so weniger, je schwerer es uns fällt, das eigentliche Wollen zu beschreiben. Zum Wollen gehört ein Zweck. Am reinsten stellt es sich daher im Entschlusse dar, in welchem die Vorstellung eines Zweckes und der Mittel zu seiner Erreichung enthalten ist, auch ein Gefühl der Lust sich im Hinblick auf das Ziel geltend macht und zugleich ein gewisses Bewußtsein von Thätigkeit einstellt. Das sind nun alles Dinge, die auch sonst vorkommen, nichts davon scheint etwas dem Willen ausschließlich Eigentümliches. Doch

wenn wir den Entschluß z. B. mit dem Wunsche vergleichen, so haben wir in diesem wohl auch den Gedanken an Ziel und Mittel und ein Gefühl der Lust im Gedanken an die Verwirklichung; aber eines fehlt, das Bewußtsein einer Aktion, einer Anspannung, einer Sammlung oder gar beginnenden Bethätigung der Kraft. Das also zeigt sich als das spezifische Merkmal des eigentlichen Willens: das Gefühl, auf eine bestimmte Bewegung eingestellt zu sein, an deren Ausführung wir nun zu gehen haben, das wirkliche Sich-selbst-bestimmen auf ein Ziel hin, verbunden mit dem befreienden Gefühl der Erlösung aus den Bewegungen der Wahl. Aber es hält schwer, das in der Wirklichkeit rein zu beobachten und herauszuschälen und zwar gerade wegen der mannigfaltigen Verbindung des Willens mit anderen Bewußtseinselementen. Würde der Wille irgendwo für sich sein oder an einem einzelnen Punkte anfangen, dann läge die Sache einfach. Aber er zeigt sich in allem Bewußtsein, in allem Vorstellen, in jeder Gefühlsbewegung als das eigentlich Aktive. Alles das beweist aber nur seine Ursprünglichkeit und Unauflösbarkeit, offenbart ihn als einen der Urbestandteile unseres Wesens und unser Wesen als eine einheitliche Aktion von Haus aus.

5. Pädagogische Bemerkungen. 1. Nach Analogie der körperlichen kann auch die geistige Arbeit als Bewegungsaktion angesehen werden, abhängig von der Thätigkeit des Gehirnes, und bedarf daher wie jene zu leichtem, ersprießlichem Fortgang einer guten Ernährung schon des Körpers.

2. Kinder, bei denen die Nervenzentren des Großhirns noch nicht gehörig erstarkt sind, vermögen die Empfindungsreize, die Gefühlserregungen, die augenblicklichen Einfälle, Lach- und Schwatzreize, psychologisch noch nicht so zu beherrschen wie die Erwachsenen; jene wirken nach Art der Reflexbewegungen mit einer gewissen unbewußten, unwiderstehlichen Unmittelbarkeit.

3. Die willkürliche Aufmerksamkeit steigert die Schnelligkeit der Aufnahme von Wahrnehmungen ins Bewußtsein; denn die Kräfte werden schon vor dem Reiz in die Richtung auf ihn gelenkt; der Reiz braucht nicht erst die Einwirkung anderer gleichzeitigen Reize zu verdrängen, sondern die gesamte Energie des Bewußtseins ist zuvor auf das Ziel gespannt. Eine Vorstellung, die mit so entschiedener Kraft erfaßt worden ist, wird dann auch eher ein sicheres, zusammenhaltendes Zentrum für eine ganze Gruppe von Vorstellungen. Es bleibt wichtig, für die Dauer und den Zusammenhalt der Gedanken geistige Mittelpunkte zu gewinnen von ähnlicher

Innervationskraft, wie sie die Nervenzentren für das leibliche Leben darstellen, z. B. für die aufrechte Haltung des Körpers.

4. In der Begierde wirken Gefühl, Vorstellung und Wille mächtig zusammen: das Gefühl des Nichtbefriedigtseins und die Vorstellung eines lustverheißenden Zieles rütteln den Willen mit heißem Drang auf. Glücklich daher der Lehrer, der die Lernbegierde zu erregen vermag: wenn an eine Vorstellung sich das Gefühl der Lust oder Unlust knüpft, wenn die Unwissenheit, das Zurückbleiben hinter anderen bitter empfunden werden, wenn die Scham sich regt, die Ehrbegierde wach wird, dann werden höhere Ziele zum Objekt des Triebes, der mit elementarer Gewalt auf Befriedigung drängt und das Lerngeschäft vielleicht dauernd in bessere Bahnen leitet. Vor den Auswüchsen der Ehrsucht darf man nicht bange haben, so lange man erlaubte Ziele in gemäßigten Grenzen anstrebt.

5. Es ist das Vorrecht der glücklich träumenden Jugend, für die Zukunft herrliche Luftschlösser zu bauen. Sie sind unschädlich, so lange sie nicht in thatlos üppiges Phantasieleben ausarten; sie werden aber ein gefährlicher Luxus, wenn sie sich zu unerfüllbaren Wünschen verdichten und die Anspruchslosigkeit und Begehrlichkeit insbesondere in einer Zeit steigern, die so große Anforderungen an die Leistungen des Einzelnen im Wettbewerbe und die Losung der Arbeit für alle aufstellt.

6. Unschlüssigkeit, das Zeichen eines passiven Charakters, kann zur Qual werden; die Einflösung von Selbstvertrauen und die Gewöhnung, feste Bestimmungen zu treffen, wie sie bei Offizieren sich findet und bei turnerischen Übungen gepflegt wird, mindert sie. Übrigens ist Entschlüsse fassen noch kein Handeln! Gute Vorsätze sind bekanntlich vom Übel. Gewöhnung an thatkräftiges Handeln ist die Hauptsache.

7. Indem man überlegt, das Für und Wider erwägt, bleibt nicht nur eine einzelne Seite des Ichs beteiligt, die ganze Natur des Ichs erhält Einfluß, auch die Gedanken und Gefühle, die tiefer wurzeln, wirken mit und damit hat der ganze Mensch die Handlung gewollt. Wenn also die Entschlüsse Sache nicht bloß des Augenblickes sind, so ist es grundwichtig, den Menschen von Anfang an wohl zu unterrichten und gut zu erziehen; von der Überlegung, vom Verhalten des Menschen, hängt doch sein Lebensglück großenteils ab.

8. Übrigens vermögen auch Zufälligkeiten mitzuwirken, und es wäre ungerecht, einen Menschen nur nach den augenblicklichen Thaten zu beurteilen. Es bleibt die Aufgabe eines wirklich psychologischen Verständnisses, die Willenshandlungen nach Möglichkeit aus der mannigfachen Wechselwirkung von Vorstellungen und Gefühlen, Phantasie und Trieben abzuleiten, nicht bloß auf die Aktivität abzuladen, sondern auch die Passivität, die mannigfachen Einflüsse von Anlage und Umgebung inbetracht zu ziehen und der ganzen Entwicklung des Individuums nachzugehen, überhaupt die Thaten nach psychologischen Gesetzen zu erklären.

B. Der Inhalt des sittlichen Willens.

1. Was wir wollen, Inhalt und Ziel unseres Wollens, ist immer etwas, das uns irgend wertvoll deucht. Wertvoll sein heißt aber irgendwie Lust verheißen. Nicht als ob wir immer durch die Vorstellung der Lust zum Wollen und Handeln bewogen würden; so gar lüstern nach Genuß sind wir gemeiniglich nicht; nur der reine Egoismus verlangt nach der Lust als solcher und weiß für sein Bestreben oft raffinierte Reflexion aufzubieten. Nein, der Gegenstand des Wollens kann rein sachlich sein, z. B. eine Mahlzeit für den Hungernden, das Wissen für den Lernenden, die Abhilfe der Not für die Barmherzigkeit; aber insofern alle diese Gegenstände wertvoll erscheinen, ist ihre Vorstellung, ihr Wollen und Erlangen von einem Gefühlston der Lust begleitet. Nach Umständen steht der individuelle Gefühlswert mit der objektiven, allgemeinen Schätzung in keinem Verhältnis, z. B. wer sich für einen Zweck aufopfert, wer in allem Elend schmerzhaften Krankseins sich ans Leben anklammert, wer der Befriedigung einer Leidenschaft seine Kräfte, seine Ruhe preisgiebt, scheint mehr zu geben, als zu empfangen; aber all das beweist nur, wie viel beim Wollen, auch beim selbstlosen, auf die subjektive Wertschätzung ankommt; sie hat ausschlaggebende Bedeutung. Die Triebfeder des Handelns liegt im Subjekte; nicht das Objekt an sich entscheidet, sondern sein Verhältnis zum Handelnden (S. 212).

2. Gewiß wäre es aber verfehlt, nur die Lust zum obersten Maßstab des guten Willens zu machen. Auf dem heutigen Stande des ethischen Denkens und der Kultur im allgemeinen darf es als anerkannt gelten, daß nicht das eigene, individuelle Glück das einzige und oberste Ziel des Handelns sein darf. Moralisch nennen wir eine Handlung nur, wenn sie einem allgemeinen Gesetze oder einem höheren sittlichen Ideale sich beugt. Wir haben in uns das Bewußtsein, einem höheren, größeren Ganzen anzugehören, dem unser Verhalten angemessen sein soll; wir wissen uns nicht als souveränes Individuum, sondern als Glieder einer größeren Gemeinschaft. Der Begriff der Pflicht drückt gerade die Forderung aus, daß unser individuelles Handeln einem allgemeinen Gesetz gemäß sein soll. Wir wissen uns einem sittlichen Gesetz unterworfen. Die Majestät des Gesetzes kommt uns zum Bewußtsein im Gewissen (wörtlich = irgendein Wissen in und

um uns, doch nicht theoretisch, sondern sittlich gemeint), insbesondere gegenüber den niederen, auf bloß natürliche Selbsterhaltung und Lust gehenden Trieben. Das Gewissen ist sowohl der persönliche Richter über unsere Vergangenheit als der individuelle Gesetzgeber für die Zukunft. Das Gewissen straft und brandmarkt das dem Sittengesetz Widersprechende als böse, sündig, d. h. stellt es als seinen völligen, das Gute aufhebenden, vernichtenden Gegensatz dar und zugleich als eine so völlige, unablösbare That des Willens, daß dieser selbst, daß der ganze Mensch dem Verdammungsurteil unterliegt. Auf den verschiedenen Kulturstufen, bei verschiedenen Völkern und Individuen verlangt nun allerdings das Gewissen einen ganz verschiedenen Inhalt. Nach der Sitte, d. h. nach dem, was allgemein für gut gilt, richtet auch die Stimme des Einzelgewissens: die niedrigsten Völker mit ihren laxen Begriffen über das Mein und Dein, mit ihren oft trostlosen geschlechtlichen Verhältnissen haben ein anderes Gewissen als der heutige Europäer; dem Kinde läßt sein Gewissen einen kleineren Spielraum als dem Erwachsenen. Man unterscheidet ein enges, strenges und ein weites Gewissen, letzteres von sittlich zweifelhafter Dehnbarkeit. Man spricht gar von einem irrenden Gewissen und versteht darunter die Verwechslung der eigenliebigen Wünsche, die der besonderen Natur in unwiderstehlichem Drange entspringen, mit den Verpflichtungen eines allgemeingültigen Gesetzes. Der Inhalt der Gewissensforderung also wechselt; aber in allen Fällen zeigt sich das Gewissen als eine unbedingte Forderung, als ein gebieterisches Soll, als ein kategorischer Imperativ, der Unterwerfung verlangt. Im Gewissen offenbart sich uns die Majestät eines moralischen Gesetzes, das als allgemeinverbindlich sich ankündigt. Gewissenhaft, pflichtgetreu hat gehandelt, wer dem allgemeingültigen Gesetze sein individuelles Belieben vollständig untergeordnet hat.

3. Um aber dies thun zu können, müssen wir den Inhalt des moralischen Gesetzes uns klar zu machen suchen, selbst auf die Gefahr hin, den erwähnten, beschränkenden zeitlichen Einflüssen zu unterliegen (vgl. S. 210 ff.). Als ein allgemeines erhebt es sich über die individuelle Glückseligkeit. Wenn nun aber, wie hervorgehoben, unser Handeln immer auf Glück geht, ist es vielleicht die Glückseligkeit aller, die wir anstreben sollen?

Das ist die Anschauung der modernen Ethik. Sie stellt das Ziel

auf: die Handlungen sollen zur größtmöglichen Wohlfahrt so vieler Menschen als möglich führen. Von der allgemeinen Glückseligkeit soll jeder nach seiner Eigentümlichkeit und Stellung im Ganzen soviel, als mit der des Ganzen vereinbar ist, erhalten. Der Egoismus ist das wahrhaft Böse; was aber die Wohlfahrt erhält und fördert, ist gut. Damit sollen nicht die Lustgefühle der Einzelnen, sondern der Zusammenhang des Ganzen, nicht ästhetische Kulturideale, sondern moralische Handlungen zum Ziel gemacht sein. Es muß zugestanden und auch gerühmt werden, daß die innere Politik der zivilisierten Staaten und der ganze soziale Zug der Zeit dies Ideal des Gemeinwohls hat. Aber die Frage erhebt sich: welche Handlungen fördern denn eigentlich das Gemeinwohl? Die Mehrung der materiellen und geistigen Güter wird nicht von jedermann als eine Steigerung der Glückseligkeit angesehen, ihr Wert ist also reine Gefühlssache, das Moralprinzip würde auf das Gefühl gegründet. Außerdem sind sie zunächst reine Sache des Einzelnen, wenn nicht der allgemeine sozialistische Staat das Ziel bilden soll, und auch hier beruft man sich schließlich auf die Gefühlsprägung des Einzelnen. Bentham erklärte daher folgerichtig, man arbeite am besten für das Gemeinwohl, wenn man für sein eigenes wohlverstandenes Interesse thätig sei. Die sogenannte soziale, utilitaristische Ethik gründet sich also schließlich auf persönlichen Egoismus, und damit stürzt ihr allgemeines Gesetz in sich selbst zusammen. Verbindliche Kraft dürfte überhaupt kein Sittengesetz haben, das auf die Erzeugung irgendwelcher äußerer Güter geht, das das Wollen abhängig macht von einem äußeren Inhalt; denn ein solcher stellt sich schließlich immer wieder als egoistisch heraus.

4. Kant hatte daher vollkommen recht, wenn er, von der Materie des Handelns absehend, als wahrhaft gut den an sich guten Willen pries; aber sein Kennzeichen des guten Willens, die Angemessenheit an eine allgemeine Gesetzgebung, dürfte denn doch zu allgemein sein. Er leitet das Prinzip aus der allgemeinen Vernunft des Menschen rein abstrakt ab, statt auf den wirklichen Menschen abzuheben. Von der Güterlehre, die sich von Egoismus und Lust nicht freihalten kann, sind wir auf den Menschen zurückgewiesen, vom Objekt auf das Subjekt, aber selbstverständlich nicht auf das augenblickliche, egoistische, sondern auf das bleibende, wesenhafte, auf die Grundzüge der mensch-

lichen Natur, welche lehren, wie im Einzelnen Sinnliches und Geistiges, im Ganzen das Interesse des Einzelnen mit dem aller im rechten Verhältnis zu setzen sind, also auf die einheitliche Harmonie des Mannigfaltigen innerhalb des Individuums und innerhalb der Gesellschaft. Nicht die flache Nützlichkeit, sondern das vollkommene Sein und Wesen des Menschen wird damit gefordert, also wahre Humanität. Die Tiefe des menschlichen Wesens erschloß sich uns nach dem vorigen Abschnitt im Willen: nicht ein Vielerlei von Gütern und Genüssen soll auf den Menschen gehäuft werden, um ihn am Ende in allem äußeren Reichtum selbst verarmen zu lassen, sein Grundwesen, sein Wille, seine Persönlichkeit ist der erste und vornehmste Gegenstand des Handelns, individuell, universell und in Beziehung zu Gott. Das wird uns um so gewisser und um so klarer, wenn wir der Persönlichkeit des Menschen eine über alle anderen Geschöpfe erhabene göttliche Ausstattung und Berufung oder die Erschaffung nach Gottes Ebenbild zuschreiben.

5. Erst das Christentum hat daher dem Willen seinen vollen Inhalt gegeben. Zwar sehen wir auch bei Plato die Erhebung einer wahrhaft innerlichen, selbständigen, selbstwertigen Geisteswelt über die kleinen, selbstischen, engmenschlichen Interessen, aber es ist mehr eine ästhetische und intellektuelle Welt unpersönlichen Seins, das majestätisch den Menschen umgebende All, dem der Mensch sich selbst wesensverwandt weiß. Die stoische Philosophie sucht den Menschen sittlicher durch Befreiung von der Welt noch mehr zu heben, vermag ihn aber nicht über sie zu erheben. Erst das Christentum erschloß eine Quelle des wahrhaft Guten, nicht bloßen Kulturlebens, im Glauben an einen heiligen Gott, als das Ideal einer freien Persönlichkeit, der der Welt nicht nur als Intelligenz gegenübersteht, sondern ihr mit der Fülle seines persönlichen Lebens gegen das Böse beisteht. In der Gemeinschaft mit Gott vertieft sich die äußerliche Moral zu einer Verbindung von Wesen zu Wesen, der Mensch gewinnt ein höheres und reineres Selbst, von blinder Natur und endlichem Geschick befreit findet er Verbindung mit einem unendlichen Leben, dem er sich in Vertrauen und Liebe ergiebt, durch das er auch mit anderen in inniger Verbindung echt humaner Gemeinschaft steht. Durch die Einpflanzung kräftigen neuen Lebens wird die lebensmüde, pessimistische Menschheit wahrhaft erlöst und von ihrer übersättigenden Kultur hinweg zu der wahrhaft großen Zentral-

aufgabe geführt, die eng selbstische, niedere Wirklichkeit oder das Böse immer mehr zu überwinden. Selbst die Leiden erscheinen nicht mehr bloß vernunftwidrig, sondern stellen der thatkräftigen Humanität eine schöne Aufgabe, welche der persönlichen Eigenschaft der Geduld und der Gemeinschaft der Liebe dient; nicht asketische, lebenssatte Weltflucht ist das Ziel, sondern ein neues Reich, ein Reich Gottes innerhalb der Welt, in welches alle Welt frisch und jugendkräftig hereingezogen wird. Ermöglicht ist all dies durch das einziggroße Ereignis der Geschichte, durch die Persönlichkeit Jesu, deren unendlicher Idealgehalt die Wirklichkeit der Welt auf eine höhere Stufe gehoben hat. Seine Gestalt ist ein aller theoretischen Beweisführung überlegener Thatbeweis; von ihm geht ein ununterbrochener Strom neuen Lebens in die Menschheit aus, um ihr seine Lebensmacht einzubilden; freilich eine geschichtliche Thatsache, die als ein Werk der Freiheit nicht aus dem weltlichen Kausalzusammenhang zu begreifen, sondern allein durch den Glauben zu erfassen ist. Aber wenn es sich darum handelte, das Grundwesen des Menschen zu erneuern, so konnte das nur durch eine geistige, allgemeine, ewige That geschehen, die dem Menschen nichts völlig Fremdes war, sondern nur die Vollendung und Wiederherstellung der eigenen idealen Natur bedeutete. Die selbstisch niedere Natur des Menschen ist im Christentum über sich selbst erhoben; nicht der Natur gemäß gilt es zu leben, sondern sich über sie zu erheben, sie zu verklären durch Selbstverleugnung, Weltverleugnung, Nächstenliebe, Gottesliebe (und damit auch achtungsvoller Behandlung aller seiner Geschöpfe), Herstellung wahrer Einheit in der Mannigfaltigkeit der eigenen Triebe und des großen Ganzen. Anschauliches Vorbild und Muster, Kraft und Leben aber geht von Jesu aus, der der Menschheit ewige Jugend verliehen hat. Die verpflichtende Kraft ist nicht bloß seine äußere göttliche Autorität, seine Worte, seine Werke sind Geist und Leben: „So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede" Joh. 7, 17. (Vgl. Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Leipzig, Veit, 1890.)

6. Pädagogische Bemerkungen. 1. Während das Kind mehr den augenblicklichen Neigungen folgt, sich mehr unwillkürlich zu dem oder jenem leiten läßt, muß allmählich eine selbständigere, bewußtere, aktive Anspannung des Willens eintreten. Statt bei der Lernarbeit nur

nach Lust und Neugierde zu verfahren, ist ein ernstliches Arbeiten zu pflegen. Will man etwas Nützliches zustande bringen, so muß man den Willen auf ein bestimmtes Ziel richten. Die zufälligen Begierden und Triebe sind zu beherrschen und von planmäßigem Fortschreiten abzulösen.

2. Die Gemeinschaft der Schule, die ja wohl auch den Geselligkeits- und Freundschaftstrieb zu befriedigen geeignet ist, indem sie die Gemeinschaft des Hauses erweitert, pflegt als solche den Sinn für Abhängigkeit und Unterordnung, für rechtliche Einrichtung und Einordnung, auf den jede Gemeinschaft seitens ihrer Glieder so sehr angewiesen ist. Der Eigenwille wird gebrochen und die Gemeinsamkeit des Arbeitens und Lebens selbst durch Zwang, wenn nötig, herbeigeführt. Entgegen kommt freilich dann die Unselbständigkeit des Kindes, das seiner Natur nach sich gern höheren Autoritäten fügt, besonders wenn sie noch nicht verbraucht sind, wie das leider so oft die Gleichgültigkeit der Eltern verschuldet.

3. Ohne die natürlich freie Bewegung des Kindes vorzeitig in unnatürliche Fesseln zu schlagen, ohne zu überbürden, soll es nach und nach an pünktliche Pflichterfüllung so gewöhnt werden, daß sie ihm zur anderen Natur wird. Es dürfte nicht zu schwer halten, das dafür so empfängliche Kind in die Unterordnung unter das Allgemeine, unter die Grundsätze der Gemeinschaft einzuführen, die ihm unverbrüchliche Regel sein sollen.

4. Allmählich freilich wird das erwachende Nachdenken diese Grundsätze einer prüfenden Beurteilung um so mehr unterwerfen, je größere Uneinigkeit über dieselben wahrgenommen wird. Eine zielbewußte Erziehung wird zur freien, selbständigen Erkenntnis der Notwendigkeit von Grundsätzen überhaupt, insbesondere der Weisheit und Wahrheit der christlichen überzuleiten suchen.

5. Es ist eine große Wohlthat, wenn die Gewöhnung an das Gute unter dem Schutze erziehender Mächte vor sich geht, wenn die schlimmen Einflüsse menschlicher Gesellschaft ferngehalten werden können. So wird das Gute zu einem stets fließenden, lauteren Quell aus dem Inneren des Menschen heraus.

6. Nicht oft genug kann die Gewissensfrage, ob etwas recht oder unrecht sei, gestellt werden, damit sich die Erkenntnis für Störungen und Verletzungen des Sittengesetzes schärfe und im Falle der Verletzung im Gewissen ein Rächer erstehe. Damit wächst des Gewissens Kraft nach dem Gesetz des Kontrastes im sittlichen Menschen, während der Böse, an das Schlimme Gewöhnte kaum mehr ein Gewissen hat.

7. Wie jeder Stand neben dem allgemeinen Sittengesetz seine besonderen Berufspflichten hat, so ist auch das Gewissen der Schüler insbesondere zu schärfen durch Warnung vor Obstdiebstahl, Tierquälerei, Vogelnesterausnehmen, Plagen der Mitschüler, Pflege von Anstand, von Reinlichkeit der Personen und Sachen, von Aufmerksamkeit &c.

C. Die Freiheit des Willens.

1. Bei unsern Entschlüssen haben wir das Bewußtsein freier Entscheidung. Hierauf gründet der sogenannte Indeterminismus seine Ansicht von der völligen Freiheit des Willens oder der Willkür, für diese oder jene Handlung sich zu entscheiden. Ihm tritt mit wachsender Zuversicht der Determinismus entgegen, der im Gegenteil behauptet, unsere Handlungen seien das notwendige Ergebnis der Motive, sie seien durch die Umstände und die Beschaffenheit unserer Natur ganz genau determiniert oder bestimmt.

Der Determinismus beruft sich im wesentlichen auf einen dreifachen Grund, nämlich:

einen physischen: in der ganzen Natur gelte das Kausalgesetz und mache die Wissenschaft von ihr erst möglich, auch unser Seelenleben sei ein Teil der Natur, ob man sich nun religiös-fatalistisch auf die göttliche Allmacht, gegenüber der eine unabhängige Freiheit des Menschen unmöglich sei, oder materialistisch auf die durchgängige Geltung der Naturursachen berufe und physiologisch das Bestehen des Gesetzes der Energie auch auf die Bewußtseinserscheinungen ausdehne;

einen psychologischen: die angebliche völlige Freiheit des Geistes mache ihn zu einem über dem Zusammenhang des Bewußtseins schwebenden Abstraktum, zerreiße die Einheit des Geisteslebens, die Gesamtheit der Vorstellungen, Gefühle, Strebungen in atomistische Zersplitterung, um sie in ihrem Für-sich-sein wie auf zwei Wagschalen einander gegenüberstellen zu können, während doch die Summe der entscheidenden Bewußtseinsvorgänge mit unserem Ich identisch sei;

einen historischen: die Geschichte der Zeiten, Völker und Menschen, insbesondere die Moralstatistik zeige den Menschen als Produkt von Anlagen, Erziehung und äußeren Einflüssen. Gerade die willenskräftigsten Charaktere, ein Augustin, Luther, Calvin hätten sich als Deterministen bekannt. Die Jugend und Ungebildete verwechseln ihr Selbstgefühl von Kraft in der Willensentscheidung mit dem Gefühl völliger Freiheit, das gerade der Gebildete, über sich Nachdenkende am wenigsten habe.

2. Allen diesen Gründen aber, von denen manche nicht abzuweisen sind, steht unwiderleglich gegenüber das Gefühl der Verant-

wortlichkeit für die Handlungen, das Gefühl der moralischen Schuld bei sittlichen Verfehlungen. Manchmal mag die Reue nur den Schmerz bedeuten, sich eine Blöße gegeben oder üble Folgen sich zugezogen, und den sehnlichen Wunsch, anders gehandelt zu haben. Sie mag vielleicht auch nicht bloß der augenblicklichen Handlung gelten, sondern ein Schmerz, aber ein nur um so bitterer über den tiefer liegenden, bleibenderen schlimmen Zustand des Willens sein. Ein Verantwortlichkeitsgefühl ist sie damit doch. Und mit den genannten Vorwürfen von Thorheit und Mißgeschick ist das reine, echte Gefühl wirklicher sittlicher Verschuldung nicht erklärt. Wir können aber dieses Gefühl nur haben, wenn uns ein allgemeinverbindliches, erfüllbares Sittengesetz obliegt, wenn es ein sittliches Ideal, ein höchstes Gebot für uns giebt. Für ein einfach selbstverständliches Geschehen, für ein absolutes Müssen gäbe es kein Gebot. Das Sittengesetz wendet sich an die Freiheit. Wäre unsere Seele mit einem unbedingten Nichtanderskönnen in den Kausalzusammenhang verflochten, so müßten wir bei unseren Handlungen das Gefühl des Zwanges, der mechanischen Nötigung haben und völlig unerklärlich bliebe das Bewußtsein der Freiheit.

Ursachen mögen vorliegen, ein Kausalzusammenhang vorhanden sein und doch kein Zwang. Auch im Zusammenhang unserer Vorstellungen herrscht das Gesetz der Kausalität, darum aber noch nicht der Zwang, gerade diese und keine andere Gedankenreihe zu bilden. Innerhalb der Notwendigkeit der psychologischen Gesetze ist uns also ein weiter Spielraum gegeben, ist Raum, das Ideal des Wahren auf dem Gebiet des Wissens oder des Guten auf dem Gebiet des Handelns zu verwirklichen. Das psychologische Geschehen ist niemals seiner Naturgesetzmäßigkeit entnommen, und doch ist es nur das Mittel in der Hand einer höheren Gesetzmäßigkeit, doch soll es nur dienen einem höheren Ziel, der kausale einem teleologischen Zusammenhang (griech. telos = Ziel). Das Gefühl der Freiheit ist eben das Bewußtsein von dieser höchsten Macht, dem alle Naturereignisse auf dem Gebiet des Seelenlebens zu dienen haben, von dem bedingungslos verbindlichen Gebot des Guten. Erst der Glaube an einen überweltlichen Gott, der Glaube an ein überweltliches Gesetz konnte auch den Gedanken wahrer Freiheit erzeugen, die uns mitten in der natürlichen Welt notwendiger Ursachen in ein höheres Reich der Vernunft versetzt, der sie zu dienen haben. Damit ist aber auch der Glaube gegeben, daß

dies höchste Gesetz nicht unserer Natur nur aufgeklebt oder gar nur willkürlich gegeben sei, sondern es ist ihr zugleich immanent, in ihr innerlich angelegt und weist von Haus aus sie empor zur höheren Vollkommenheit des göttlichen Ebenbildes.

3. Ein wesentlicher Unterschied von der durch den Determinismus bekämpften Freiheit hat sich uns ergeben: eine reine formale Freiheit, ganz beliebig in jedem Augenblick das Entgegengesetzteste willkürlich zu thun, können wir nur als ein Abstraktum ansehen. Solche absolute Wahlfreiheit mit ihrer bodenlosen Willkür würde aller psychologischen Erfahrung und Gesetzmäßigkeit widersprechen und auch das Gefühl der Verantwortlichkeit nicht erklären: denn wenn das Ich sich blindlings für etwas entscheidet, ohne daß die Motive wirklich sein Eigentum geworden sind, kann es sich auch nicht so recht schuldig bekennen. Das Selbst kann man überhaupt von seinen Vorstellungen, Gefühlen, Strebungen gar nicht ablösen: indem ich mich selbst bestimme, verursache ich die Handlung, gemäß meiner ganzen Natur, wie sie durch Anlage und Umstände nach und nach geworden ist. Aber nur die flachste Äußerlichkeit der Betrachtung kann sich bei der bloßen Mechanik des Nebeneinanders der Elemente des Bewußtseins beruhigen und die verborgene Triebkraft unseres innersten Wesens, die auf Vervollkommnung unserer Natur, auf die Erfüllung des göttlichen Gesetzes geht, übersehen. Neben und über der kausalen Verkettung steht die teleologische Richtung, die Zielstrebigkeit unserer wahren Natur, der jene unbewußt dienen muß. Wir sind berufen, über die niederen Triebe, die selbstischen, sinnlich-natürlichen Neigungen uns zu erheben, sie zu beherrschen und so zur materialen Freiheit des Geistes zu gelangen. Solche Freiheit ist nicht etwas nur Negatives, sondern die Möglichkeit eines positiven inhaltlichen Thuns. Mit Recht nimmt daher auch die Jurisprudenz beim normalen Menschen die Möglichkeit einer freien Willensbestimmung an, d. h. der Unabhängigkeit von den materialen Motiven des Augenblicks und der Willensbestimmung gemäß dem geltenden Gesetze. — Auch Wundt redet von der Möglichkeit einer Steigerung der psychischen Energie.

4. Hermann Lotze spricht sich in seiner Medizinischen Psychologie, 1852, S. 91 ff. zur Empfehlung der Freiheit mit den Worten aus:

„Diejenigen, die da glauben, daß die Strenge des Kausalnexus durch das ganze geistige Leben festgehalten werden müsse, werden doch zugeben, daß ein Teil desselben aus dem physischen Gebiet heraus und ganz in die Natur der Seele fällt. Sie werden zugeben, daß es zwar Lichtwellen sind, die jeden Anblick vermitteln, aber daß das Lachen, das ein komisches Bild erregt, nicht nach physischen Gesetzen durch Irradiation des optischen Eindrucks auf die Zwerchfellsnerven, sondern dadurch erzeugt wird, daß das Gesehene in eine Gedankenwelt aufgenommen, dort mit allgemeinen Tendenzen des Geistes, die durch nichts Physisches kommensurabel sind, verflochten wird und zuletzt einen Gemütszustand erregt, mit dem nun erst wieder die Natur einen Impuls zu körperlicher Funktion, zum Lachen, verbunden hat. — Gedanken, Gefühle, Strebungen sind nicht etwas nur Ideelles im Sinn reiner Unwirklichkeit, sie sind vielmehr, sofern sie eben Zustände einer realen Seele sind, im ganz gleichen Sinn etwas Wirkliches, durch ein substantielles Dasein Getragenes als die Zustände der Massen. — So wie wir nun annehmen, daß aus inneren Erregungen der Seele sich Bewegungen der körperlichen Massen entspinnen können, so müssen wir umgekehrt auch die Möglichkeit zugeben, daß solche Bewegungen, von außen angeregt und auf die Seele übergehend, verschwinden können, indem sie sich in innere Zustände derselben verwandeln. — Doch können wir nicht glauben, daß die Seele ihre inneren Thätigkeiten des Empfindens und Vorstellens nur *nach* dem Eindruck des Reizes oder *bei Gelegenheit* desselben entwickelt, ohne daß der Reiz selbst, indem er der Seele eine Art des Leidens zufügt, einen Teil seiner Stärke zur Erzeugung eben dieses Leidens aufzuopfern hätte."

5. *Pädagogische Bemerkungen.* 1. Die Moralstatistik, die allerdings die rein formale Wahlfreiheit widerlegt, kann nur das Äußerlichste der Kulturhöhe eines Volkes u. s. w. inbetracht ziehen, das selbstverständlich einen um so größeren Einfluß haben muß, auf je tieferer Stufe moralisch-materialer Freiheit die Individuen stehen. Das Wichtigste bei den Willensentscheidungen ist die *ganze Beschaffenheit des sich bestimmenden Selbsts.* Hängt so viel von ihm ab, so bleibt dessen Erziehung, dessen Gewöhnung an das Gute von der höchsten Bedeutung. Und nur wenn es möglich ist, dem Sittengesetz gemäß sich zu verhalten und zu bessern, *nur unter der Voraussetzung der Freiheit, hat überhaupt Erziehung einen Sinn.* Diese Teleo-

logie unseres Wesens hebt der Kausalzusammenhang nicht auf, sie benutzt ihn vielmehr für ihre Zwecke, wie sich aus dem Folgenden ergiebt.

2. Nicht unsere Natur allein bestimmt den Willen, sondern unser ganzes früheres Verhalten, willkürliches und unwillkürliches Thun, Wollen und Wirken tragen ihr Teil bei. Kein Ereignis unseres Lebens bleibt ohne Rückwirkung auf das Ganze. Ein Gefühl ist mit seinem Ablauf nicht auch mit all seinen Nachwirkungen aus der Seele verschwunden; jeder Willensakt hinterläßt irgendeine Spur im unbewußten, unwillkürlichen Leben, die oft wichtiger ist als die äußere Folge. Darin liegt nun aber auch die Möglichkeit, die Elemente unseres inneren Lebens zu stärken oder zu hemmen und zu ändern, je nachdem sie unserer Bestimmung entsprechen oder nicht. Wir vermögen unseren eigenen Willen, unser Selbst zu erziehen, wir vermögen wie eine Diätetik des Leibes, so auch der Seele zu üben.

3. Wenn die Willensentscheidungen hienach, wie alle psychischen Thätigkeiten, eine bleibende Spur hinterlassen und eine Fertigkeit, in einer bestimmten Richtung zu wollen, erzeugen, wenn sie den Willen unvermerkt in ihre Richtung hineinziehen, so daß er mit steigender Leichtigkeit darin sich bewegt und dabei verharrt, so zeigt sich die Wahlfreiheit als nur abstraktes, theoretisches Vermögen. Nehmen wir noch dazu die Richtung, welche die Neigungen, die Triebe in früheren Geschlechtern gewonnen und vererbt haben, so schränkt sich auch das Gebiet der materialen Freiheit immer mehr ein, vollends durch die Leidenschaften, die den Willen zu ihrem Sklaven machen. Doch muß es auch hier noch möglich sein, eine andere, vernünftige Richtung einzuschlagen. Es erhellt daraus nur die ungemeine Wichtigkeit einer planmäßigen, entschieden gerichteten Erziehung.

4. Wer nur dann und wann, nur zufällig zum Guten sich entschlösse, dessen sittliches Verhalten würde aus einem unsicheren Tasten, einem unberechenbaren Schwanken nie herauskommen, er wäre nicht wahrhaft frei. Die wahre Freiheit besteht nicht in willkürlichen Akten, sie ist vielmehr eine in dem Sinne vernünftige, daß der Mensch in seinem ganzen Gebahren eine seinem wahren Wesen entsprechende Richtung einschlägt. Dann ist er frei über die niederen Triebe und doch eigentlich nicht mehr willkürlicher Herr seiner Entschlüsse, er kann gar nicht mehr anders, aber nicht durch eine seinem Willen fremde Notwendigkeit gezwungen; er hat sich selbst gebunden und will gar nichts anderes. Die wahre, materiale Freiheit findet sich also da, wo man das Sittliche zu dem klar bewußten und entschieden gewollten Zweck seines Lebens gemacht hat, wo man sich mit Ausdauer und Kraft, mit völliger Hingabe der Erfüllung des Guten widmet, sie ist gleichbedeutend mit dem sittlichen Charakter.

5. Die Entwicklung des sittlichen Urteils, Triebs, Gewissens, Schuld- und Verantwortlichkeitsgefühls hängt nicht bloß von

der Freiheit, von der eigenen Entscheidung des Individuums, sondern und gerade als solche von der Umgebung und Erziehung ab, von der Behandlung und Gewöhnung. Die Freiheit zum Guten ist als Sache der Entwicklung eine folgenschwere Mitgabe des Elternhauses, der Schule und aller anderen Einwirkungen auf die Kindesseele: „Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist" Matth. 18, 6.

6. Um gerecht zu urteilen, dürfen wir nicht nach dem, was der Mensch von seinem Bewußtsein im Augenblick offenbart, wie er gerade handelt, allein schließen. Es ist wohl möglich, daß er tiefere Tendenzen absichtlich oder unabsichtlich verhüllt, daß er momentan nur den hellen Vordergrund seines Strebens kundthut, daß aber auch der unbewußte Hintergrund ihm und anderen überraschend plötzlich zutage tritt.

7. Das Verantwortlichkeits- und Schuldgefühl zeigt sich schon beim Kinde: es ist unruhig, wenn es von einer Schuld bedrückt wird, und sucht sich zu verstecken und zu entziehen, aber auch zu gestehen, um die Qual seines jungen Herzens los zu werden; der Gutenachtkuß der Mutter hat schon manches reumütige Geständnis, schon manchen Thränenausbruch entlockt. Selbstverständliche Voraussetzung dabei ist, daß das Kind durch Belehrung auf den Unterschied von gut und bös aufmerksam gemacht worden ist, daß der Unterricht dem angeborenen sittlichen Gefühl zur bewußten Klarheit verholfen hat.

8. So ist im Kinde die sittliche Freiheit eine werdende: im Bewußtsein seiner Ohnmacht, seiner Hilfsbedürftigkeit beugt sich das Kind williger unter die mächtigeren, geschickteren, gescheiteren, klare Ziele fest verfolgenden Älteren, erweist ihrer Autorität, ihrem Ansehen Ehrerbietung und Gehorsam und erwidert ihre Teilnahme und Fürsorge mit ursprünglicher Zuneigung, mit Vertrauen und Dankbarkeit, alles starke Bande und Mittel der Leitung.

9. Die angeborene Selbstsucht verleugnet sich freilich auch nicht und regt sich in Eigenwille und Eigensinn, meist leider großgezogen von unverständig schwacher Erzieherliebe, die allen Wünschen und Launen der Kinder nachgiebt und es an folgerichtigem Halten auf die Erfüllung der einmal gegebenen Gebote mangeln läßt. Völlig verfehlt ist die häufige Art, unschuldige Freiheitsregungen, kindliche Lust, muntere Spiele, wo wirkliche Sittengebote nicht verletzt werden, zu verbieten, vollends wenn dann auf das Halten des Verbotes nicht gedrungen wird. Die Einschnürung der kindlichen Natur kann sich leicht später durch um so gewaltsamere Reaktion auf gar nicht indifferenten Gebieten rächen, die Gewöhnung an die fast als selbstverständlich geübte Nichtachtung gegebener Gebote die übelsten Früchte tragen.

10. Das sicherste Mittel zur Überwindung der natürlichen Selbstsucht sind nicht Ermahnungen, die meist in den Wind geredet erscheinen,

sondern allmähliche Gewöhnung, die so sehr durch das Bedürfnis, der kindlichen Natur sich anzulehnen, erleichtert wird. Wie aber die Gewöhnung die Ausübung des Guten als eine Sache der Selbstverständlichkeit behandeln und durch die mit der Ausübung gesteigerte Fertigkeit zur anderen Natur werden lassen soll, so hat die Erziehung andererseits auch die klare Erkenntnis des Guten zu pflegen, damit es in kritischen Fällen mit bewußter Entscheidung erwählt werde.

2. Die Arten der Willensbeschaffenheit.

A. Die Individualität.

a. Die Individualität im allgemeinen.

1. Wir fanden in der menschlichen Seele im ganzen eine Dreiheit von ursprünglichen Elementen: Erkennen, Fühlen, Wollen. Nun ist aber diese Dreiheit nicht in jedem in gleicher Weise vorhanden, die einzelnen Elemente, unter denen immerhin der Wille als Aktivität am meisten vorschlägt, sind nach Umfang und Stärke oder Quantität und Qualität, Frische und Geschwindigkeit verschieden gemischt, und so ergiebt sich eine unendliche Fülle von individuellen Verschiedenheiten, welche die Psychologie unmöglich alle aufzählen kann. Einige sind aber typisch, sie können als Musterbild für viele ähnliche Fälle dienen. Eine merkbare Abweichung wird z. B. entstehen, wenn eines der genannten drei Elemente vorschlägt, oder innerhalb von einem derselben eine besondere Anlage, z. B. kann bei einem mehr äußerlich Gerichteten der Zug zur sinnlichen Wahrnehmung und im einzelnen die Entwicklung einzelner Sinne, bei dem anderen, innerlicher Veranlagten das abstraktere Denken vorschlagen; man kann daher von einer Anlage zur Poesie, zur Musik u. s. w. reden. Sinnige Naturen leben mehr beschaulich in der passiven Anempfindung, in der Erinnerung, in der Vertiefung in die Welt, thätige unruhig im Hinausstreben, in der Thatkraft, in der Unterwerfung der Welt. Goethe läßt in der Gestalt der Pandora die höchste Schönheit den beiden feindlichen ungleichen Brüdern Epimetheus und Prometheus erscheinen: jener nimmt sie in hingebender Liebe zu sich und erliegt völlig ihrem Zauber, bis sie ihn nach einem Jahr zurückläßt mit der sehn-

süchtigen Erinnerung im Herzen, dieser nahm nur ihre schöne, reine Form mit seinen Augen auf und bildete danach die schönsten Bilder aus Erz, die, nun ihrerseits ihm dienstbar, unter seinen Händen lebendig wurden. Die hervorragendsten Einteilungsgründe solcher Verschiedenheit sind die von Temperament, Geschlecht und Alter (s. die folgenden Abschnitte).

Wie sich durch Natur und Pflege das geistige Vermögen ganz spezifische Fähigkeiten ausbilden kann, hat C. Fortlage (Vier psychologische Vorträge, 1874, S. 4 ff.) schön ausgeführt: „Ich habe Knaben gekannt von gesundem, praktischem Verstand, denen es nicht möglich war, den Euklidischen Beweis vom Verhältnis des Zentriwinkels zum Peripheriewinkel zu fassen. Ich habe Jünglinge gekannt von praktischem Verstand, welche nicht davon zu überzeugen waren, daß der Punkt in der Geometrie keine Ausdehnung habe. Ich habe Männer gekannt und sogar gelehrte Männer, welche den logischen Unterschied zwischen einem streng allgemeinen und einem aus der Erfahrung geschöpften Urteil nicht einzusehen vermochten. Allen diesen Personen fehlte es durchaus nicht an Verstand, sondern ganz allein an inn e r e m Sinn für das, worauf der Verstand sich richten sollte und entweder nicht konnte oder nicht mochte. Hätten sie sich überwunden, ihren inneren Sinn, ihr inneres Auge auf den Punkt, worauf es ankam, scharf zu heften, so würde ihr Verstand mit Leichtigkeit zur Einsicht gekommen sein. — Es hat berühmte Geometer, Philosophen und Naturforscher gegeben und giebt sie noch, denen in hohem Grade der Sinn für Geschichte mangelte. So z. B. zeigte sich Moses Mendelsohn unfähig, in seines Freundes Lessing geistvolle Untersuchungen über den Entwicklungsgang der Menschheitsgeschichte einzugehen, dessen sonstige Ideen er doch sehr gut verstand. — Bei anderen mit den besten äußeren Sinnen, dazu mit einem scharfen Verstande ausgestatteten Menschen vermissen wir den inneren Schönheitssinn. Die Grazien sind leider ausgeblieben. Der ästhetische Geschmack hängt weder an guten Augen, die Berge, die Wolken, die Wälder und ihre Schattierungen genau zu sehen in Nähe und Ferne, noch am Verstande, sich in der Gegend, worin man ist, zurecht zu finden, sondern es ist ein inneres Auge, welches inwendig schaut. — Zu den inneren Sinnen gehört auch der Gerechtigkeitssinn. Wie verschiedenartig finden wir ihn angelegt bei Knaben desselben Alters! Obgleich er bei keinem gänzlich mangelt, so liegt er doch bei manchem in einem so tiefen Schlummer begraben, daß sie von einer steten Versuchung geplagt sind, ehrgeizige

Vorteile über andere zu gewinnen, andere zu tyrannisieren und zu unterjochen, wo ihre Kräfte nur dazu immer hinreichen. — Einige Menschen haben viel Sinn für Scherz, andere verstehen gar keinen. Wie unbehaglich wird uns leicht solch ein Mensch, welcher niemals aus dem Pathos herauskommt! Er redet vielleicht lauter Verstand, er ist ein vortrefflicher Räsonneur. Er irrt selten und dennoch wird es uns nicht recht behaglich in seiner Nähe, weil niemals Heiterkeit in sein Antlitz kommt, er sich niemals eine kleine Weile gehen läßt. Es fehlt ihm zwar nicht ein äußerer, wohl aber ein innerer Sinn."

2. Der Ursprung der individuellen Eigentümlichkeit ist mit dem Anfang des Organismus gegeben. Man spricht daher von einem angeborenen Naturell. Es bleibt von grundlegender Bedeutung, wie viel auch Stand und Erziehung, Nahrung und Ausbildung, Klima und äußere Verhältnisse ändern, wie sehr auch die Gewohnheit des Zusammenseins, die gemeinsame Arbeit und Lebensart mit anderen einen zwar unbewußten, unmerklichen, doch um so tieferen Einfluß ausüben möge. Und wie leiblich Statur und Gesichtszüge das ganze Leben hindurch im allgemeinen ihren ganz bestimmten Typus behalten, so vermag auch die Physiognomie der Seele nur schwer geändert zu werden. Man darf in dieser Hinsicht wohl von unübersteiglichen Schranken der Erziehung reden. Ja, wie diese äußeren Eigentümlichkeiten schon ein Erbe der Väter sind, so auch die inneren. Nicht als ob sich nicht vieles im Laufe der Jahre erwerben und abändern ließe, aber was zu sicherem Eigentum geworden ist, das hält auch die Natur zähe fest und läßt es nicht leicht wieder los; ihr physisches Gedächtnis in dieser Richtung ist ein recht treues. Wenn auch ein Merkmal verschwunden scheint, es kann nach mehreren Geschlechtern erst wieder auftauchen (Atavismus). Als Regel gilt: am leichtesten wird vererbt, was sich dauerhaft und tief in die Organisation eingeprägt hat, und zwar am ehesten einfache, elementare, unbestimmte, physische Anlagen, zunächst Instinkte, dann Sinnes- und Gefühlsanlagen, nicht aber völlig ausgeprägte individuelle Eigentümlichkeiten. Krankhafte Anlagen und unsittliche Neigungen, allerlei Abnormitäten haben glücklicherweise die Tendenz, der Heilkraft der Natur, wenn nicht gleich im ersten Gliede, so doch in den bald darauf folgenden zu erliegen. Sonst wäre die Menschheit durch Vererbung ihrer Krankheiten längst ein großes Spital ge-

worden. Immerhin müssen die Kinder für die Sünden der Väter oft fürchterlich büßen. Aber das wird doch weit überwogen durch die überströmende Fülle von Gesundung, die aus dem unerschöpflichen Borne göttlichen Segens strömt, wie dies schon die altmosaischen Worte am Schluß des Gesetzes aussprechen: „Ich der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied", 5 Mos. 5, 9 f.

Abgesehen aber von den Einflüssen der Vererbung und der Umgebung, von angeborenen und erworbenen Anlagen hat die Natur an sich die Neigung, im Fortschritte der Geschlechter das Unbestimmtere zu differenziieren zu der Bildung eigentümlicher Verschiedenheiten. Wir sehen also eine solche Fülle von Ursachen zum Entstehen mannigfaltigster Individualitäten zusammenwirken, daß es für die Forschung unmöglich wird, die einzelne Erscheinung aus dem Kausalzusammenhang zu erklären.

3. Die Darwinsche Schule wollte auch die höchsten menschlichen Anlagen, die geistigen Grundvermögen, die Formen des Denkens, Fühlens, Wollens durch Vererbung erklären (Herbert Spencer, Prinzipien der Psychologie, 1855): sie seien nur für das einzelne Individuum insofern apriorisch, als sie von ihm nicht erworben seien, aber erklärbar aus den Erfahrungen des ganzen Geschlechtes und daher für dieses aposteriorisch. Allein, selbst wenn man die Richtigkeit der Descendenztheorie im allgemeinen zugäbe, wir mögen noch so weit in der Geschichte des Geschlechts zurückgehen, wir finden immer Individuen mit gewissen Anlagen, niemals etwas völlig Leeres, und wie und was nun auch erworben worden ist, es bleibt immer nur eine Fortsetzung des ursprünglich Angelegten. Außerdem ist der erkenntnistheoretische Begriff des Apriori durch keine psychologische Analyse ableitbar. Denn mit einer Erklärung aus einem naturgeschichtlichen Werden kann über die Geltung der Formen unserer Erkenntnis gar nichts ausgemacht werden. Was für uns nun einmal als Gedankennotwendigkeit dasteht, kann seiner Natur nach nicht weiter erklärt werden; es ist ein unwiderstehlicher Vorgang, bei dem wir Halt machen müssen; über den Menschen und seine Funktionen können wir nicht zurückgehen.

Wie Harald Höffding über diese letzten Fragen sich ausspricht, möge wörtlich angeführt sein (Psychologie VII, Kap. 3): „Vom rein psychologischen Standpunkt müssen wir sagen: Selbst wenn der individuelle Organismus, der trotz seiner Totalität und relativen Abgeschlossenheit dennoch eine Republik von Zellen ist, als aus Elementen zusammengesetzt erklärt würde und sein Ursprung durch das Gesetz vom Bestehen der Energie verständlich wäre, so wäre hiermit das individuelle Bewußtsein, die Bildung eines eigentümlichen Mittelpunkts der Erinnerung, des Wirkens und Leidens nicht erklärt. Daß ein solches inneres Zentrum entstehen kann, ist das Grundproblem all unserer Erkenntnis. Jeden einzelnen Zug, jede einzelne Eigenschaft können wir uns vielleicht durch die Macht der Erblichkeit und den Einfluß der Erfahrungen erklären; die innere Einheit, auf welche sich alle Elemente beziehen und durch welche die Individualität eine psychische Individualität ist, stellt sich uns als ein ewiges Rätsel dar. Es ist uns unmöglich, etwas dem Bestehen der Energie Analoges auf dem geistigen Gebiet durchzuführen. Das psychische Individuum ist einer der Grenzpunkte der Wissenschaft."

4. Pädagogische Bemerkungen. 1. Je weniger es möglich ist, im Rahmen einer psychologischen Zusammenfassung, die nur einige Grundzüge geben kann, die Mannigfaltigkeit der Individualitäten darzustellen, um so größer bleibt die Aufgabe der pädagogischen Erfahrung, die Individualität der Zöglinge zu erkunden und danach auf sie einzuwirken.

2. So wenig als die angeborenen Anlagen darf man die erworbenen überschätzen; neigte man früher mehr zu jener Einseitigkeit, welche bis zur Annahme einer Unveränderlichkeit der Anlage sich steigerte, trotz der offenbaren Veränderungen im Laufe der Lebensjahre, so glaubte man neuerdings aus dem Menschen alles machen zu können und leitete alle Individualität aus der Erziehung ab (so Stuart Mill). Dem widerspricht aber die Erfahrung größter Verschiedenheiten bei ganz gleichmäßiger Erziehung. Die einmal vorhandene Mischung der Grundkräfte scheint als ein gleichmäßiger Typus eine gewisse Unverwüstlichkeit zu besitzen.

3. Nichtsdestoweniger soll eine planmäßige Erziehung in den Grenzen ihrer Möglichkeit die Individualität entwickeln. Das ist schon mit Rücksicht auf die angeborene Selbstsucht, „das radikale Böse", notwendig; aber auch im Hinblick auf die anderen Anlagen: Rousseaus Forderung, das Naturell seiner eigenen Entwickelung zu überlassen, ist schon deshalb

eine ganz unpsychologische, weil die angeborenen Anlagen thatsächlich nicht bloß eine geringere oder größere Unbestimmtheit an sich tragen und erst durch allerlei Lebenserfahrungen eine bestimmtere Richtung und Ausprägung erhalten, sondern nach der egoistischen Erhaltung des Selbsts neigen. Wie viel kommt also auf die besonderen Einwirkungen an!

4. Es ist daher zum großen Teil in die Hand der Erzieher gelegt, aus dem Naturell heraus eine religiös-sittliche Persönlichkeit werden zu lassen. Doch ist es unmöglich, hierfür die Schablone eines Normalrezeptes anzugeben. Wie der göttliche Idealmensch Jesus sicher eine individuelle Gestalt war, so handelt es sich bei jedem einzelnen darum, das von Jesu gegebene Urbild persönlich individuell auszugestalten.

5. Was bei den Massen der Zöglinge der öffentlichen Schulen weniger möglich ist, das hat das Haus, die Familie als ihre besondere Aufgabe zu erkennen: die individuelle Eigenart der Gemüts- und Willensregungen, die Unterschiede der Begabung auf den verschiedenen Gebieten, die Talente zu erkennen, zu berücksichtigen und zu höherer Vollendung zu entwickeln, auch sich hüten, eine eigenartige Entwicklung zu hemmen, sie vielmehr in vernünftiger Weise zu fördern.

6. Im Unterricht der Schule werden insbesondere die intellektuellen Unterschiede offenbar: da giebt es beschränkte, schwerfällige, harte, aber auch helle, offene, leichte, vielseitige Köpfe; da giebt es solche, die wenig und widerwillig aufnehmen und schwer verarbeiten, andere, die eine Masse mit Leichtigkeit verzehren und verdauen. Übung vermag auch hier die Fähigkeiten bis auf ein gewisses Maß zu steigern.

7. Bei dem geistigen Proletariat, mit welchem die höheren Berufsarten überfüllt werden, sollte man mit Entschiedenheit die weniger Begabten vom Besuch der höheren Schulen ausschließen. Im allgemeinen haben die Schulen bei ihrem Massenunterricht ein Durchschnittsmaß der Begabung vorauszusetzen, ohne aber mit Rücksicht auf die Stärkeren und Schwächeren u. s. w. die Individualisierung auszuschließen.

---

b. Der Temperamentsunterschied.

1. Unser geistiges Leben ist von Natur auf einen bestimmten individuellen Ton gestimmt; ein Unterschied des Gefühls- und Trieblebens macht sich bemerklich, und daher spricht man von verschiedenen Temperamenten, ein Begriff, der schon seiner Wortbedeutung nach auf eine eigentümliche Erregungsfähigkeit hinweist (lat. tempero = ich halte Maß).

Nach den vier Elementen des Empedokles (Luft, Feuer, Erde, Wasser) hat schon der griechische Arzt Hippokrates vier verschiedene Säfte im Menschen angenommen (Blut, Schleim, weiße und schwarze Galle, welch letztere übrigens aus rein physiologischen Ursachen bei jedem Menschen zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Färbung annehmen kann). Nach ihrer verschiedenen Mischung und Wärme unterschied Galenus vier Temperamente: das sanguinische (lat. sanguis = Blut), cholerische (griech. chole = Galle), melancholische (griech. chole und melas = schwarz) und phlegmatische (griech. phlegma = zäher Schleim). Unter Verlassung der willkürlichen und unhaltbaren physiologischen Begründung des Altertums hat man neuerdings ziemlich allgemein als Einteilungsgrund der Temperamente, die freilich nur die gröbsten, allgemeinsten Individualitätsunterschiede bezeichnen können und unter sich wieder eine mannigfaltige Mischung zulassen und fordern, also nicht einmal ausgesprochen gültige, auf jeden Menschen anwendbare Allgemeintypen angeben, die Erregbarkeit angenommen und kann die genannten vier Klassen etwa als die schnelle und flache, schnelle und tiefe, langsame und tiefe, langsame und flache Erregbarkeit bezeichnen: die Menschen sind also hiermit nach der verschiedenen Lebhaftigkeit und Kraft, mit der sie die Eindrücke aufnehmen, eingeteilt.

Schon Haller hat im vorigen Jahrhundert die Reizbarkeit zugrunde gelegt. Kant ergänzte ihn durch Hinzufügung der Thätigkeit und sprach, ausgehend davon, daß die Schnelligkeit des Blutlaufs, der langsame und beschleunigte Puls sich auch in der geistigen Regsamkeit zeigt, von einem leichtblütigen, warmblütigen, schwerblütigen und kaltblütigen Temperament (vgl. die Redensart: er hat leichtes Blut; vasomotorisches Zentrum). Lotze sprach von einer verschiedenen Geschwindigkeit, Mannigfaltigkeit, Intensität, Konsequenz oder Unstätigkeit, mit welcher der Wechsel der Vorstellungen, Gefühle und Strebungen der Seele vor sich geht. Ulrici teilte ähnlich nach Geschwindigkeit, Intensität und Energie ein, mit welcher die Außenwelt auf die Seele und diese auf jene wirkt. Sigwart unterschied ein lebhaft bewegliches, kräftig energisches, still in sich gekehrtes und ruhig gleichmäßiges Temperament. Auch Wundt beurteilt die Gemütsbewegungen je nach dem Grad ihrer Stärke und der Schnelligkeit des Wechsels: schwach und geschwind, stark und geschwind, stark und langsam, schwer und langsam.

Immerhin scheinen sich diese Einteilungen der Aktivität mehr auf

die intellektuelle Erregungs- und Reaktionsfähigkeit zu beziehen; sie haben die beiden entgegengesetzten spezifischen Pole des Gefühls, die zunächst aus dem allgemeinen Lebensgefühl, aus dem Fortgang der vegetativen Funktionen entspringen und unsere ganze Stimmung und Haltung am meisten beeinflussen, Lust und Unlust, auf die Seite gedrängt. Rümelin that daher einen glücklichen Griff, als er auf die alte Unterscheidung von Eukoloi und Dyskoloi (griech. = leicht und schwer verdaulich) zurückgriff, um ein helles und dunkles, heiteres und trübes, frohes und trauriges Temperament zu unterscheiden, das für alle Zustände und Handlungen des Menschen von grundlegender Bedeutung ist.

2. Man könnte die herkömmlichen Temperamente etwa folgendermaßen charakterisieren: vom Sanguiniker werden die Eindrücke rasch und leicht aufgenommen, aber weniger tief verarbeitet oder nachhaltig bewahrt; die Vorstellungen folgen einander ebenso geschwind, als sie verschwinden, die Reproduktion der Vorstellungen ist eine lebhafte und vielseitige und an die Bewegung der Vorstellungen knüpft sich eine ebenso leichte Erregung des Gefühls und Anreizung des Strebens, ohne aber nachhaltig zu sein. Wir haben das Bild des Frohsinns, der Geselligkeit, Gemütlichkeit, Lenksamkeit, Vielseitigkeit, der Neugierde, des Witzes, lebhafter Phantasie und Unternehmungslust, aber auch der Flüchtigkeit, des Leichtsinns, der Zerstreut- und Flatterhaftigkeit, des Mutwillens, der Genußsucht, Untreue.

Der Choleriker ist weniger vielseitig, aber immerhin noch schnell und um so heftiger, tiefer, nachhaltiger erregbar; er reagiert mit großer Energie; er eilt nicht zu neuen Vorstellungen mit einer Flüchtigkeit, die die alten nicht verarbeitet, aber er zeigt für die ihm zusagenden Gebiete Scharfsinn und Verstand, insbesondere aber vermöge der tiefen Eindrücke auf sein Gemüt eine Entschiedenheit und Kraft der Entschlüsse, welche für die Ausführung bürgt; was sich ihm in den Weg stellt, hat seine Stärke, seinen Affekt, seine Leidenschaft zu spüren. Wir haben in ihm das achtungswerte Bild von Offenheit, Aufopferung, Thatkraft, Ausdauer, Mut, Kühnheit, aber auch von Eigensinn, Stolz, Herrschsucht, Verwegenheit, Anmaßung.

Der Melancholiker läßt sich die Eindrücke tief ins Gemüt gehen („tiefsinnig", „schwermütig"), verarbeitet sie hier zu dauernden Stimmungen, die er schwer los wird. Was er erfährt, zittert in seinem

Gefühle nach und wird hier nicht in seiner objektiven Bedeutung, sondern in seinem Gefühlswert hoch oder niedrig geschätzt; er ist nicht allseitig, er nimmt nur auf, was seiner Stimmung zusagt, grübelt darüber nach, schließt sich gern in seine Gedankenwelt ein und hält sie zäh fest. Man kann ihm schwer etwas recht machen. Er ist das Bild tiefen Nachdenkens, geduldiger Ergebung, anhänglicher Liebe, treuer Beharrlichkeit, aber auch der Empfindlichkeit, Bedenklichkeit, des Argwohns, der Tadelsucht, der Neigung zu Einsamkeit und Schwermut.

Der Phlegmatiker besitzt eine geringe Erregbarkeit seiner vielleicht guten Geistesanlagen, er wird durch die Eindrücke nur langsam, auch nicht nachhaltig angeregt, Freud und Leid fechten ihn wenig an, nichts geht bei ihm tief, zum Handeln kommt er schwer, vollends zu Affekten oder Leidenschaften läßt er sich nicht aufregen. Er läßt sich gehen, vom Strome treiben. Die süße Gewohnheit ersetzt ihm den Charakter. Er mag besonnen, bedächtig, verträglich sein, er liebt in manchmal fast beneidenswerter Weise die ruhige Behaglichkeit; er ist das Bild der Unthätigkeit, Trägheit, Bequemlichkeit, Genußsucht, manchmal auch des Geizes.

3. Es ist zwar um so weniger zulässig und mehr eine geistreiche Spielerei, diese geistigen Eigenschaften auch in der leiblichen Gestaltung ausgeprägt finden zu wollen, als in Wirklichkeit kein einziger Mensch ein reines Bild eines der angegebenen Temperamentsunterschiede bietet, diese vielmehr zu vielfacher Mischung verschmolzen sind, aber wir können es uns nicht versagen, die hübsche Zusammenstellung G. Hagemanns (Psychologie, 5. Aufl., 1889, S. 173) hierher zu setzen: „das sanguinische Temperament äußert sich durch einen zarten, schlanken Körperbau, ein rundes Kinn, schlanken Hals, blühende Gesichtsfarbe, beweglichen Blick, hohe Reizbarkeit des Nervensystems; das cholerische Temperament durch einen muskulösen, gedrungenen Körperbau, scharfgezeichnete, ausdrucksvolle Gesichtszüge, schwarze, feurige Augen, dichtes, krauses Haar, festen Gang; das melancholische Temperament durch eine lange, hagere, schwächliche Körpergestalt, einen wohlgebildeten, länglichen Kopf, schlichtes, schwarzes und weiches Haar, matte, grünlich-graue Augen, feine Augenbrauen; das phlegmatische Temperament endlich durch einen aufgedunsenen, schwammigen Körper, eine fleischige Nase, kräftige Kinnbacken, bedeutungslosen Blick, nachlässigen Gang."

4. Pädagogische Bemerkungen. 1. Die Temperamente als die bleibende Neigung des Menschen zu gewissen Stimmungen sind für die Erziehung ebenso viele Angriffspunkte zur Abwehr der verwerflichen Einseitigkeiten und zur Pflege der Lichtseiten.

2. Dem sanguinischen Fluge der Gedanken, Gefühle, Strebungen ist entgegenzuarbeiten und auf anhaltendere Intensität hinzuwirken, die cholerischen Aufwallungen sind zu mäßigen, die melancholische Empfindlichkeit ist abzugewöhnen, die phlegmatische Apathie aufzurütteln.

3. Auch der beherrschende Unterschied der Gemütslage von heiteren, hoffnungsvollen, zufriedenen Glücksmenschen und sorgenvollen, mißmutigen, nörgelnden Unglückskindern ist zu verwerten und zu dämpfen; die dumpfe, unfähige Niedergeschlagenheit der letzteren durch das Beispiel der eigenen Lebhaftigkeit und Thatkraft zu heben.

4. Gar oft ist die Launenhaftigkeit mit ihren grundlos, mutwillig wechselnden Stimmungen eine Folge des Mangels an Erziehung oder schlechter Gewohnheit, manchmal allerdings ein Zeichen krankhaft zerrissenen Geistes.

5. Eine göttliche Gabe ist der Humor, der auch am Schlimmsten noch eine freundliche Lichtseite entdeckt, der sich's und anderen in dieser engen Welt behaglich macht, indem er mitten in dem schlimmen Endlichen, Beschränkten, für das er ein Herz hat, von einem guten Unendlichen sich sicher umschlossen weiß.

---

c. Der Geschlechtsunterschied.

1. Die nach ihrer leiblichen Organisation verschiedenen Geschlechter zeigen auch besondere seelische Eigenschaften. Wenn die Scheidung auch keine so völlige ist, daß, was sich bei dem männlichen Geschlecht als hervorragende Eigenschaft kundthut, nicht auch beim weiblichen vorkäme und umgekehrt, so sind doch bei jedem der Geschlechter besondere Merkmale in hervorragender Weise vertreten. Man pflegt daher von männlichen und weiblichen Eigenschaften, von wahrer Männlichkeit und Weiblichkeit zu reden; man sucht auch beim Manne eher das cholerische und phlegmatische Temperament, Kraft und Ruhe, beim Weibe mehr das sanguinische und melancholische, d. h. die mehr gefühligen Temperamente. Der besondere Lebensberuf, den das sogenannte starke und schwache Geschlecht erhalten hat, entspricht diesen Eigentümlichkeiten und bestimmt, beeinflußt sie seinerseits.

2. Dem Manne fällt bei den zivilisierten Völkern die Hauptaufgabe im Wettbewerb der Individuen um die Existenz zu, er ist Haupt und Ernährer seiner Familie; er hat einen Beruf im öffentlichen Leben und nach diesem Berufe, nach seiner Stellung bestimmt sich die Lebenshaltung seiner ganzen Familie. Er ist befähigt zu dieser größeren, weiteren Aufgabe durch die größere Kraft, die ihm geschenkt ist, die sich schon im leiblichen Glieder- und Muskelbau ausprägt und in der längeren Ausdauer bei körperlichen und geistigen Anstrengungen bewährt. Darf man auch nicht sagen, sein Denken sei schärfer, sein Wollen sei entschiedener, so hat er doch in diesen Stücken ein stärkeres Kaliber aufzubieten und vermag daher nachhaltiger, dauernder zu wirken. Er wird daher leicht auch mutiger und verwegener, zäher und starrer, stolzer und herrschsüchtiger. Der Männlichkeit schreibt man ruhige Überlegung und thatkräftige Entschiedenheit zu. Intellektuell urteilt der Mann weniger nach subjektiv persönlichen als vielmehr nach sachlich objektiven Rücksichten, entsprechend seiner aktiven Richtung im Denken und Wollen und seiner Arbeit für die größeren Wirklichkeiten des Lebens.

Der Wirkungskreis des Weibes geht mehr auf die sorgsame Erhaltung des vom Manne Erworbenen, auf die sinnige Pflege der häuslichen Aufgaben, entsprechend ihrem zarteren Körper und feinfühligen Gemüte. Das Weib ist leichter erregbar und tiefer im Gefühle bewegt; der Sinn für Anstand und Sitte, für Schönheit und Religion ist bei ihr ausgeprägter; die Liebe ist ihr eigenstes Gebiet. Wenn sie ihren Schutz, das Schamgefühl, weggeworfen hat, muß sie bei ihrem schwächeren Willen um so tiefer sinken. Wegen der leichteren Reizbarkeit ist sie aber auch imstande, schneller, vielseitiger aufzufassen, scharfsinniger und taktvoller zu urteilen; wegen der leichteren Begeisterung, entschlossenen Mut, aufopfernde und ausdauernde Hingabe zu offenbaren. Unter echter Weiblichkeit versteht man feinfühligen Sinn, Sanftmut, Geduld, Anmut in jeder Hinsicht. Intellektuell ist das Weib entsprechend ihrer vorherrschenden Empfänglichkeit und ihrem Beruf des Eingehens auf die einzelnen, kleinen Angelegenheiten des Hauses weniger zu abstraktem Denken und Handeln nach objektiv rechtlichen und allgemeinen Rücksichten geneigt, sondern hat Vorliebe für das Anschauliche und richtet Denken und Handeln nach augenblicklichen Eindrücken und subjektiv persönlichen Neigungen. Dem, was es mit Liebe erfassen kann, widmet es seine Kraft.

3. Lotze sagt: „Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr vieles, wofür die Frauen sich nie interessieren lernen. Erkenntnis und Wille des Mannes sind auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet. Es ist männliche Philosophie, die schönen, einzelnen Erscheinungen zu zergliedern und zu ergründen; es ist weibliche Art, die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, sowie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werte und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. — Die Frauen sind wissenschaftlichen Bestrebungen nicht zugänglich, ihre Gedanken haben einen künstlerischen, anschauenden Gang" (Mikrokosmos II, 383). Das letztere, ausschließende Urteil lautet denn doch zu apodiktisch. Warum sollte die Frau sich nicht auch einmal mit ihrer Liebe wissenschaftlich abstrakter Arbeit zuwenden und hierin etwas leisten? Man hat neuerdings doch manche Beispiele hierfür. Überdies bedeutet dies Urteil, auch die Richtigkeit vorausgesetzt, noch keine Verurteilung: was in den Anlagen so grundverschieden ist, ließe sich gar nicht vergleichend beurteilen. Wenn das Gefühl das eigenste Gebiet der Frau ist, so muß denn doch auch hervorgehoben werden, daß das Gefühl den größten Anteil an Erziehung und Kultur, Moral und Religion hat. Die Frauen sind immer noch die Hüterinnen dieser göttlichen Flammen am häuslichen Herde. Eine falsche Emanzipation will sie in den oberen Ständen des hohen Priestertums des Gefühls entkleiden und auf den aufreibenden Kampfplatz des Lebens hinaustreiben. Die wahre Emanzipation bestände darin, sie dem letzteren auch in den unteren Ständen mehr und mehr zu entreißen, insbesondere der Fabrikarbeit, damit das Familienleben, diese so wichtige Grundlage der Gesellschaft, mehr gepflegt würde.

4. Pädagogische Bemerkungen. 1. Der Geschlechtsunterschied, der sich beim kleinen Kinde schon in den verschiedenen Spielneigungen zeigt und bei den höheren Ständen mit ihrer größeren Abgeschlossenheit der Geschlechter mehr ausprägt, kommt für die Schule merkbar in Betracht. Der objektivere Sinn des männlichen Geschlechts zeigt sich beim Knaben in schnellerem Verständnis der objektiv-anstaltlichen, rechtlichen Lebensform der Schule, in der Beugung unter stramme Ordnung und Zucht, wie auch in den Regungen der Selbständigkeit gegenüber der Obrigkeit des Lehrers. Das Mädchen mit seiner subjektiv-gefühligen Richtung sieht im Lehrer mehr den Menschen, der, wie es selbst, nach seinen Neigungen handle; Rügen und Strafen reizen zu persönlicher Erregung und Abneigung gegen ihn; Freundlichkeit, Nachsicht machen an-

hänglich, dienstwillig, lerneifrig und lassen im Lehrer den Freund hochschätzen; ein persönlich-gemütliches Verhältnis wird gesucht.

2. Daher hat die Zucht bei den Mädchen einerseits eine leichtere Aufgabe, insofern sie familiärer sein kann; anderseits ist bei den Knaben größere Strenge möglich. Die Naturanlagen sind aber nicht in ihrer Einseitigkeit zu steigern: im Knaben sind gerade die zarteren Gefühle, im Mädchen der Sinn für strenge Pflichterfüllung und Ordnung zu wecken.

3. In der Erziehung der Knaben sind die männlichen Tugenden zu pflegen. Der künftige Beruf mit seiner Unterodnung unter Recht und Gesetz, mit seinen vielen Anforderungen an Wissen und Können in der heutigen Zeit ist vorzubereiten. Den Mädchen, deren Aufgabe dem Kleinen und Kleinsten im häuslichen Kreise zugewendet bleibt, ist Pünktlichkeit, Sorgfalt, Treue, Sauberkeit, vor allem Schamgefühl und gute Sitte, Wohlanständigkeit und Schicklichkeit einzupflanzen.

4. Im Unterricht ist den Knaben das Verständnis für Natur und Menschenleben, für Staat und Kirche, für Ordnung und Recht zu erschließen, Gemeinsinn und christlicher Glaube und alle so wünschenswerte Kenntnis und Fertigkeit fürs bürgerliche Leben mitzugeben, den Mädchen, die leichter lernen und sich rascher entwickeln, aber alles konkret persönlich anschauen wollen, ist der Stoff entsprechend vorzuführen, hauptsächlich in Sprachen, Musik, Poesie, Zeichnen, Geschichte, Geographie, Naturkunde. In den einfachen Verhältnissen und Unterrichtsgegenständen der Volksschulen können sie ganz wohl zusammen unterrichtet werden, was, als die geschlechtliche Empfindlichkeit abstumpfend und die Eigenart ausgleichend, sittlich unbedenklich, im ganzen besser erscheint; in höheren Schulen fordert der erweiterte Unterrichtsstoff eine gesonderte, eigentümliche Behandlung, die andere Lebensführung der Schüler überhaupt eine Sonderung der Geschlechter.

d. Der Altersunterschied.

1. Das menschliche Leben steigt von seinen Anfängen allmählich auf bis zur vollen Entfaltung aller Kräfte und nimmt dann wieder, zumeist in der leiblichen Kraftfülle, nach und nach ab bis zum Tode. Man pflegt nach den verschiedenen Erscheinungen, welche das Leibes- und auch das Seelenleben darbieten, vier Stufen oder Alter zu unterscheiden, nämlich Kindheit, Jugend, Mannesalter und Greisenalter, zwischen denen die Übergänge aber so allmählich sind, daß eine scharfe Trennung unmöglich ist.

2. Man hat sie schon nach den Merkmalen der Temperamente abgeteilt, freilich mehr geistreich als völlig zutreffend: in der Kindheit herrscht das sanguinische Temperament mit leichter, lebhafter Aufnahme der Eindrücke und schneller Verarbeitung und Umsetzung in dem abwechslungsvollen Gemüte. Die Erregbarkeit, wenn auch nicht in dem Umfange, sondern mehr nach der Tiefe geht auch in das Jünglingsalter über, das man daher das melancholische besonders auch aus dem Grunde genannt hat, weil ihm eine hervorragende Pflege der Gefühle, der nachhaltigen Stimmungen eignet. Die energische Thatkraft in Erfüllung der Berufsarbeit, in Erreichung klarer, praktischer Ziele ist ein Zeichen des cholerischen Mannesalters, das aber, um nicht der Engherzigkeit und dem Starrsinn zu verfallen, zugleich die lebendige Frische und Offenheit der Jugend für alles sich bewahren soll. In dem späteren Alter ist die Entwicklung mehr und mehr eine abgeschlossene, ein gewisses Gleichgewicht der Seelenkräfte, eine Ruhe stellt sich ein, die man ehrwürdig nennen darf, aber, um die Temperamentseinteilung zu vollenden, wegen der geringeren Lebhaftigkeit des Aufnehmens und Bearbeitens phlegmatisch nennen möchte, ohne damit zu sagen, daß nicht allen Altersstufen ein Phlegma eigen sein könnte, was eben auf die Grenze dieser ganzen Betrachtung hinweist.

3. Das Kindesalter, das man einschließlich des schulpflichtigen Knaben- und Mädchenalters bis zum zwölften bis vierzehnten Jahr, der beginnenden Geschlechtsreife, erstrecken kann, ist die Zeit der rascheften, größten Entwickelung des Körpers und der Seele und dementsprechend auch der lebhaftesten Empfänglichkeit und Wandelbarkeit von Empfindungen und Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen. Die letzteren zielen aber noch nicht weiter hinaus, sie hängen am Augenblick, daher fällt dem Knaben die Entscheidung für einen Lebensberuf, die häufig hier schon getroffen werden soll, oft schwer oder geschieht nach äußerlichen Rücksichten.

Das Jünglingsalter, etwa bis zum 25. Jahre zu zählen, ist die Zeit der Entfaltung der männlichen und weiblichen Schönheit des Leibes, während die Seele weitere Entwicklung im folgenden Lebensalter gewinnt. Ein Beruf wird ergriffen und erlernt in den Lehr- und Wanderjahren, denen die Meisterjahre folgen sollen. Der Jüngling tritt der Welt schon selbständiger gegenüber als das rezeptive Kind, er beginnt

zu urteilen und zu handeln, aber, da er noch nicht die nötige Ojektivität der Betrachtung erlangt hat, da er zu gefühlsmäßigen Stimmungen geneigt ist, sieht er alles von seinem beschränkt persönlichen Standpunkt aus an, urteilt vorschnell, überschwenglich; die rege Phantasie reißt das klare Denken fort, unwirkliche Ideale beseelen das für alles Wahre, Schöne, Rechte, Sittsame begeisterte Gemüt. Mit dem sich entwickelnden Geschlechtstrieb steht ein Kraftgefühl im Zusammenhang, das bald in rauschendem Vergnügen, bald in stürmischem Thatendrang sich entlädt und im Kampf zwischen Fleisch und Geist oft vor Krisen gestellt wird.

Das Mannesalter, etwa bis zum 55. Jahre, ist das Alter der vollen gereiften Kraft und Arbeit für den erwählten Beruf. Die Empfänglichkeit tritt mehr und mehr zurück und die Selbstthätigkeit tritt mehr hervor, nach und nach jene überwiegend in entschiedenem Anfassen der Aufgaben von Mann und Frau, Vater und Mutter. Die gefühlig überspannte Betrachtung der Dinge ist einer nüchtern verständigeren gewichen, welche die gegebenen Verhältnisse nach ihrem wirklichen Stand und Wert scharf ins Auge faßt. Der erstarkte Wille tritt mit Besonnenheit, Entschiedenheit und Ausdauer nicht für erträumte Ideale, sondern für das ein, was die Wirklichkeit und der Ernst des Lebens fordert. Der Mann, der sich im öffentlichen Leben eine Stellung zu erringen und zu erhalten hat, schätzt Freundschaft, Ehre, Manneswürde.

Das spätere Alter mit allmählichem Übergang ins Greisenalter kennzeichnet sich durch eine Abnahme aller Kräfte bis zum völligen Aufhören im Tode, vor allem der leiblichen und der durch die Sinnesorgane damit so eng verbundenen Empfänglichkeit des Empfindens, aber auch des Gedächtnisses besonders für die letzten, neuesten Eindrücke, die weniger tief gehen, während das Denken sich häufig lange vor dem Einschrumpfen bewahrt. Aber Phantasie, Gefühl und Wille haben ihre Lebhaftigkeit und Kraft verloren gerade wie die körperliche Beweglichkeit. Mit der geringeren Macht und dem kleineren Spielraum der Kraft, mit der reicheren Erfahrung, der nichts neu ist, die viele Täuschungen erlebt hat, nimmt die Teilnahme an den Interessen der Gegenwart und die Lust mitzuwirken ab, das Neue wird mit einer gewissen Voreingenommenheit betrachtet, das Handeln immer bedächtiger, der Geist bewegt sich mit Vorliebe in den Erinnerungen der Vergangenheit und greift hinaus in die Zukunft zum Abschluß und ewigen Ziel des Lebens. Häßlich sind Leidenschaften beim Greise (Herrschsucht, Geiz, Wollust),

bemitleidenswert der Zerfall der geistigen Kräfte im sogenannten Kindischwerden.

4. Pädagogische Bemerkungen. 1. Wichtig ist es auch beim Kinde, das sich den geistigen Erwerb von Anfang an mehr spielend aneignet, das gern spielt, in allem auf Anstand und Ordnung zu halten, z. B. schon in den Verrichtungen des Essens.

2. Die Knaben- und Mädchenzeit hat als das schulpflichtige Alter die ernste Aufgabe der Ausbildung des Geistes; die Familie, in welcher das Ziel insbesondere hinsichtlich der Gewöhnung an Unterordnung unter rechtliche Verhältnisse des Einlebens in eine Gemeinschaft mit ihren charakterstählenden gegenseitigen Reibungen schwer erreichbar ist, hat dazu die Schule zu unterstützen; der Vater, der nach seinem Berufe die ganze Lebenshaltung des Hauses bestimmt, mit kräftiger Anfassung des Willens durch sein Vorbild und seinen Antrieb zu ernster Arbeit in tüchtiger Erfüllung eines weiteren Berufes; die Mutter durch die Pflege der zarteren Regungen des Gemütslebens, beide durch Einhauchung religiös-sittlichen Geistes und Urteils über den Wert der Dinge.

3. Weniger unbefangen, harmlos, willenlos giebt sich der Jüngling mit seinem kräftig erwachenden subjektiven Selbst, mit seiner werdenden Eigenart dem Einfluß der Erzieher hin. Er läßt sich nicht ohne weiteres von außen her bestimmen. Doch wissen verständige Leiter, die sich selbst das frische Empfinden der Jugend bewahrt haben, sein Gemüt auf Wertvolles zu lenken. Und das ist richtig: der Jüngling steht am Scheideweg, ob rechts, ob links, zu eifriger Berufsarbeit, Tugend und wahrem Glück oder augenblicklich blendendem Scheinglück, Laster, Verderben.

B. Der Charakter.

1. Im Unterschiede von dem angegebenen Naturell, welches die Grundzüge des menschlichen Wesens in einer eigentümlichen Mischung darbietet, spricht man auch von einer erworbenen Individualität, welche die günstigen und ungünstigen Einwirkungen der Erfahrungen des Lebens in sich aufgenommen hat, und heißt diese im weiteren Sinne Charakter. Im engeren und eigentlichen Sinne aber nennt man Charakter nicht das, was die Gewohnheit des Lebens von selbst aus dem Menschen nach seiner ganzen Natur gemacht hat, sondern die herrschende,

dauernd beständige Gesinnungs- und Handlungsweise, die er in mehr oder weniger klar bewußtem Wollen selbst gewonnen hat, entschieden festhält und sich durch keine Umstände, durch keine Schwierigkeiten rauben läßt. So z. B. Spinoza: er liebte die Freiheit seines Denkens so sehr, daß er, um sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen, lieber Nächte hindurch optische Gläser schliff, als die glänzende, aber abhängige Stellung eines öffentlichen Lehrers sich geben zu lassen. Der Mensch kann aber nicht alles aus sich machen; er bleibt an die in seinem Naturell veranlagte Eigentümlichkeit gebunden, wenn sein Charakter nicht ein verschrobener oder manierierter werden soll. Die Einwirkungen des Lebens allein machen den Charakter nicht: wer nur von ihnen sich treiben läßt, ist in Gefahr, in seinem Wollen unbeständig, wetterwendisch, charakterlos zu werden. Aber auch das Wissen und Kennen von Grundsätzen macht den Charakter nicht, sondern ihr energisches Ergreifen durch den Willen, ihre stätige, gleichmäßige Befolgung, die dem Wesen des Menschen ein so dauerndes Gepräge verleiht, daß sie ihm zur anderen Natur wird, daß sich der Wille von seinen klar erkannten Regeln ständig leiten läßt und daß diese feste, beharrliche Richtung nicht in bloß unbewußter, unwillkürlicher Gewohnheit erfolgt, sondern mit klarem Bewußtsein und entschiedenem Wollen ihres sittlichen Wertes, also aus Gesinnung verfolgt wird. Während der sittliche Charakter Sittengesetz und Gewissen zu seiner unverbrüchlichen Richtschnur macht und die niederen selbstischen Triebe beherrscht, macht der unsittliche Charakter das Unerlaubte, Unsittliche zum dauernd festgehaltenen Zweck seines Wollens und Handelns; statt sich zu beherrschen, wird er von den Fesseln der Leidenschaft geknechtet; ist also eigentlich kein Charakter, sondern mehr nur Naturell.

2. Was die Verschiedenheit des Charakters betrifft, so kann er sich auf Grund der mannigfaltigen Anlagen und der vielfach möglichen Richtungen gar verschieden entfalten; man spricht in dieser Hinsicht von einem materiell verschiedenen Charakter, während die Folgerichtigkeit der vom Willen innegehaltenen Bahn die formale Seite bezeichnet. Wo die letztere sich nicht vollendet zeigt oder niedrige Einflüsse aus der eingeschlagenen Bahn verdrängen, spricht man von einem unreifen oder gebrochenen Charakter. Materiell wird der Charakter einseitig, wenn er nur eine Seite der Anlagen zur Geltung

und zwar zur beherrschenden Geltung kommen läßt; so z. B. zeigt sich bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Richtung auf Stärkung der Macht seines kleinen Königreichs so mächtig, daß er über der Schaffung eines tüchtigen Heeres und Füllung des Staatsschatzes für die Pflege der geistigen Interessen seitens des Kronprinzen keinen Sinn hat und ihn für einen Taugenichts hält. Wo der Charakter den Egoismus unterdrückt und herzliche Teilnahme an anderen offenbart, kann er die Merkmale eines gutmütigen, sanften, versöhnlichen, offenen, hochherzigen und großmütigen Wesens annehmen. Eine ungünstige Entwicklung kann der Charakter nehmen bei schlechten Anlagen und schlimmen Einflüssen, besonders aber schwacher, schlaffer oder gar gewissenloser, unsittlicher, namentlich selbstsüchtiger Haltung des Willens; man spricht in dieser Hinsicht von einem unbeständigen und leichtsinnigen, ja auch von einem lieblosen und zanksüchtigen, verstellten und hinterlistigen, neidischen, hartherzigen, hochmütigen und herrschsüchtigen Charakter.

3. Unser Zeitalter fordert praktisch gerichtete Charaktere, welche klar und scharf erkennen, was zur rechten Zeit und auf die rechte Art zu thun ist, keine Ideologen, d. h. Leute, welche in erster Linie alles „auf den Begriff bringen“, gern in allgemeinen Gedanken sich bewegen und die Dinge nach der strengen, unbeugsamen Folgerichtigkeit der allgemeinen Gesichtspunkte beurteilen und einrichten mögen; Prinzipienreiter, denen Auge und Sinn für die wirkliche Welt fehlt, gar oft auch Phraseologen, welche für erträumte Ideale schwärmen und von Worten sich umnebeln lassen, deren Sinn sie sich gar nicht klar machen oder nicht klar zu machen vermögen. Der Realismus unserer Tage ist wohl berechtigt, wenn er unser Auge auf das Gegebene, das „Positive“ in Religion, Wissenschaft und Leben mit Nachdruck hinlenkt, er würde aber die wahren, bleibenden Realitäten in Herz und Gewissen, in Welt und Zeit verkennen, wenn er zum halt- und charakterlosen Opportunismus würde d. h. zu dem Bestreben, sein Verhalten nur nach dem Augenblicke, nach der gerade vorliegenden Gunst der Verhältnisse und Menschen einzurichten, sich nur nach dem Wind zu drehen. Keine Frage, diejenigen Menschen erreichen oft die größten augenblicklichen Erfolge, die in dieser Richtung eine gute Witterung haben. — Ein hervorragendes praktisches Genie war z. B. Napoleon I., dessen nicht nachzuahmender Grundfehler freilich war, daß er es in den Dienst eines

schrankenlosen Egoismus stellte. Seine praktische Richtung zeigte sich auch im Unterschied von der Verschwommenheit der romantischen Neigungen seiner Zeitgenossen in seiner ausgeprägten Neigung zu mathematischen Studien, deren Begriffe vollkommen klar, deutlich, vollständig sind. Das Gegenstück bildet Rousseau, der sentimentale Schwärmer für Naturreligion, der Apostel des Gefühls, der mit seinem Enthusiasmus ein Zeitalter entflammte, der aber klagte, sein Gedächtnis versage: bei so bedeutendem Kopfe neben anderen Ursachen nur möglich, weil er seine Begriffe nicht völlig durchdachte. Ein Meister des Begriffs ohne gleichen war Kant, der in jahrzehntelangem schärfstem Nachdenken die Quellen und Ströme unseres Erkennens, Handelns, Fühlens aufgrub und bloßlegte; ob auch seine begrifflichen Formeln seiner Zeit angehörten, der Erforschung und dem Verständnis des menschlichen Geistes hat er auf Jahrhunderte die Wege gewiesen.

4. Pädagogische Bemerkungen. 1. Natürliche Kraft und gute Anlage, treffliche Erziehung, Rang und Stand mögen durch ihre formale Erhöhung des Selbstgefühls die Entschiedenheit des Wollens und durch ihre inhaltlich moralisch guten Einflüsse die sittliche Haltung begünstigen, alles kommt schließlich doch auf die freie, kräftige Entscheidung des Willens an, daher man auch in der Beurteilung weniger auf Anlagen und Gewöhnung, als vor allem auf die Gesinnung des Menschen achtet.

2. Immerhin aber haben Haus und Schule das Ihrige nach Kräften beizutragen: durch Gewöhnung an Gehorsam, Fleiß, Ordnung, Gemeinsinn, durch energische Anfassung des Gewissens, durch Einflösung eines entschiedenen Bewußtseins vom sittlichen Werte der Tugend, durch die anschauliche Vorführung der Charakterbilder der Geschichte, durch Einsenkung religiöser Keime in die Tiefe des Gemütes wird wenigstens ein tüchtiger Grund gelegt, auf dem die Selbsterziehung weiter zu bauen hat.

3. Die von Haus gegebenen Anlagen, die von der Natur selbst vorgezeichneten Bahnen kann man nicht überschreiten, ohne der Übertreibung, Schauspielerei, Affektiertheit zu verfallen. Einseitige Erziehung entstellt: man denke an die alles überwuchernde Pflege des Nationalgefühls, des sogenannten Chauvinismus der Franzosen, an ihr heroisches Pathos, das alle individuelle Eigenart verschlingt und schon die Lehrbücher der Volksschulen vergiftet.

Die vorhandenen Anlagen sind zu verwerten, aber nicht bis zur Ausschließlichkeit zu steigern: der Mann soll männlich, das Weib echt weiblich sein, aber der Mann darf nicht nur Mann sein wollen, sonst wird seine Kraft zum Ungestüm, seine Entschiedenheit zur Herrschsucht;

die feine Zartheit des Weibes darf nicht zur Schwäche, Weichlichkeit, Ängstlichkeit werden, aber auf der anderen Seite auch nicht in Emanzipation untergehen.

4. Das Ziel der Charakterbildung ist die sittliche Freiheit, die Herrschaft über die unsittlichen selbstsüchtigen Triebe gemäß der gesamten Anlage, also die Kraft eines ganzen, alle ihm zur Verfügung stehenden Gaben in seinen Dienst so einheitlich stellenden Willens, daß er in dieser Form in der Welt überhaupt nur einmal vorkommt. Wie der Gärtner in planmäßigem Vorgehen eine Pflanze nach ihrer Eigentümlichkeit veredelt, so hat auch die Erziehung planmäßig auf diese Entwicklung einzuwirken. Aber man glaube nicht, daß das in gerader Linie möglich ist: der Charakter wächst nicht nur nach der Schablone des Erziehers, seine Festigkeit erlangt er, wie der Baum in Sturm und Wetter, erst im Kampf mit der Welt:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

5. Wenn es die Prägung oder gar Umprägung des ganzen Charakters gilt, ist die Arbeit eine begreiflich große, fast unendliche, aber doch nach und nach immer mehr erreichbare, wenn sie auch in diesem Zeitleben nicht vollendet wird: unendlich viel kommt auf die täglichen, fast unmerklichen Übungen und Gewöhnungen an; wie im Stundenglas der Sanduhr Körnchen um Körnchen fällt und so schließlich ein Haufen entsteht, so verdichten sich unsere Gefühle und Bestrebungen zu einem schier unauflöslichen, festen Bündel; auch aus Spinnfäden läßt sich schließlich eine starke Schnur drehen, wenn auch Millionen nötig sind. Aus selbstgefaßten Vorsätzen und Ausführungen wird nach und nach eine solche Sicherheit der Übung und Gewöhnung, daß man nicht mehr anders kann, im sittlichen Leben so wenig als in der mechanischen Fertigkeit der Federhaltung.

6. Den widerlichsten Eindruck macht der unreife Charakter, der kraftlos, planlos durchs Leben geht und ein Spielball der Umstände ist; wie viel er auch kämpft und strebt, er erlangt höchstens den Schein, etwas geleistet zu haben; man denke an Schubart. Es muß sich rächen, wenn man sich nur so gehen läßt, wenn man nur ist, was Eindrücke und Umstände aus einem machen; wie glänzende Anlagen man auch habe, wie viel Talent oder gar Genie man besitze, das alles erwirbt keine Achtung, wenn es nicht im Dienst eines edlen Strebens steht, sondern z. B. für Geld feil ist wie Mirabeau.

7. Material ist für die Einheitlichkeit der Lebensführung gewiß nicht nötig, daß der Charakter nur eine Seite zur herrschenden mache. Das kann sogar recht verwerflich werden. Man spricht in dieser Hinsicht von eintönigem Charakter, so Baco als ein wissenschaftlicher, im übrigen aber charakterloser Mensch; von zweitönigem, so Robespierre, der lächerliche Rechtschaffenheit mit streng republikanischem Bürgersinn verband; von

drei= und mehrtönigem, so Goethe, der der Kunst, den mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften und aller tüchtigen Arbeit zugethan war, aber in anderen Stücken pausierte (vgl. Hagemann, a. a. O. S. 204 ff.).

3. Einzelne Äußerungen des Willens.

A. Spiel und Arbeit.

1. Es ist die natürliche Aufgabe des Menschen, seine Gaben und Kräfte zu gebrauchen, zu entfalten und das Herrscherrecht über die Welt auszuüben, das ihm vermöge seiner höheren Ausstattung zukommt und schon von der mosaischen Urkunde zu Recht und Pflicht gemacht wird: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel und über alles, was auf Erden kreucht" (1 Mos. 1, 28). Insbesondere in unserem sogenannten gemäßigten Klima mit seiner dichten Bevölkerung bedarf der Mensch der Arbeit zu seiner unmittelbaren Selbsterhaltung, eine Nötigung, welche weiterhin die Quelle höherer Kultur bei den nordischen Völkern geworden ist, gerade wie das fleißige Regen der Kräfte jedem Einzelnen zu deren vollerer, reicherer Entfaltung hilft. Die Arbeit gilt heute für jeden, für den Fürsten wie für den Geringsten, will er seinen Beruf als Mensch und Christ erfüllen, einfach als geboten. Es ist das Vorurteil einer vergangenen Zeit, sich der Arbeit zu schämen. Heute in der Zeit der sozialen Frage, der Arbeiterfrage, hat jeder das Recht, für voll, für gleichberechtigt, für ein würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu gelten, vor allem dadurch auszuweisen, daß er einen ehrbaren, ihr nützlichen Beruf treibt, daß er in ihr irgendeine, wenn auch noch so bescheidene Stellung nach den ihm geschenkten Gaben ausfüllt. Heute adelt die Arbeit. Scharf sagt die Schrift: „So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen" (2 Thess. 3, 10).

2. Aber soll man der Jugend ihre köstliche Freiheit, vom Kampfe des Lebens sorglos noch nichts zu wissen, rauben, und auch sie schon in den Jahren der Kindheit an den Schraubstock der Arbeit spannen? Man ist in Gefahr zu übertreiben. Die Arbeit ist ein Segen, aber

sie ist auch ein Fluch unserer Zeit: die verzehrende Arbeit, das aufreibende Rennen und Raffen läßt schwer kommen zu innerer Ruhe, zum beschaulichen Nachdenken über die höchsten Fragen, zu gegenseitiger Erwärmung in Pflege der Freundschaft, ja zu einer wahrhaften Gemüts- und Herzensbildung in der Familie, selbst oft nicht zu äußerer Ordnung und Sauberkeit: denn wie kann das Hauswesen wohl bestellt werden, die Kinderzucht gedeihen, wenn die Mütter, um Geld verdienen zu können, in die Arbeitsstätte von früh bis spät eilen müssen und ihre Schar Kinder fast den ganzen Tag sich selbst überlassen bleibt? Wie können edlere, zartere Regungen des Gefühls aufkommen, wenn die Knaben und Mädchen vom Konfirmationsaltar hinweg in das mechanische Räderwerk des Fabrikbetriebs gepreßt werden? Und nun auch noch Handarbeit in der Schule, besonders in den sogenannten Knabenhorten in allzu ausgedehntem, gewerbsmäßigem Betrieb! Gewiß ist es richtig, auch die Jugend schon zur Arbeit zu erziehen und an ernste Anspannung aller Kräfte, an pflichtgetreue Erfüllung von Berufsaufgaben zu gewöhnen, nicht nur sie spielen, nicht die kostbare Zeit sie vertändeln zu lassen, sondern schon früh in Selbstverleugnung zu üben und zur Schaffung von Erzeugnissen bleibenden Wertes anzuhalten. Insbesondere ist es in größeren Städten wichtig, wo durch die Werkstättenarbeit der Eltern die Kinder so oft den Tag über ohne Aufsicht und Pflege sind, sie zu gemeinsamer Beschäftigung in den „Horten“ zu sammeln, damit die Zeit nützlich ausgefüllt und die Kräfte in harmlosem oder heilsamem Thun geübt werden. Doch darf die Jugend nicht schon zu eigentlich systematischer Gewerbthätigkeit mißbraucht werden, ihre Arbeit soll mehr den Charakter freier Beschäftigung tragen und als solche wohl die Berufsarbeit vorbereiten und die Kräfte, die in der Lernschule einseitig intellektuell in Anspruch genommen werden, allseitig üben, also die so wünschenswerte Handfertigkeit erzielen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß, wenn irgendeine Zeit im Leben, so vor allem die Jugend auch die Zeit freien Sichergehens, insbesondere im Anschauen und Genießen der Wunder Gottes in Wald und Feld und des freien Spieles ist.

3. Das Spiel hat nicht den Zweck wie die Arbeit, der Beschäftigung unmittelbar ein wertvolles Ergebnis zu schaffen, sondern einfach die geistigen und leiblichen Kräfte zu tummeln und zu entwickeln. Da-

her ist es, wenn auch für zusammengesetztere Spiele planmäßige Spielregeln ersonnen wurden, im ganzen nicht ein Produkt systematischen Vorgehens, sondern freier Gestaltung der munter lebendigen, unerschöpflichen Phantasie (s. S. 150 ff.). Wenn das Kind leblose Dinge zu lebendigen Persönlichkeiten stempelt, wenn es ihnen Formen und Bewegungen, Äußerungen und Thätigkeiten andichtet, so zeigt sich hierin, wie die Kindesnatur nicht bloß in der harten, rauhen, toten Wirklichkeit verharren, sondern sie umschaffen will in die Welt ihrer Gefühle. Das kindliche Spiel entspringt dem freien Thätigkeits- und Schaffenstrieb. Daher soll man es gewähren lassen und fördern. Wille und Willensäußerung, die Kräfte Leibes und der Seele werden darin geübt und gestärkt; nicht nur wird die Zeit nützlich ausgefüllt, das Kind erwacht zu größerer Selbständigkeit; Neigungen, Fähigkeiten, Kräfte entwickeln sich auch je nach dem Geschlechtsunterschied; eine Fülle von Vorstellungen und Übungen wird dem Kind geläufig, selbst Leben und Treiben der Erwachsenen wird nachgeahmt. Das ist der Wert des Spielens, eine äußerst heilsame Übung und Vorbereitung für den systematischen Gebrauch der Kräfte im späteren Beruf.

4. Wie soll es nun aber betrieben werden? Ist das Spiel von Haus aus freie, allseitige Übung des Willens und der Kräfte, so soll das Kind nicht genötigt, nichts ihm aufgezwungen werden. Nur dann wird der Zweck erreicht. Man lasse das Kind munter singen und spielen und Kind sein, so lange es das noch kann. Früh genug wird es zu spät. Gerade im Interesse der allseitigen Entfaltung seiner Kräfte, seiner Neigungen und Einbildungen, solange diese gutartig sind, ist es wichtig, das Kind nicht zu früh in die einseitige Tretmühle von Schul- und Berufstreiben zu spannen. Wie wertvoll kann es auch für die Erziehung werden, die unverfälschte Eigenart des Kindes kennen zu lernen, um dann zweckmäßig auf sie einzuwirken!

Weiter ist es dem Lern- und Arbeitstrieb, dem Schaff- und Bildetrieb völlig zuwider, das Kind mit kostbaren, fertigen Spielgeräten zu überhäufen, mit denen es nichts mehr anzufangen hat. Das Kind schaut sie ja wohl gern an, hat eine Weile seine Freude an ihnen, legt sie aber dann sicher auf die Seite, um die einfachsten Geräte, Hölzchen u. s. w. zur Hand zu nehmen, aus denen es wirklich etwas bilden kann. Lege-, Flecht- und ähnliche Arbeiten zur Ausbildung von Formen-,

Farbensinn und Fingerfertigkeit sind ganz hübsche Errungenschaften des Fröbelschen Kindergartens, der den Grundsatz entschieden auf seine Fahne geschrieben hat: das Kind will nicht nur betrachten, sondern auch handeln. Aber das augenverderbende Punktieren ist entschieden zu verbannen. Das Zusammensein mit anderen Kindern, das gemeinsame, das Gesellschaftsspiel ist auch ganz wohl geeignet, neue Kräfte zu entfalten und zu erziehen und die Aufsicht, in der sich in solchen Bewahranstalten die Kinder auch beim Spiel befinden, oft recht notwendig, aber für jüngere Kinder ist gewiß in der Familie der richtige Ort. Die öffentlichen, gemeinsamen Anstalten können nur als ein Notersatz für das gelten, was die Familie nicht leistet, weil sie nicht in der richtigen Weise vorhanden ist. Sie sind eine äußerlich moderne Mechanisierung, die man so weit als möglich hinausschieben soll. In der Familie allein können die zartesten Regungen des Herzens entfacht werden, insbesondere die religiösen und sympathischen Gefühle, vor allem das Heimats- und Familiengefühl selbst, das dem Menschen starke Wurzeln der Kraft verleiht und allein die Rettung in den sozialen Wirren der Zeit werden kann.

B. Sitte und Staat.

1. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, welche für das geschichtliche Wachsen und Werden ohne Verständnis war, leitet wie die Religion und die Sprache so auch Sitte und Staat aus der willkürlichen Erfindung einzelner Menschen ab, auch aus der unehrlichen Absicht, die wahren Gedanken und Pläne zu verhüllen, also aus bloßer, meist selbstsüchtiger Nützlichkeitserwägung. Ebenso hatte der Naturalismus den Staat als eine Summe von beliebig vielen Einzelnen gefaßt, die freiwillig übereingekommen waren, zur Erreichung ihrer besonderen persönlichen Zwecke gewisse Satzungen zu erfüllen; so nach dem Gesellschaftsvertrag von J. J. Rousseau. Die deutsche Philosophie ließ am Anfang des Jahrhunderts alle die genannten Gebilde menschlichen Gemeinschaftsstrebens aus dem Walten eines objektiven, allumspannenden Gesamtgeistes hervorgehen, sie erschienen als Verwirklichung einer absoluten Idee. Richtig war hieran, abgesehen von den

Formeln der begrifflichen Systematik, die Erkenntnis, daß sie nicht aus dem Belieben der Einzelnen stammen, sondern so notwendige Ergebnisse der menschlichen Anlagen sind, daß sie als ihnen übergeordnet betrachtet werden und in diesem Sinn ein verhältnismäßig selbständiges Recht, eine, wenn auch unsinnliche, doch mächtige Wirklichkeit in Anspruch nehmen dürfen. Woher nähme z. B. die Sitte ihre Berechtigung und Kraft, ihre Übertreter zu brandmarken und von der guten Gesellschaft ausschließen? woher der Staat das Recht, vermöge seiner Strafgerichtsbarkeit über Gut und Freiheit und Leben der Einzelnen zu verfügen, wenn nicht die Gemeinschaft das Gefühl und Bewußtsein hätte, daß ihr Gesamtwille über den Willen des Einzelnen entscheidende Bedeutung habe und für jeden die Verpflichtung in sich schließt, sich den Anordnungen der Gesamtheit zu unterwerfen? Was schon in der Sitte zutage tritt, das hat sich im Staate weiter ausgewachsen zu einer Macht, welche mit äußerem Zwang ihren Anordnungen Geltung verschaffen kann. Die Entstehung der Staaten erfolgt wohl unter der Einwirkung mannigfacher, mehr oder weniger zufällig scheinender Verhältnisse nicht immer in dieser geraden Linie, ja es ist da auch das umgekehrte Verhältnis möglich, daß der Staat erst das Volk hervorbringt; aber das ändert nichts an der Notwendigkeit, daß aus den Vereinigungen Einzelner in Familien, Stämme, Völker sich mit *Notwendigkeit* gemeinsame *Sitten, Einrichtungen, staatliche Verhältnisse* bilden, wie diese im einzelnen sich auch gestalten mögen. Gerade das gehört zum Begriffe des Volkes, daß es aus seinen Kräften, aus seiner Aktivität den *Organismus staatlichen Lebens* hervorbringt, d. h. eine natürlich entstandene, zusammengesetzte Lebenseinheit, deren Teile dienende Glieder des Ganzen sind; insofern sind Sprache und Sitte, Religion und Kirche dienende Organe des Staatslebens. Einen Organismus von noch höherer Realität, weitgreifenderer Bedeutung, alle beschränkten Völker und Staaten umfassend und nicht nur das äußere, auch das innere Leben regelnd, stellt das christliche Reich Gottes dar (vgl. *Wundt*, Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft; Deutsche Rundschau Bd. LVIII, S. 203).

2. *Sitte* bedeutet die gemeinsame gleiche Art von Handlungen, die in einem Volk oder Volksteil, Stand oder besonderer Gemeinschaft nach und nach zur Ausprägung gelangt ist. Sie ist, ob auch nicht un-

willkürlich entstanden, zu einer objektiven Macht geworden, die man mitmacht, oft ohne zu wissen warum, die aber nur bestehen bleiben kann, wenn sich irgendein Sinn damit verbinden läßt, so zähe auch die verwerflichsten Volksbräuche sich erhalten mögen. Die Gemeinschaft erwartet, daß sich ihre Glieder der bestehenden Sitte fügen: sie ist ein wenn auch nur oberflächliches Zeichen von Gemeinsamkeit der geistigen Regungen, des Fühlens und Wollens. Daher, scheint die Sitte auch noch so thöricht, man macht sie doch mit, um sich nicht abzusondern, um nicht aufzufallen. Je tiefer solche Sitte in der instinktiven Natur der Gewohnheit wurzelt, um so schwerer ist gegen sie anzukämpfen, und doch ist es Pflicht aller Volkserziehung, auch der Schule, gerade den Verkehrtheiten der Sitte mit aller Macht entgegenzutreten.

3. Der Staat von der naturalistischen Schule nur als Rechts- und Polizeistaat gefaßt, mit dem Zweck dem Einzelnen seine freie Bewegung soweit zu sichern, als sie mit der anderer verträglich ist, hat allerdings vor allem die Aufgabe, Recht und Ordnung des Äußeren aufrecht zu erhalten, und schon aus dem Rechtsbewußtsein der Einzelnen geht hervor, daß der Staat Übertretungen seiner Ordnung zu bestrafen hat. Aber nach der heute allgemeinen Anschauung ist er eine Kulturanstalt größten Stils, die mit seinem größeren Umfang an Macht und Mitteln die Wohlfahrt und die geistige, sittliche und religiöse Bildung der Einzelnen und der Gesamtheit zu fördern hat. Insbesondere haben, während früher der Staat nach Aufhebung des Stände- und gewerblichen Staatszwanges die Gesellschaft ganz der freien Entfaltung ihrer Kräfte, d. h. dem Recht des Stärkeren überließ, neuerdings alle zivilisierten Regierungen, voran das Deutsche Reich, angefangen, sich um die in der Jagd des Wettbewerbs Zurückbleibenden zu kümmern und allerlei Wohlfahrtseinrichtungen in der sogenannten sozialen Gesetzgebung zu treffen, deren wichtigste Bestandteile sich immer mehr als heilsam erweisen und immer fester einbürgern werden. Die staatliche Ordnung, in der an sich ein notwendiger Ausfluß des Volksgeistes und eine wahrhaft göttliche Einrichtung zu erkennen ist, wird um so dauerndere Anerkennung finden, je mehr sie die festen, starken, überlieferten Einrichtungen, die nicht den täglich wechselnden gewählten Mehrheiten preisgegeben werden dürfen, mit der fortschreitenden Erkenntnis und dem Willen der Besten im Einklang zu halten weiß, ohne zugleich den in

harter Lebens- und Kulturarbeit ihre Kraft verzehrenden Gliedern der Volksgemeinschaft ihr Mitwirkungsrecht zu verkümmern. Je größer die Opfer sind, die das staatliche Rechts- und Kulturleben an die Selbstsucht des Einzelnen stellt, um so tiefgreifender ist sein sittlicher Einfluß, um so größer ist auch die Aufgabe der Erziehung, Ehrfurcht und Liebe, Gehorsam und Vertrauen gegen die staatlichen Mächte und Einrichtungen einzupflanzen. Und je geringer hierfür leider das Verständnis zu sein pflegt, um so wichtiger ist die Pflege der Vaterlandsliebe, sie bleibt eine der ersten Pflichten schon der Dankbarkeit unserer staatlichen Schule, aber auch eine Quelle edler Freude und Begeisterung.

„Die deutsche Geschichte ist von Anfang an bis in die Gegenwart so reich an großartigen Thaten, sie bietet so viele mustergültige Beispiele von heldenhafter Tapferkeit, Ausdauer, Klugheit, Willenskraft, Pflichttreue und anderen männlichen Tugenden, daß ihre Vernachlässigung zugunsten der alten Geschichte zweier südeuropäischer untergegangener Nationen getadelt werden muß. Die ruhmreiche Geschichte der Hohenzollern kennt der Abiturient oft nicht so gut wie die Unthaten wahnsinniger römischer Cäsaren. Der Siebenjährige Krieg und die Niederwerfung der Bonapartes sind besserer Lehrstoff als die Perserkriege und der Peloponnesische Krieg. Die vielgerühmte antike Disziplin bis zur Selbstaufopferung versteht sich für jeden deutschen Offizier von selbst. Und daß dem Tertianer die alte Republik als Musterstaat hingestellt wird, erscheint um so weniger berechtigt, als er in der Schule so gut wie nichts von der Reichsverfassung, von der Verwaltung und Rechtspflege in Deutschland erfährt. In den von den deutschen Regierungen anerkannten, beschützten, unterstützten, privilegierten Schulen jeden Grades müssen im geschichtlichen Unterricht die Vorzüge der monarchischen Staatsform klar gemacht werden, sonst erzieht sich der Staat selbst eine Opposition von Unzufriedenen, die nicht aufhören, mit Umsturzdoktrinen in seinem Innern zu wühlen.“ (W. Preyer, Biologische Zeitfragen. Berlin 1889, S. 56.)

4. Die Bedeutung des Willens.

A. Die Willenskraft im allgemeinen.

1. Auf den Gang der Erkenntnis hat zwar der bewußte Wille keinen sicheren Einfluß, da die Vorstellungen im allgemeinen ihren Gesetzen folgen; immerhin kann Wunsch und Wille eine Vorstellung suchen, wofern dem Suchen eine wenigstens unbestimmte Ahnung von ihrer Bedeutung oder ihrem Ort unter anderen zuhilfe kommt; namentlich kann man durch starke Vorstellungen, die einen Mittelpunkt vieler anderen bilden nach den Zusammenhängen der Ähnlichkeits- und Berührungsassociation andere gewinnen, doch nicht eigentlich mit unfehlbarer Sicherheit hervorziehen: die gesuchte Vorstellung scheint dann doch von selbst aufzutauchen. Überhaupt was von selbst auf der Bildfläche unseres Bewußtseins erscheint, das unmittelbar Improvisierte macht den Eindruck größerer Frische und lebendigerer Wahrheit. Ähnlich kann eine Vorstellung nicht unmittelbar zurückgedrängt werden, auch dieser Vorgang unterliegt dem Gesetze des Vorstellungsverlaufes, bezw. des Verschwindens der Vorstellungen.

Der Zusammenhang von Erkenntnis und Willen giebt sich auch darin kund, daß wie die Gedanken, so auch die Grundsätze, die öfter wiederholt, betrachtet, erwogen werden, sicherer haften, klarer bleiben und leichter und gewisser hervorgerufen werden. Entschieden gefaßte und fest durchgeführte Entschlüsse geben überhaupt der ganzen Anschauungswelt Klarheit und Sicherheit, ähnlich wie gewissen Hauptvorstellungen andere untergeordnet werden, um einen innigen, starken Zusammenhang herzustellen. Der Mann des klaren Denkens und der kräftigen That zeigt, wie Konsequenz von Gedanken und Charakter verwandt sind. Der einheitliche Zusammenschluß unseres Selbsts prägt sich in Willens- wie Denkakten aus.

2. Der Einfluß des Willens auf das Gefühl ist wegen dessen unwillkürlicher Rezeptivität noch mehr ein nur mittelbarer. Das Entstehen von Gefühlen ist schwer hintanzuhalten, die Eindrücke wirken nun einmal mit der ihnen eigenen Unwiderstehlichkeit; doch kann Selbstbeherrschung jedenfalls allzu heftige Gefühlsausbrüche hindern und dadurch das Gefühl selbst mäßigen, z. B. bei den Gebärden und Äuße-

rungen des Zorns, der Freude, der Trauer, welche ihrerseits das Gefühl zu größerer Entladung zu bringen pflegen, freilich um seine Dauer um so mehr abzukürzen („daß sich der Schmerz nicht einfrißt"). Umgekehrt vermag das Mitmachen von Gebräuchen das entsprechende Gefühl zu erzeugen, z. B. von Zeremonieen in der Religion. Überhaupt beruht die Herrschaft von Gefühlen viel auf dem Einfluß von Sitten, Gewohnheiten und äußeren Einrichtungen. Um daher seine Gefühle und Triebe, sein Leben in bessere Bahnen zu lenken, mag es ganz gut sein, sich eine Zeit lang den Schranken einer äußeren Lebensordnung, dem Gelübde einer strengen Askese in gewisser Richtung zu unterwerfen. Durch die Veränderung der äußeren Lebensverhältnisse werden die Gefühle einer gewissermaßen mechanischen Triebfeder entzogen, beziehungsweise einer anderen ausgesetzt.

Man kann die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände lenken und dadurch von einem leichteren Gefühl abziehen, durch Pflege gewisser Vorstellungen kann man Gefühle höherer, ideeller Art erzeugen, z. B. religiöse Gefühle bedürfen, je tiefer sie wurzeln und je dauernder sie werden sollen, häufiger Pflege der entsprechenden Vorstellungen. Wenig Religionsunterricht, wenig Teilnahme an gottesdienstlichen Versammlungen muß naturnotwendig auch ein schwaches religiöses Gefühl zur Folge haben, das den vielen anderen Einflüssen von Welt und Zeit her leicht erliegt. Das erklärt zu einem guten Teile die Irreligion unseres Zeitalters; freilich besteht hier Wechselwirkung. In der Erziehung insbesondere ist von Wichtigkeit, nicht in Zuständen hoher anderweitiger Erregung Moralpredigen und Grundsätze einpflanzen zu wollen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Vorstellungen gegen starke Gefühle aufkommen, sondern die Zeiten ruhigen Gemütes sind wohl zu benutzen und vor allem hat die eigene Selbsterziehung sich dieselben behufs Festigung der Grundsätze zunutze zu machen.

Belehrung thut oft große Dienste. Bei klarer Einsicht erkennt man vielleicht die Grundlosigkeit seines Gefühls und vermag es abzulegen, z. B. Gespensterfurcht. Die Gefühle haben häufig eine um so größere Macht über den Menschen, je dunkler sie sind. Werden sie aber als thöricht erkannt, so fallen sie von selbst weg; so auch die Angst vor den Folgen auftretenden körperlichen Unbehagens. Gerade das Verständnis für den gesetzmäßigen Zusammenhang der Natur, durch den sich die Ärzte auszuzeichnen pflegen, vermag eine beruhigte Stimmung

zu erzeugen, aber auch die Erwartungen von der Zukunft auf ein bescheidenes Maß herabzustimmen und zur demütigen Ergebung, aber auch zu zuversichtlichem Vertrauen in den allezeit guten und heilsamen Willen Gottes anzuregen.

3. Auf das Handeln hat ein klarer, fester Wille einen fördernden Einfluß. Wenn der Wille sich völlig entschieden hat, wenn er mit einigem Vertrauen zum Gelingen gepaart ist, so geht das Werk selbst leichter vonstatten und gelingt sicherer. Neue Überlegung, Bedenklichkeit, Erwägen lähmt. Auch die Aufnahme von Wissensstoff, die Verarbeitung neuer Anschauungen setzt die Schnellkraft des Handelns herab, solange sie nicht völlig von dem Bewußtsein assimiliert sind. Ein reges Gedanken- und Gefühlsleben erschlafft den Willen. Zivilisation und Aufklärung, die über alles nachdenkt, die über die Berechtigung bestehender Autoritäten, über den Wert des Lebens selbst grübelt, raubt leicht die Sicherheit der ganzen Lebensführung, ja verneint den Willen zum Leben, daher die Häufigkeit der Selbstmorde und die pessimistische Physiognomie ganzer Zeiten. Es gehört schon ein starker innerer Halt dazu, um die religiöse und politische Freiheit ungefährdet zu tragen. Für den Durchschnitt der Menschen ist es gewiß besser, sie können sich an feste Autoritäten anlehnen und ihnen mit völligem Vertrauen folgen; ihr ganzes Leben gewinnt vermehrte Sicherheit, ihr Wille Klarheit und Anschaulichkeit der Ziele und instinktive Festigkeit des Verhaltens. Nicht zur Volksverdummung: die Autoritäten in Staat und Kirche vermögen ihre Berechtigung gerade vor einem Denken ganz wohl darzuthun, das nicht an der Oberfläche klebt, sondern in die Tiefe dringt. Aber wie wenige vermögen solches zu denken! Darum ist es besser, den meisten einen Kampf zu ersparen, für den ihre geistigen Waffen mit psychologischer Notwendigkeit zu stumpf sind.

B. Der sittlich-gute Wille.

1. Wir haben die grundlegende Bedeutung des Willens von seinen Anfängen bis zu seinen höchsten Stufen kennen gelernt: das ganze Bewußtsein ist seine That, in allem Denken und Fühlen zeigt sich Akti-

vität; im Willen ist uns die einzigartige Teleologie unseres Wesens offenbar geworden. Im Willen, in der unbedingt verpflichtenden Norm des allgemeingültigen Sittengesetzes ist uns die Gewißheit einer höheren, unsichtbaren, intelligiblen, idealen Welt aufgegangen. Solche Erkenntnis wirkt reinigend, stärkend in der schwülen Atmosphäre einer dem Materialismus zusteuernden Zeit, in der Periode des gemeinen Utilitarismus. Sie kommt entgegen der tiefen Sehnsucht des Menschenherzens, dem unter dem eudämonistischen Kultus einer sinnlichen Sentimentalität die sittliche Thatkraft verloren zu gehen droht. In der lauteren Gesinnung des reinen Willens, in der Hingabe des Einzelnen an das Ganze, an die Idee offenbart sich die innere unvergleichliche Würde des Menschen. Was Friedrich der Große ausgesprochen, der erste Diener des Staates zu sein, was Preußen, was Deutschland groß und mächtig gemacht hat, der herbe, harte, hingebende Kampf für das Ganze, die unermüdete, strenge Arbeit treuer Pflichterfüllung findet hier seinen wissenschaftlichen Ausdruck, ganz dazu angethan, der sittlichen Haltung einer erschlaffenden Zeit ein festes, kraftvolles Rückgrat zu verleihen. Zugleich wird uns hier der tiefste Grund der geistigen Eigenart des Menschen aufgedeckt und der Blick in das Reich der ewigen Bestimmung eröffnet.

2. Die naturalistische Weltanschauung der Neuzeit hat ja wohl auch ihre großen Vorzüge und Fortschritte. Der Idealismus der Vergangenheit erscheint ihr allzu phantastisch und imaginär. Der Realismus der Gegenwart darf auf seine großen Arbeitsleistungen hinweisen. Mit seinem rastlosen Forschen dringt er in die Welt ein und unterwirft sie der Macht seines Denkens nach streng logischem, mechanischem Kausalzusammenhang; sein Denken ist wesentlich Naturwissenschaft, Wissenschaft der unmittelbar vorliegenden Thatsachen, ohne weitere Sorge um innere Bindeglieder; auch der Mensch erscheint nur als zufällig auftauchendes Produkt des Naturprozesses, eine steigende und verschwindende Welle im Meer, ohne eigentlich eigenes Leben, ohne persönliche Freiheit, ohne inneres, höheres Ziel. Wie im Denken unterwirft sich die Arbeit des Menschen auch im Handeln die Natur, macht rein technisch äußerlich ihre Kräfte seinen Zwecken dienstbar und steigert damit sein äußeres Wohlbefinden und seinen äußeren Wohlstand, der wiederum verwendet wird zu um so größerer Ausbeute. Intellekt und

Kapitalkraft sichern einen immer größeren Fortschritt auf all diesen Gebieten, ja in der freien Bewegung der Kräfte, in der Arbeitsteilung und Arbeitssammlung müssen auch die Schwächeren, deren Arbeitsgebiet immer mehr sich einschränkt, hiefür dienen und zusammenhelfen zu vermehrter Kraftentfaltung. Über der rastlosen äußeren Arbeit, über der unmittelbaren Wirklichkeit hat man nicht Zeit noch Interesse, höher hinaus zu denken über innere Kräfte und Zusammenhänge, über geistige Größen und Werte. Aus der baren Wirklichkeit ist bewußt und planmäßig der Gedanke an Werte und Zwecke, ist alles subjektive, persönliche Fühlen verbannt. Nur die reine Thatsächlichkeit gilt, nur das grobwirkliche, selbstische Dasein ist zu erhalten und zu mehren. Man spricht das zwar selten mit dürren Worten aus, man will im Gegenteil Humanität, Kultur, Aufklärung, Gemeinsinn, Fortschritt pflegen; man konserviert immerhin gewisse Einrichtungen aus einer vergangenen Zeit der Idealität, man läßt gewisse Autoritäten bestehen, man ehrt die Kirche in einem Anflug von Idealismus, aber gar oft ist das Konventionelle nur Scheinwesen und Heuchelei.

Doch wir wollen gerecht sein. Der modernen Richtung liegt doch eigentlich zugrunde die Abkehr vom hohlen Schein, von leeren Worten, von träumenden Gefühlen und das ernste Streben nach lauterer Wahrheit. Aber unser reines Erkennen vermag nun einmal nicht zu den letzten Gründen sicher zu gelangen, ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, er muß an der äußeren Oberfläche stehen bleiben, und unsere Arbeit vermag das Glück nicht zu zwingen. Wie weit auch die Kultur fortschreite und wie hoch sich der äußere Wohlstand mehre, mit steigender Dringlichkeit pocht die Frage an die Herzen: *was ist der Sinn und Ertrag von alledem?* Je mehr sich das äußere Leben vervollkommnet, um so klaffender wird auch die innere Leere, um so tiefer die Empfindung der Nichtigkeit des Daseins. Woher denn heute der so verbreitete *Pessimismus*, während doch alle anderen Geschöpfe ihres Lebens froh sind? Offenbar weil wir das unaustilgbare Bewußtsein haben, zu Höherem berufen zu sein, als nur das äußere Leben zu mehren und zu verschönern, weil andere Geschöpfe in ihm allein ihr Sein haben, wir aber nicht. Das Tier mag eine bloße Welle im Meer des Daseins heißen, wir sind unendlich mehr. In dem bloßen Naturprozeß, im nur äußerlichen Kulturprozeß geht die Persönlichkeit des Menschen unter, und das ist ihr Schmerz. Die rein me-

chanische Weltanschauung hat in ihrem Rahmen keinen Raum für freie, freiwollende Wesen. Der Pessimismus ist der unbewußte Protest gegen dies Herabdrücken des Menschen auf die Stufe des immer wiederkehrenden Kreislaufs, von dem es allerdings mit dem Prediger des Alten Testamentes gilt: alles ist eitel. Schon einmal hat die Welt mit ihrem gesteigerten Reichtum ein ähnliches Bild der Zerrissenheit dargeboten, in welcher der Wille zum Leben erstarb. Da sprach und bethätigte der, den wir deshalb als den eingeborenen Sohn Gottes verehren, das Wort: „So euch der Sohn freimacht, seid ihr recht frei" (Joh. 8, 36). (Vgl. R. Eucken, Der Kampf der Gegenwart um die Lebensanschauung.)

3. Der Mensch ist nicht bloßes Produkt der Natur, daher liegt auch sein Lebensziel nicht im Banne der bloßen Natur beschlossen, es ist höher gesteckt. Im Menschen offenbart sich eine übersinnliche Welt, daher ist er auch für sie zu erziehen, und es muß möglich sein, ihn dafür zu erziehen. Das zu den Tiefen des Menschenwesens vordringende Denken erhält hier einen sicheren Haltepunkt, der in die Höhe strebende Wille einen starken Sporn und eine auf festem ewigem Grunde ruhende unbedingte Tragkraft, welche freudiges, nachhaltiges, erfolgreiches Wirken gewährleisten.

Der Welt des Willens kommt hiernach eine höhere Bedeutung zu als der Welt des Erkennens. In jener erhebt sich der Mensch über Raum und Zeit zu den ewigen Ideen und findet den Kern seines Wesens geoffenbart in seiner freien, selbständigen Persönlichkeit, erhaben über dem Naturzusammenhang, von unvergleichlicher Würde in reiner Gesinnung in selbstlosem Handeln. Der Wille wichtiger als der Intellekt — ein Fingerzeig für die Pädagogik: die Bildung des Willens, des Charakters ist ihre erste Aufgabe. Über der Pflege des Intellekts darf sie die des Willens nicht vernachlässigen, ihn nicht erlahmen, nicht schwächer werden lassen. Das bloße Wissen macht die Schüler gleich, nivelliert sie, ertötet die Individualität. Alle Gelehrsamkeit macht nicht fähig, den Kampf im Strom der Welt kräftig zu führen. Es ist hochnötig, den Willen zu bilden an dem Ideal eines unbedingten Sollens. Diese Jugend sonst wird reich an Kenntnissen und Fertigkeiten, aber arm an Idealen, gleichgültig, stumpf gegenüber den höchsten Gütern. Der neuen positivistischen Philosophie ist der Mensch „das Maß der Dinge" und hat also sein Verhalten anzupassen

dem Ort, der Zeit, den Umständen, Personen, seinem eigenen Ermessen. Bei Verbreitung solcher Weisheit muß die Achtung vor dem äußeren und inneren Gesetz, die Pflichttreue, welche ein Volk groß und stark macht, dahinsinken. Dieser sittenlose Grundsatz „je nachdem" kann nicht befriedigen und treibt zu jener Anschauung, welche das Heil darin sucht, den Willen zu verneinen. Ein Wille, der aus der Einheit mit dem unbedingten Gebot gefallen ist, irrt steuerlos auf dem sturmbewegten Meer des Lebens dahin und muß sein Geschick beklagen, daher der tiefpessimistische Zug eines entnervten Zeitalters.

Bleibt aber der Wille in Verbindung mit seinem ewigen Ideal, so wird er zum festen, ehernen Charakter, der durch kein Ungemach des Lebens sich aus seiner Bahn werfen läßt. Er wird die kraftvolle Einheit mit sich selbst bewahren und unter allen Veränderungen eines wechselnden Geschickes, unter allen Versuchungen nie seinen inneren Wert um den Preis zeitlicher Güter drangeben. Das Zufällige, Selbstische, Sinnliche opfert er der Idee, bestimmt sich nach dem unbedingt Guten und ordnet sich frei und freudig unter das allgemeine Gesetz. Die Weisung und Kraft dazu finden wir da, wo sie der Felsencharakter Paulus gewann, der sich und die Welt überwunden hat: „Ich danke Gott durch Jesum Christ, unsern Herrn", Röm. 7, 25.

1. Anhang.

Grundzüge der biblischen Psychologie.

Litteratur: M. Fr. Roos, Fundamenta psychologiae ex sacra scriptura 1769.
Tobias Beck, Umriß der biblischen Seelenlehre 1843.
Chr. H. Zeller, Kurze Seelenlehre 1846.
Martin Strebel, Der biblisch-psychologische Gehalt des Spruchbuchs und Bibellesestoffs, im württ. Lehrerboten 1882, S. 60 ff.

1. **Seele** (hebr. = naefaesch [נֶפֶשׁ], griech. = psyche), haben nach der Bibel Menschen und Tiere im Unterschied von den niederen Pflanzen und höheren Geistern. 1 Mos. 1, 20: „alle lebendige Seele“ (Luther: „alles, was lebt und webt“). Auf diese hohe Stellung der Tierwelt wird die Warnung vor Tierquälerei gegründet: „Der Gerechte erkennt die Seele (Luther: ‚erbarmt sich‘) seines Viehes“, Spr. 12, 10. Insbesondere aber ist die Seele ein Vorzug des Menschen und verleiht ihm persönliches Leben. Seelen sind einfach Personen: „aller Seelen aus Jakobs Lenden waren 70“, 2 Mos. 1, 5. „Josua verbannte alle Seelen“, Jos. 10, 28.

Die Seele ist nämlich nach ihrem Wesen die Trägerin des natürlichen Lebens: der geschlagene Saul ruft aus: „meine Seele (Luther: Leben) ist noch ganz in mir“, 2 Sam. 1, 9. Elias betet über dem Sohn der Witwe zu Zarpath „und die Seele des Kindes kam wieder zu ihm und ward lebendig“, 1 Kön. 17, 22. Der verzagte Elia bittet, „daß seine Seele stürbe“: „so nimm nun, o Herr, meine Seele“, 1 Kön. 19, 4. Jesus mahnt: „Sorget nicht für eure Seele“ (Luther: Leben), Matth. 6, 25. Paulus über dem gestürzten Entychus: „seine Seele ist in ihm“, Apg. 20, 10.

Das Leben der Seele zeigt sich materiell im Atem (hebr. naefaesch = Hauch): „der Mensch wurde geschaffen zu einer lebendigen Seele durch Einblasen von lebendigem Odem“, durch Einhauchen von Geisteshauch des Lebens seitens Gottes, 1 Mos. 2, 7. „Leben und Wohlthat hast du mir gethan, dein Aufsehen bewahrt meinen Odem“, Hiob 10, 12.

Der Sitz der Seele ist vorzugsweise das Blut, dessen frische Strömung physiologisch das Zeichen und die Bedingung des Lebens ist, dessen

Lauf die psychischen Erscheinungen lähmenden Schreckens stauen und erregender Freude beschleunigen: weil „die Seele im Blute ist“ (Luther: des Leibes Leben ist im Blute) wird der Genuß von Blut verboten, 3 Mos. 17, 11. Weil „das Blut die Seele ist“, vermag das Tierblut als Bild des eigentlichen Lebens für des Menschen Leben geopfert zu werden, 5 Mos. 12, 23.

Doch zeigt sich besonders im Neuen Testament auch eine höhere, mehr geistige Auffassung des Seelenlebens; sie ist immateriell und unsterblich: „die Menschen vermögen nur den Leib, nicht aber die Seele zu töten“, Matth. 10, 28. Sie ist nicht von dieser Welt: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nehme doch Schaden an seiner Seele“, Matth. 16, 26. Sie ist die Stätte inneren Lebens: „Ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen“, Matth. 11, 30, „die Lehrer wachen über die Seelen“, Hebr. 13, 17; die Stätte von Gefühlen und Trieben, schon im Alten Testament: „Was betrübst du dich meine Seele“, Ps. 42, 12. „Lobe den Herrn meine Seele“, Ps. 103, 1. „Meine Seele erhebt den Herrn“, Luk. 1, 46. „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen“, Luk. 2, 35. „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“, Mark. 14, 30. „Es kam alle Seelen Furcht an“, Apg. 2, 43. „Gott lieben von ganzer Seele“, Matth. 22, 37.

Insofern im Seelenbegriff der Bibel die umfassende Bedeutung des vollen kräftigen Lebens liegt, enthalten diese Stellen eine tiefgreifendere: Realität, als sie eine bloße Gefühlsaufwallung darstellt. Noch deutlicher heben das unzertrennliche Miteinander von Seele und Leib hervor: „Es dürstet meine Seele nach dir, mein Fleisch verlangt nach dir“, Ps. 63, 2. „Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn. Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott“, Ps. 84, 3. „Von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen“ Joh. 7, 38.

Ohne die Seele einseitig in sublimen Spiritualismus zu verflüchtigen oder in groben Materialismus aufzulösen, trägt die lebensvolle Anschauung der Schrift der geheimnisvollen Vereinigung von Stoff und Geist im Leibes- und Seelenleben volle Rechnung.

2. Der tief religiösen Anschauung der Bibel entspricht es aber, daß sie als das eigentliche Lebensprinzip, als die belebende Grundkraft des leiblich-seelischen Lebens den von Gott gekommenen **Geist** (hebr. = ruach, griech. = pneuma) aufstellt. Gott haucht dem Menschen seinen Geist ein als das eigentlich Lebendigmachende, 1 Mos. 2, 7. In das Gefilde von Totengebeinen führt der Geisteshauch Gottes und macht sie lebendig, Ezech. 37. In Jairus' Tochter kam ihr Geist wieder, Luk. 8, 55. Jesus ruft bei seinem Abscheiden: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände“, Luk. 23, 46, Stephanus: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf“, Apg. 7, 58. „Der Leib ohne Geist ist tot“, Jak. 2, 26. Auch das Leben der Tiere entsteht durch den Geist Gottes: „Du lässest

aus deinen Odem, so werden sie geschaffen", Ps. 104, 30. Sie haben daher in gewissem Sinne Geist: „Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fahre und der Odem (ruach) des Viehs unterwärts unter die Erde?" Prd. 3, 21. Gott ist „der Gott der Geister alles Fleisches", 4 Mos. 27, 16 und zu Beginn der Schöpfung „schwebte der Geist Gottes über dem Wasser", 1 Mos. 1, 2.

Deutlich wird dies alles durch das Wort Jesu im Johannesevangelium: „Gott ist Geist", Joh. 4, 24: alles Leben in der Welt, vorab im Menschen entströmt dem Urquell des Lebens in Gott, der Geist ist.

Der Geist führt keine Sonderexistenz im Menschen neben der Seele; von beiden werden die gleichen Gefühlsäußerungen ausgesagt (s. o.): „Jesus ergrimmte im Geist und betrübte sich selbst", Joh. 11, 33. „Jesus ward betrübt im Geist", Joh. 13, 21. „Der Geist Jakobs ward lebendig", 1 Mos. 46, 27. Der Geist wirkt in und mit der Seele als ihre konstitutive göttliche und daher höhere, insbesondere im Bewußtsein sich äußernde Kraft, z. B. Ps. 32, 3: „in deß Geist kein Falsch ist", Joh. 4, 24: „im Geist anbeten", 1 Kor. 2, 11: „niemand weiß, was im Menschen, ohne der Geist". Er wirkt als göttliche Kraft auch in den Worten Jesu: „die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben", Joh. 6, 63. „Das Amt nicht des Buchstabens, sondern des Geistes", 2 Kor. 3, 6. 8. Im weiteren Sinne überhaupt wirksame Kraft: „Geist der Welt", 1 Kor. 2, 12, hypostasiert: „Geist der Krankheit", Luk. 13, 11; zu trichotomischem Schein: Geist samt Seel und Leib, 1 Thess. 5, 23, während doch die Substanz des göttlichen Geistes den beiden letztgenannten Substanzen, die das Wesen des Menschen ausmachen, inhäriert und von ihnen verloren werden kann; also keine koordinierte Dreiheit.

Daher verliert den Geist der natürliche Mensch, der sich abkehrt von Gott. Er „vernimmt nichts vom Geist Gottes", 1 Kor. 2, 14; der Geist Gottes berührt ihn nicht mehr, „er läßt sich nicht mehr von ihm strafen", 1 Mos. 6, 3; der Geist wäre willig, „aber das Fleisch ist schwach", Matth. 26, 41; das Gute wohnt nicht in ihm, sondern das Böse, Röm. 7, 18. Statt des Geistes gelangt das Fleisch, der Inbegriff der niederen, sinnlichen, selbstsüchtigen Triebe, zur Herrschaft über die Seele: der Mensch „wird Fleisch", 1 Mos. 6, 3. Joh. 3, 5. Mit der Abwendung aber vom göttlichen Geistes- und Lebensquell in selbstsüchtig-sinnlichem Sinn und Treiben geht das Leben verloren, tritt der Tod ein: „welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben, 1 Mos. 2, 17. „Wenn ihr nach dem Fleisch lebt, werdet ihr sterben", Röm. 8, 13.

Gegenüber dem Verlust des uranfänglich schöpferischen Geistes und Lebens that eine neue Erfüllung mit Geist not und geschah außerordentlicherweise in Propheten, auch Richtern und Königen schon im Alten Testament (Jephtha, Saul), vornehmlich aber in Jesu, der schon als Knabe „stark ward im Geist", Luk. 2, 40, der „zu einem Geist

wurde, der da lebendig macht", 1 Kor. 15, 45, von dem eine allgemeine Geistesausgießung ausgeht, Ezech. 36. Apg. 2, insbesondere vermittelt durch das geistige Wort, „das Seele und Geist scheidet", Hebr. 1, 12, indem es letzteren in sein Herrscherrecht einsetzt; „mit der Wirkung einer neuen Geburt", Joh. 3, 5, des „Wandels im Geist" und der „Früchte des Geistes", Röm. 8. Gal. 5, so daß auch „der Leib ein Tempel des heiligen Geistes wird", 1 Kor. 6, 19 und „Geist ganz samt Seele und Leib unsträflich behalten werden auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi" 1 Thess. 5, 23.

Namentlich wirkt der Geist im Nus (griech.), von Luther bald mit Vernunft, bald mit Sinn, Gemüt übersetzt, dem lebensvollen Organ der höheren Ideen des Wahren, Guten, Schönen oder auch ihres Gegenteils, also nicht im Sinn einer allgemeinen, des warmen Gefühls entleerten, kantischen Vernunft: was den Geist begeistert, muß erst durch den Sinn anderer ausgelegt werden, 1 Kor. 14, 14; der Mensch muß „im Geist des Gemütes" erneuert werden, Ephes. 4, 23. Denn der Nus kann „geblendet", „verrückt" werden, 2 Kor. 4, 4; 11, 3 und bedarf daher der Änderung, Erneuerung, der Buße (= Sinnesänderung), Matth. 3, 2.

3. Das **Herz** (hebr. = leb, griech. = kardia) gilt der Schrift als der Mittelpunkt wie des Leibes und Blutlaufes, so auch der Seele. Daß das Herz eine zentrale Stellung im Seelenleben einnimmt, ist bestätigt durch die neuere Entdeckung der sogenannten vasomotorischen Zentren, welche die erregbaren und bewegenden Mittelpunkte der so geheimnisvoll zusammenwirkenden Nerven- und Blutbewegung bilden. Nach der lebensvollen Anschauung der Schrift ist das Herz daher auch der geistige Sammel- und Quellort: „Alle, die es hörten, nahmen's zu Herzen", Luk. 1, 66. „Er hat unsere Herzen erfüllt mit Speise und Freude", Apg. 16, 14. Aber auch Satan erfüllt das Herz, Apg. 5, 3. Im Herzen wird das Aufgenommene verarbeitet: „warum hast du solches in deinem Herzen vorgenommen", Apg. 5, 4. „Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen", Luk. 2, 19. Aus dem Herzen kommt das Reden und Verhalten: „Weß das Herz voll ist, des geht der Mund über. Aus dem Schatz des Herzens bringt man Gutes und Böses hervor", Matth. 12, 34 f. „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken", Matth. 15, 19. Das rechte Beten kommt aus dem Herzen; die inbrünstige Hanna: „ich habe mein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet", 1 Sam. 1, 15.

Als Mittelpunkt des Seelenlebens bedeutet Herz nicht das nackte, denkende Bewußtsein seiner selbst, sondern das gerade Gegenteil einer einseitig intellektualistischen Abstraktion, den Kern der von Gefühl, Gemüt und Wille bewegten Persönlichkeit, ganz abgesehen von einer sittlichen Beurteilung: Gott kann geben, „was das Herz wünscht", Ps. 37, 4. „Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an", Spr. 16, 9.

Hannas Herz gehabt sich übel, 1 Sam. 1, 8. „Brannte nicht unser Herz in uns", Luk. 24, 32. „Das Herz Jonathans verband sich mit dem Herzen Davids und gewann ihn lieb wie sein eigen Herz", 1 Sam. 18, 1. Auch das Denken wird als eine Sache des Herzens, d. h. des ganzen Menschen, nicht nur des Kopfes angesehen: „ihr sollt wissen von ganzem Herzen und von ganzer Seele", 5 Mos. 23, 14. Daher Gedanken, Triebe, Strebungen zusammengenommen: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens", 1 Mos. 8, 21. „Alles, was du in deinem Herzen hast, das thue", 2 Sam. 7, 3.

Als die verborgene tiefe Quelle von so mancherlei Inhalt ist freilich das Herz rätselhaft. Aber Gott ist „aller Herzen Kündiger", Apg. 1, 24. Daher das Gebet zu ihm: „Ich weiß mein Gott, daß du das Herz prüfest", 1 Chron. 30, 17. „Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz", Ps. 139, 23 f. Das deutet vor allem auf sittliche oder unsittliche Bewegungen.

Das Herz als der Mittelpunkt des geistigen Lebens ist der Sitz des Gewissens, des allen Menschen gemeinsamen Bewußtseins von einem höheren göttlichen Sittengesetz, Röm. 2, 14 f.: die Heiden, denen kein Gesetz geoffenbart ist, sind ihnen selbst ein Gesetz, indem sie aus natürlichem Trieb thun, was das Gesetz fordert, und so beweisen, ihren Herzen sei die Wirksamkeit einer höheren Ordnung eingeschrieben. Ihr Gewissen nämlich giebt Zeugnis, und die Gedanken verklagen oder entschuldigen untereinander, was unrecht oder recht ist, was mit der Bestimmung streitet oder nicht. 2 Sam. 24, 10: „Das Herz schlug David". Ps. 51, 19: „ein zerschlagenes Herz"; aber auch „ein reines Herz", Ps. 51, 12.

Das Herz erscheint als die Quelle des praktischen sittlichen Verhaltens, das eben damit nicht als eine Sache bloßer Legalität, sondern innerer Entscheidung und persönlicher Haltung dargestellt wird. Die Bibel spricht daher von einem verständigen, feinen und guten, demütigen, gehorsamen, weisen und thörichten Herzen. Die entscheidende That des Glaubens, Erneuerung und Umschaffung des Menschen geht daher vor allem im Herzen vor sich: man muß Gott „suchen von ganzem Herzen", Jer. 29, 13, „Gott lieben von ganzem Herzen", 5 Mos. 6, 5. Matth. 22, 37. „Mit dem Herzen glaubt man", Röm. 10, 10. Das Herz kann sich „verstocken" wie bei Pharao und Israel, 2 Mos. 7, 13. „Ihr Unbeschnittenen an Herzen und Ohren", Apg. 7, 51. Gott giebt Saul „ein anderes Herz", 1 Sam. 10, 9. „Selig sind, die reines Herzens sind", Matth. 5, 8. „Ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben", Ez. 36, 26.

2. Anhang.

Psychopathologie.

(Griech. pathos = Leiden.)

Immer mehr dringt die Anerkennung durch, wie viele Ungeschicklichkeiten begangen und wie viele Schäden dadurch verursacht werden, daß man die Menschen für leistungsfähig, für völlig gesund und daher für vollkommen verantwortlich hält, während sie häufig und bei den Ansprüchen der Gegenwart an die Nervenkraft leider immer häufiger in irgendeiner Weise geschädigt, leistungsunfähig und abnorm sind. Insbesondere verschuldet die Erziehung viele Fehler, wenn sie an das Gehirn des Kindes Ansprüche stellt, die nur das des Erwachsenen leisten kann, wenn sie eine durchschnittlich gute Veranlagung aller Schüler einer Klasse voraussetzt, wenn sie von dem maßgebenden Einflusse absieht, den physisches Nervenleben und Nervenleiden auf Verhalten und Leistungen ausübt. Nachdem wir den Zustand des gesunden Menschen betrachtet haben, erübrigt daher noch, die krankhaften oder wenigstens nicht vollwertigen physischen Zustände kurz zu behandeln, und zwar zunächst die eigentlichen Geisteskrankheiten, in deren Darstellung wir Friedrich Scholz folgen (Lehrbuch der Irrenheilkunde für Ärzte und Studierende. Leipzig, E. H. Mayer, 1892) und sodann die sogenannten „Minderwertigkeiten", d. h. Erscheinungen von Nervösität, welche den breiten Rahmen zwischen Gesundheit und förmlicher Krankheit ausfüllen und an der Hand von Julius Koch behandelt werden sollen, der ihnen Namen und genauere Darstellung gegeben hat (Leitfaden der Psychiatrie. Ravensburg, Dorn, 1888; Die psychopathischen Minderwertigkeiten, ebenda 1891 f.; vgl. u. a. besonders auch J. Trüper, Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter. Gütersloh, Bertelsmann, 1893).

I. Die Geisteskrankheiten,

die man nach einem häufigen Merkmal, dem Irrereden, auch als Irresein oder zum Ausdruck der geistigen Abnormität als Psychosen bezeichnet, sind eigentlich Gehirnkrankheiten, hervorgerufen durch eine krankhafte Veränderung des Gehirns in Bau oder Ernährung; letzteres z. B. bei chronischen Verdauungsstörungen, die die Blutbildung beeinträchtigen. Es ist aber bei dem ungewöhnlich feinem Bau des Gehirns

noch nicht gelungen nachzuweisen, daß einem bestimmten krankhaften Zustande des Gehirns auch eine bestimmte Form von Geisteskrankheit entspreche, ähnlich wie anderen Krankheiten bestimmte krankhafte Veränderungen gewisser Organe; vielmehr ergeben sehr verschiedene Formen einen scheinbar ganz gleichen Gehirnbefund und umgekehrt dieselben klinischen Formen verschiedenen Sektionsaugenschein, obwohl auch vielen Fällen ganz bestimmte anatomisch-pathologische Veränderungen entsprechen, z. B. Schwellungen. Häufig ist eben die Störung mehr eine funktionelle, bestehend in Veränderungen des Säfteumlaufs, die erst in längerem Fortschreiten sich anatomisch geltend machen. „Da die Blutzirkulation und Blutverteilung zum größten Teil von dem vasomotorischen System abhängt, so geht daraus die große Wichtigkeit dieses letzteren für die gesamte Hirnthätigkeit, für das Geistes- und Gemütsleben und in weiterer Folge für das Zustandekommen von Geisteskrankheiten hervor. Wie die Elemente des zentralen Nervensystems die unentbehrliche Grundlage bilden, so ist das vasomotorische System der große Regulator unseres Geisteslebens. Von dem Grade seiner Reizbarkeit, seines Tief- oder Hochstandes hängen Gesundheit und Krankheit, hängen geistige Leistungsfähigkeit, Besonnenheit und Selbstbeherrschung, diese drei großen Zeugen eines harmonischen Seelenlebens, vor allem ab. Was wir unter individueller Disposition verstehen, bedeutet hauptsächlich den Zustand unseres vasomotorischen Systems" (Scholz a. a. O. S. 3). Auf Grund solcher Erwägungen kann man das Irresein auch als eine „diffuse Ernährungs- und Entartungserkrankung der Vorderhirnrinde" bezeichnen.

Form und Verlauf der Geisteskrankheiten ist sehr von der Ursache abhängig (anders ist z. B. das alkoholische, anders das epileptische, anders das syphilitische Delirium), aber auch von der gesamten körperlichen und geistigen Individualität (ein von Natur kräftigeres Gehirn ist viel widerstandsfähiger), von den äußeren Lebensverhältnissen, der Erziehung, dem Vorleben, den Neigungen und Gewohnheiten, insbesondere aber von der Erblichkeit.

Einteilen lassen sich die Geisteskrankheiten in Ermangelung genauer Hirnbefunde am besten an der Hand der psychologischen Elemente, Fühlen, Vorstellen und Handeln, je nachdem eines davon zuerst betroffen erscheint. Aber, wie sie gemeinsam thätig sind, pflegen sie sich auch gegenseitig nach und nach in den Krankheitsprozeß hineinzuziehen, z. B. hat melancholisches Fühlen auch verkehrte Vorstellungen vom eigenen Ich und der umgebenden Welt und krankhafte Strebungen im Gefolge, obwohl der Verstand im allgemeinen auf der Oberfläche oft lange ungestört scheint und der Kranke sogar einen besonderen Grad von Scharfsinn zur Verbergung oder Verteidigung der Erscheinungen aufzubieten weiß.

1. Auf dem Gebiete des Gefühlslebens kommt in Betracht qualitativ Depression und Exaltation, quantitativ die Reizhöhe, welche die

Gemütsbewegungen erzeugt; in letzterer Hinsicht a) abnorm gesteigerte Reizempfänglichkeit, aus welcher, wenn das Selbstgefühl ständig gesunken ist, schmerzliche Gefühle hervorgehen, Wehleidigkeit, Überempfindlichkeit, gesteigert zu der Affekthöhe und längeren Dauer der Melancholie. Reizbare Schwäche zeigt sich auch im leichten Übergang aus Gleichmut in die kleineren, vorübergehenderen Affekte der Überraschung (Verlegenheit, Beschämung, leichte Schreckbarkeit) und der peinlichen Erwartung (gegenüber ganz unbedeutenden Dingen, z. B. einem Brief, einem Besuch, einer Frage): Angst („Präkordialangst").

Ist das Selbstgefühl ständig erhoben, so gehen aus entsprechenden Reizen sofort Lustaffekte hervor (übrigens eine Erscheinung, die sich fast nur bei ausgebildeten Geisteskrankheiten findet) oder eine zornige Erregbarkeit, die mit Unlustgefühlen verbunden ist und sich zur Zustandsform der Tobsucht steigern kann. Der heitere Affekt der Manie ist das gerade Gegenteil der Melancholie. Heiterkeit erfüllt das Gemüt, alles erscheint in rosigem Lichte, die Vorstellungen gehen leicht vonstatten bis zur Ideenflucht, ebenso die Bewegungen.

b) Abnorm verminderte Reizempfänglichkeit oder Gemütsstumpfheit ist physiologisch die Folge gehäufter Reize (bei Schicksalsschlägen Gleichgültigkeit, bei Lustgefühlen Blasiertheit), ebenfalls ein häufiges Symptom fast aller Formen von Geisteskrankheit.

Die beiden Affekte Melancholie und Manie faßt man auch, wofern sie als selbständige Formen auftreten, unter dem Namen affektives Irresein zusammen.

2. Auf dem Gebiete des Vorstellens sind vor allem zu nennen:

a) Sinnestäuschungen, in denen Sinneswahrnehmungen durch krankhafte Vorgänge gefälscht werden (Illusion, die einem vorhandenen Gegenstand eine falsche Deutung giebt) oder Sinneswahrnehmungen entstehen, denen gar kein Gegenstand entspricht (Halluzinationen), und dadurch sodann auch verkehrte Vorstellungen und Urteilen zustande kommen (S. 78), mit anderen Worten

b) Wahnideen d. h. krankhaften Vorstellungen, die sich von verkehrter Anschauung zu wirklichen Urteilen und Ideen erhoben und darin eine persönliche Färbung angenommen haben. Sind Halluzinationen die Ursache und spielen sie mannigfach herein, so spricht man von halluzinatorischer Paranoia (griech. = Verrücktheit). Die Art der Wahnideen richtet sich nach dem Stande, der Bildung, den Verhältnissen des Individuums, auch nach dem Zeitalter, in dem es lebt. Die Wahnideen eines Arbeiters sind andere als die eines Gelehrten, die einer Dienstmagd andere als die einer Salondame. „Vor Jahrhunderten trug der Verfolgungs- und Versündigungswahn Melancholischer den Charakter des Besessen- und Bezaubertsein an sich. Heute knüpft primärer Verfolgungswahn gern an geheime Gesellschaften, Jesuiten und Freimaurer

an. Der jetzt so häufige Wahn, elektrisiert zu werden, war vor hundert Jahren, der, daß man durch das Telephon chikaniert werde, vor zehn Jahren noch nicht möglich. Der bis nach dem Reformationszeitalter so häufige Wahn, ein Wehrwolf zu sein, kommt als Symptom des Metamorphosenwahns gar nicht mehr vor" (a. a. O. S. 28). Wahnideen kommen in fast allen Geisteskrankheiten vor, sind aber charakteristisch für die chronische, also nicht affektive (nicht melancholische oder maniakalische) Form der Paranoia. Man unterscheidet zwei Arten derselben: eine primäre (Wahnsinn), wenn kein affektives Irresein vorangegangen ist, und eine sekundäre (die eigentliche Verrücktheit) auf Grund von vorangegangener Melancholie oder Manie.

c) Zwangsvorstellungen machen sich im Bewußtsein unwiderstehlich und wiederholt geltend; obwohl sie als krankhaft erkannt sind, können sie nicht abgewiesen werden, treiben sogar weiter zu Zwangshandlungen. Man unterscheidet die Fragesucht, auch Grübelsucht (z. B. was heißt Gott, Welt, Mensch? warum ist 2 · 2 = 4? warum haben die Berge gerade diese Form? warum ist das Tischtuch viereckig und nicht rund?), Zweifelsucht (z. B. ob man etwas recht gemacht, niemand unrecht gethan, den Brief abgegeben habe), Platzfurcht (z. B. einen Platz, die Eisenbahnlinie zu überschreiten), mit der ganzen Lage kontrastierende Zwangsvorstellungen (z. B. in der Kirche Gott zu lästern).

d) Erinnerungsstörungen bestehend in Erleichterung, Erschwerung (z. B. Erschöpfung, Ausfallen von Namen, Zahlen nach apoplektischen Anfällen) und qualitativer Veränderung der Erinnerung (z. B. Doppelwahrnehmung: das Gleiche schon einmal gesehen zu haben).

e) Stupor, ein Zustand psychisch-somatischer Hemmung, in welchem alle Thätigkeiten, vor allem auch die Vorstellung langsam und unvollständig erfolgen; die vegetativen Funktionen und die äußeren Bewegungen sind verlangsamt, das Bewußtsein, die Ichvorstellung erlöschend, die Mienen blöd, möglich bei jedem Irresein, insbesondere aber Endstadium ungeheilter Psychosen, d. h. sekundärer Blödsinn, wovon man die eigentliche Krankheitsform des primären Blödsinns unterscheidet.

f) Störungen des Selbstbewußtseins: Schwinden desselben in idiopathischen Gehirnkrankheiten, Verletzungen oder Vergiftungen, Sopor (lat. = tiefer Schlaf), wenn noch eine Errettung möglich, Koma, wenn nicht (griech. = krankhafter Schlaf). Teilweises Schwinden in den Erscheinungen von Seelenblindheit und Seelentaubheit, in welchem man wohl Empfindungen, aber kein Verständnis der Gegenstände hat; in der Unfähigkeit, sich in Zeit und Raum, ja in der eigenen Person zurechtzufinden, die als eine doppelte erscheint.

3. Auf dem Gebiete des Wollens und Handelns sind zu unterscheiden

a) Elementarstörungen des Trieblebens: Steigerung des Nahrungstriebs, dessen Verminderung und Perversität (Kotessen); Verweigerung der Nahrung; ähnlich bei dem Geschlechtstrieb.

b) Elementarstörungen in automatischen Handlungen, d. h. solchen, die infolge vieler Übung unbewußt und unwillkürlich vollzogen werden, z. B. Schreiben, Klavierspielen; vgl. die gleichmäßigen Erregungen Tobsüchtiger, auch chronisch Kranker, hervorgehend aus organischen Reizen im Gehirn.

c) Elementarstörungen des gewollten Handelns infolge krankhafter Vorstellungen, Wahnideen, Halluzinationen, Zwangsvorstellungen (z. B. Kleptomanie), welch letztere einen sogenannten Handlungenwahnsinn erzeugen, von den Franzosen folie raisonnante genannt, insofern der Kranke sein unsinniges Gebahren, z. B. Geldverschwendung, mit einem Schwall von Scheingründen vor sich und anderen zu rechtfertigen weiß. Gesteigertes und verringertes Wollen (Abulie). —

Auf die Heilung der Geisteskrankheiten ist hier nicht näher einzugehen. Immerhin erklärt auch Scholz die psychische für wichtiger als diejenige durch Medikamente und Hebung der Ernährung, überhaupt als die körperliche; „denn sie erfüllt den Zweck, weitere psychische Schädlichkeiten zu verhüten, zur rechten Zeit auf die Vorstellung zu wirken, krankhafte Ideenauswüchse zu beschränken, den abspringenden Gedankengang in geordnete Bahnen zu lenken und mit dem Vertrauen auf die dargebotene Hilfe auch Selbstvertrauen wiedergewinnen zu lassen" (a. a. O. S. 339).

Aufmerksamkeit ist vor allem der Vorbeugung zu schenken und hauptsächlich die Vererbung gesunder Nerven anzustreben. In dieser Hinsicht gilt es entgegenzuarbeiten dem Mißbrauch von Reizmitteln, hauptsächlich Spirituosen, welche die eigene Gesundheit und die der Nachkommen zerrütten; ferner der Zunahme von Lebensbedürfnissen und Lebensgenuß, da nur Bescheidenheit auf diesem Gebiete Gesundheit und Lebensglück erbaut; dem leichtfertigen Heiraten irgendwie belasteter Personen.

Wie die Erziehung unberechenbaren Schaden anrichten kann durch übermäßige Inanspruchnahme des Gehirns, besonders in der Zeit der Pubertät, durch Weckung und Nährung von Affekten und Leidenschaften, z. B. von Trotz, Zorn, Begehrlichkeit, durch Mangel von Gewöhnung an Selbstbeherrschung, so kann sie in vernünftigen Händen namentlich erblich Belasteten zum großen Segen werden: richtige körperliche Hygiene vom ersten Lebenstage an, mit maßvoller Abhärtung in den Jahren der Kindheit, Hautpflege, reizloser Diät unter Vermeidung von Spirituosen, auch von Thee und Kaffee, Übung der Muskeln im Turnen, Spielen, Schwimmen. Die Intelligenz werde nicht überbürdet durch allzu frühen Schulbesuch, Überanstrengung gehäufter Schulaufgaben, deren Ausarbeitung und gemütliche Aufregung kräftige Gehirne verlangen. In Hinsicht auf den Charakter ist hervorzuheben die Gewöhnung an

Ordnung, Folgsamkeit, Ausdauer und Selbstbeherrschung, die keine Launen gestattet. Wer dem Kinde Liebe erzeigt, weckt und gewöhnt sympathische Regungen an und unterdrückt den Egoismus in der Wurzel und Übung. Besser als die Massenerziehung in einem Pensionate ist im allgemeinen die Familienerziehung, obwohl die letztere freilich oft auch große Unvernunft an den Tag legt. Bei der Wahl des Berufs ist nicht nur flüchtige Neigung, sondern vor allem die Begabung in Betracht zu ziehen.

II. Die psychopathischen Minderwertigkeiten.

1. Unter den Begriff psychopathische Minderwertigkeiten fallen alle jene angeborenen oder erworbenen psychischen Regelwidrigkeiten, welche auch in schlimmen Fällen keine eigentliche Geisteskrankheit, sondern irgendeinen Abmangel an geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit darstellen, ohne daß deshalb die ganze geistige Persönlichkeit niedrig stehen oder das Gehirn einen sinnlich wahrnehmbaren Abmangel aufweisen müßte. Das physische Gesamtgepräge erscheint ohne augenfälligen Schaden und doch in seiner Funktion nicht ganz vollwertig. Minderwertigkeit ist wörtlich zunächst ein Schätzungsausdruck, den eine fortgeschrittenere wissenschaftliche Erkenntnis vielleicht zu Minderexistenz verschärft.

Solche psychischen Regelwidrigkeiten sind eine gar häufige Erscheinung: sie können einen, wenn auch unbedeutenden, Mangel an Rüstigkeit des Gehirns bezeichnen, umfassen alle angeborenen oder erworbenen Schwächezustände, wirklichen Belastungen und förmlichen Entartungen von der Grenze der Normalität bis zur eigentlichen Geisteskrankheit, ohne daß diese Grenzen scharf angegeben werden könnten. Sie begreifen unter sich namentlich ein weites Gebiet von Vererbungen und treten daher in der Kindheit und Jugend um so häufiger zutage, je weniger sie sich hier schon zu eigentlicher Erkrankung gesteigert haben. Minderwertige Kinder mögen sich vielleicht in vielem durch rasche Lebhaftigkeit des Geistes vor anderen auszeichnen, werden aber etwas Eigentümliches haben. Die vermehrte Reizbarkeit ihrer Nerven macht sie leicht und heftig erregbar, aufgeweckt, bald hocherfreut, bald gewaltig erschreckt, läßt sie aber auch schnell erlahmen; es fehlt ihnen vielleicht nicht an allerlei guten Gaben, aber an geistiger Frische, Elastizität und Ausdauer; sie fassen leicht auf, ohne aber nachhaltig zu bewahren; sie achten auf alle Sinnesreize und sind daher sehr zerstreut; sie haben eine lebhafte Phantasie, die oft Wirklichkeit und Einbildung kaum unterscheiden kann, aber eine schwache Energie; sie sind muntere, redselige Gesellschafter, aber mehr in regelloser Flucht der Gedanken und papageienartigem Geschwätz, denn in klarer, denkender Beherrschung der Vorstellungen; aus Mangel an Denken sind sie rührselig

und furchtsam, ein Spiel nervöser Stimmungen und daher auch launenhaft, übelnehmig, wehleidig; wie sie sich selbst nicht in Zucht nehmen können, fällt es auch anderen schwer, sie zu ziehen, daher läßt man sie häufig gewähren, mit ihren Launen werden sie dann die Tyrannen des Hauses; sie sind auch geschlechtlich reizbar, frühreif und daher zu geheimen Sünden veranlagt, wohl auch ohne die feineren Regungen des sittlichen Gefühls; sie sind im praktischen Gebrauch ihrer Glieder manchmal ungeschickt; sie haben oft keine recht offenen Sinne für die Welt, führen ein ungesundes Innen- und Nervenleben; schließlich mag der erhöhten Reizbarkeit und Anspannung ein bedenklicher Nachlaß aller Gemütskräfte folgen und Schwach- und Blödsinn das Ende werden. — Im Unterschied von diesen Zuständen psychischer Pathologie beschäftigt sich die pädagogische Pathologie, wie sie Ludwig Strümpell auffaßt (vgl. dessen Werk hierüber Leipzig, Georg Böhme, 1890), mit den Fehlern gesunder Kinder, die als solche nichts Krankhaftes sind und daher einen wichtigen Gegenstand der Erziehung darstellen (vgl. auch Gottlob Közle, Die pädagogische Pathologie in der Erziehungskunde des 19. Jahrhunderts. Gütersloh, Bertelsmann, 1893).

2. Die Arten psychopathischer Minderwertigkeiten sind

a) angeborene Disposition der Anlage. Sie kann latent sein oder im Verborgenen bleiben, und in diesem Fall nur dann festgestellt werden, wenn die Voreltern nervenleidend waren oder eigentümliche Nervenübel auftreten, z. B. viele und starke Konvulsionen in der Kindheit, Delirien und Ohnmachten im späteren Leben, Widerstandslosigkeit gegen die Wirkungen des Alkohols, Abnormitäten in den geschlechtlichen Verrichtungen; ferner sind hier anzuführen gewisse körperliche Symptome geistiger Abnormität, Mißbildungen oder Funktionsanomalieen (von Morel „Stigmata" der Heredität genannt), z. B. Assymmetrieen in Kopf- und Gesichtsbildung, Unregelmäßigkeit der Gaumenbildung, Zähnestellung und der Lage der Pupille, angewachsene und mangelhafte Ohrläppchen, auch Ohrmuscheln, wulstige Unterlippe, Stottern, Zucken der Gesichtsmuskeln u. s. w. Die angeborene Anlage kann aber auch manifest sein, und in Zartheit, vielleicht seltener Feinfühligkeit, aber auch Schwäche der psychischen Erscheinungen, auch des Gehirns sich offenbaren, jedoch immer noch in den Grenzen einer gewissen Normalität. Wirkliche Abnormität dagegen ist bei

b) angeborener Belastung mit ihren nervösen Schwächezuständen vorhanden, ohne daß aber das psychische Leben förmlich darniederliegt: nervöse Reizbarkeit antwortet auf die eintreffenden Eindrücke ungewöhnlich stark, ohne Besinnung und ohne Hemmung durch die höheren Geistesthätigkeiten. Das Seelenleben bewegt sich, durch augenblickliche Erregungen heftig hin und her geworfen, gern in Gegensätzen, Sonderbarkeiten, barocken Ideen, Paradoxieen. Die unüberlegte Reaktion gegen auftretende

Reize macht trotzig, ungehorsam, widerspenstig, der offene Widerwille gegen erhaltene Mahnungen und Züchtigungen erscheint als moralische Impietät, die schärfere Bestrafung verdient, aber naturnotwendig sich dann nur um so mehr steigert, vielleicht bis zu Krämpfen. Weise Erzieher wissen daher im Strafen innezuhalten. Das schnell auflodernde Feuer verfliegt rasch, vielleicht nur, um einer um so tieferen Erschöpfung Platz zu machen. Auch Zwangsvorstellungen, Zwangsbewegungen stellen sich ein, z. B. unbegründetes, fortwährendes täppisches Schwatzen oder Lachen, Auflehnung gegen die Erzieher, allerlei Befürchtungen, z. B. ob auch nachts alle Thüren geschlossen seien und sich niemand ins Haus geschlichen habe (Platzangst, Redeangst), sich steigernd bis zu menschenscheuem Einsiedlerleben und Zerfallensein mit der Welt und sich selbst. Verstärkt wird alles dies durch förmliche Entartung der

c) angeborenen Degeneration, insbesondere in dem Symptom der Schwäche in intellektueller, moralischer oder auch in beider Richtung, auch in Hinsicht auf das Gemüt, z. B. in einem Mangel an Schärfe und Klarheit von Beobachtung, Urteil und Gedächtnistreue, ferner in einem Fehlen der zarteren Regungen der Liebe, der Bildung mancher sittlicher Vorstellungen und in auffallend unsittlichem Verhalten.

Diese Psychopathieen kommen aber nicht bloß als angeborene vor, sondern sie können auch im Laufe des Lebens erworben und die angeborenen selbstverständlich gesteigert werden. Die erworbenen Anlagen und Belastungen fallen im ganzen mit den sogenannten cerebralen Neurasthenieen, der Gehirnnervenschwäche, zusammen und zeigen dann ähnliche Erscheinungen wie die angeführten; die erworbene Entartung mündet häufig in Geisteskrankheit aus, kann aber auch nur in einer geistigen Abstumpfung und Schwächung bestehen, wie solche nach Heilung einer Tobsucht häufig zurückbleibt.

3. Die Ursachen gehen aus dem Angeführten hervor: Vererbung durch abnorme Beschaffenheit der Voreltern (Heredität), die aber nicht notwendig zur Entfaltung kommen muß, oder eigener Erwerb durch Verletzungen, Schlag, Druck, Erschütterungen des Kopfes, durch Nervenleiden, Überreizungen und Vergiftungen der Nerven mit Alkohol und anderen Reiz- und Genußmitteln, erschöpfende Leiden, Ausschweifungen, Arbeiten oder durch Vererbung und Erwerb zusammen; auf der originären Grundlage einer ursprünglichen Anlage gelangen die letztgenannten Ursachen zu stärkerer Wirkung und führen leicht völlige Degeneration herbei.

Insbesondere bestehen bei Kindern die Ursachen minderwertiger Zustände in unvernünftigen Überanstrengungen des Körpers und Geistes, in Entbehrungen, welche durch Thorheiten der Eltern oder soziale Mißstände verschuldet sind, in übertriebener Abhärtung oder Verzärtelung, in Teilnahme der Jugend an den Erholungen und Genüssen der Erwachsenen, oft tief in die Nacht hinein, in Überhäufung mit einer Masse unverdaulicher Wissens-

stoffe, die oft schon in der Kleinkinderschule anfängt, in ungesunder Überfütterung der Phantasie durch übertriebene Lektüre, in Überbürdung mit Unterrichtsstunden und insbesondere Hausaufgaben hinsichtlich von Stoffen, welche die Schule nicht zu bewältigen vermag, welche daher der so notwendigen Freizeit im Hause auferlegt und hier unter Sorge und Angst vor Strafen kaum bewältigt werden, in zu vieler Pflege des ermüdenden, unfruchtbaren Wortwissens statt sachlicher und Gemüts- und Herzensbildung, welche die Nerven erfrischt und erfreut, nährt und stählt, statt sie abzustumpfen. „Was für Dinge in dem Abhetzen mit leerem Wortkram vorkommen, spottet oft jeder Beschreibung. Ich habe Schwachsinnige kennen gelernt, die mußten lesen, schwatzen und schreiben über Dinge, die sie nie kennen gelernt hatten. Bei geistig Gesunden ist das zwar auch keine seltene Erscheinung, allein sie sorgen schließlich selber dafür, daß sie mit dem Gedankeninhalt vertraut werden. Ein sehr erregbarer schwachsinniger Knabe von neun Jahren konnte eins und zwei nicht unterscheiden, also nicht mit Sicherheit zwei Hölzchen auf einen Haufen nehmen. Die Mutter versicherte mir aber, er sei auf Befehl des Anstaltsdirektors nachts im Schlafe geweckt worden, um die Zahlenreihe bis fünfzig aufzusagen, d. h. die Zahlennamen zu memorieren. Derselbe konnte u. a. ganze Fabeln von Hey mit richtiger Betonung auswendig sprechen, ohne irgendeinen Satz davon zu verstehen, ohne z. B. auf dem Bilde Knabe, Vogel, Gebüsch und Nest zeigen zu können. Sollte er etwas zeichnen oder ‚malen‘, etwa ein Fenster, so fing er an zu lautieren: F, e, n u. s. w. So bildet man statt Menschen Papageien, und dann wird obendrein noch mit den Leistungen renommiert“ (Trüber a. a. O., S. 46 f.). — „Nichts ist so geeignet wie die Schule, um Elemente von absonderlicher Veranlagung vollständig zugrunde zu richten und sie rasch dahin zu bringen, wo über ihre geistigen Fähigkeiten ein Zweifel nicht mehr möglich ist. Und was die Erziehung der eigentlichen Schule übrig ließ, vollendet die mächtigere Schule des Lebens. Auch unser Leben ist gegen früher anders geworden. Ganz andere Ansprüche treten an uns heran, und rastlos muß jeder vorwärts streben, wenn er nicht zurückbleiben will“ (Pelmann, Grenzen zwischen psych. Gesundheit und Geistesstörung 1884).

4. Eine zweckmäßige pädagogische Pflege vermag die Minderwertigkeiten zwar nicht aufzuheben, aber doch einzuschränken und in der Entfaltung vorbeugend zu verhüten. Sie deckt sich mit dem pädagogischen Verhalten, das sich uns aus den Gesetzen des Seelenlebens ergeben hat. Hervorgehoben mag noch insbesondere werden sachliche Anschaulichkeit und begriffliche Wohlordnung des Unterrichts, hingebende Gemüts- und Charakterpflege durch Einpflanzung der Regungen von Pietät und Liebe, Gottvertrauen und Frömmigkeit, Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit, Treue und Zuverlässigkeit, durch gleichmäßige Gewöhnung an Gehorsam und Achtung vor jeder Autorität; ferner passende Abwechslung von Arbeit

und Erholung, wie sie für Kinder noch nötiger erscheint als für Erwachsene, Einschränkung der materiellen Genüsse und erregenden Lektüre, zeitiger und langer Schlaf, kräftige, weder zu üppige noch zu dürftige Kost, Bewegung im Freien und Abhärtung überhaupt, eine einfache, streng geregelte, naturgemäße Lebensweise, auch eine Berufswahl, welche keine zu hohen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit stellt. Statt die Nerven durch Darbietung immer neuer und größerer Reizmittel noch mehr zu erregen und zu schwächen, ist alles zu thun, was sie beruhigen, stärken und an feste Ordnung gewöhnen kann. Die beiden großen und so einfachen Bücher Gottes, das der Natur und das seines Wortes, sind eifrig zu nützen; in beiden liegen die Quellen neuer Lebenskraft für Gesundung des Körpers und Erhebung des Gemüts im Anschauen der großen Thaten Gottes und seiner besten Kinder.

Litteratur.

Arndt, R., Lehrbuch der Psychiatrie 1883.
Baginsky, Schulhygiene, Jena 1892.
Bunge, G., Die Alkoholfrage, Leipzig 1890.
Demme, R., Einfluß des Alkohols auf Kinder, Stuttgart 1891.
Dornblüth, F., Gesundheitspflege in Haus und Familie, Stuttgart 1888.
Emminghaus, H., Allgemeine Psychopathologie zur Einführung in das Studium der Geistesstörungen 1878.
— Die psychischen Störungen im Kindesalter, Tübingen 1887.
Engelhorn, Dr., Schulgesundheitspflege, Stuttgart 1887.
Erismann, Fr., Gesundheitslehre, München 1878.
Eulenberg und Bach, Gesundheitslehre 1891.
Flügge, C., Grundriß der Hygiene, Leipzig.
Forel, Alkohol und Geistesstörungen, Basel 1892.
Frick, Einfluß des Alkohols auf Kinder, Basel 1892.
Gärtner, Leitfaden der Hygiene, Jena 1892.
Griesinger, W., Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, 4. Aufl. 1876, 5. Aufl. 1892 von Levinstein-Schlegel.
Hoffmann, C., Schulgesundheitspflege 1891.
Hübner, A., Hygiene der Geisteskrankheiten.
Hufeland, C. W., Makrobiotik.
Janke, O., Schulhygiene 1890.
Key, Axel, Pubertätsentwicklung und Schuljugend, Berlin 1890.
Kirchhoff, Th., Lehrbuch der Psychiatrie, 2. Aufl. 1889.
Koch, J. A., Kurzgefaßter Leitfaden der Psychiatrie, 2. Aufl. 1889.
— Psychiatrische Winke für Laien, Stuttgart 1880.
— Leitfaden der Psychiatrie, Ravensburg 1888.
— Die psychopathischen Minderwertigkeiten, daselbst 1891 f.
Közle, Gottlob, Die pädagog. Pathologie in d. Erziehungskunde d. 19. Jahrh., Gütersloh 1893.
Krafft-Ebing, R. v., Lehrbuch der Psychiatrie, 2 Bde. 4. Aufl. 1893.
Kräpelin, E., Kurzes Lehrbuch der Psychiatrie, 3. Aufl., Leipzig 1889.
— Psychiatrie, Lehrbuch für Studierende und Ärzte, 4. Aufl. 1893.

Maudsley, Physiologie und Pathologie der Seele, Würzburg 1870.
Meynert, Th., Psychiatrie, Klinik der Erkrankungen des Vorderhirns, 1. Hälfte 1884.
Möbius, P. J., Die Nervosität, 2. Aufl., Leipzig 1885.
Müller, Franz Carl, Handbuch der Neurasthenie, Leipzig 1893.
Neumann, Leitfaden der Psychiatrie für Mediziner und Juristen 1883.
Pelman, C., Über die Grenzen zwischen psych. Gesundheit und Geistesstörung, Berlin 1884 (N. 444 in Samml. wissensch. Vortr. von Virchow u. Holtzend).
— Nervosität und Erziehung, Bonn, 4. Aufl. 1888.
Rembold, C., Schulgesundheitspflege, Tübingen, Laupp.
Römer, A., Psychopath. Minderwertigkeiten im Säuglingsalter, Stuttgart 1892.
Reclam, C., Buch der vernünftigen Lebensweise.
Salgo (Weiß), Kompendium der Psychiatrie, 2. Aufl. 1889.
Scholz, Fr., Lehrbuch der Irrenheilkunde, Leipzig 1892.
— Diätetik der Seele, das. 1890.
— Die Charakterfehler des Kindes, das. 1892.
Schüle, H., Klinische Psychiatrie, 3. Aufl. 1886.
Seeligmüller, Adolf, Wie bewahren wir unsere Kinder vor Nervenleiden? Breslau 1891.
Siegert, Problematische Kindesnaturen, Kreuznach 1889.
Sollier, P., Der Idiot und der Imbecille, Hamburg 1891.
Strümpell, Pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern des Kindes, Leipzig 1890.
Trüper, J., Die Schule und die wirtschaftlich-soziale Frage, Gütersloh 1890.
— Die Familienrechte an der öffentlichen Erziehung, Langensalza 1892.
— Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter, Gütersloh 1893.
— Aus der Erziehungspraxis unserer Anstalt (für schwer erziehbare Kinder auf Sofienhöhe bei Jena), ebenda.
Ufer, Christian, Geistesstörungen in der Schule, Wiesbaden 1891.
— Nervosität und Mädchenerziehung, das. 1890.

3. Anhang.

Neuere Litteratur zur pädagogischen Psychologie.

Abendrot, R., Das Problem der Materie, Leipzig 1889.
Ackermann, E., Die häusliche Erziehung 1888.
Ärztliches Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens, Straßburg 1882.

Bacmeister, A., Der Pessimismus und die Sittenlehre, Gütersloh 1882.
Bauer, W., Die psychologischen Grundanschauungen Pestalozzis, Jena 1889.
Baur, G., Grundzüge der Erziehungslehre, 3. Aufl., Gießen 1876.
Baumann, J., Einführ. in die Pädag. u. pädag. Psychol., Leipzig 1890.
— Geschichte der Philosophie nach Ideengehalt, Gotha, Perthes.
— Volksschule, höhere Schulen und Universität, Göttingen 1893.

Beckh, H., Lehrbuch der evang. Volksschulkunde, Stuttgart 1885.
Beiträge zur Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane zu Helmholtz' 70. Geburtstag, Hamburg 1891.
Beneke, E., Pragmatische Seelenlehre in Anwendung auf das Leben, 2 Bde., Berlin 1850.
— Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft, 4. Aufl., herausgegeben von Dreßler 1877.
Bergmann, J., Über den Utilitarismus, Marburg 1883.
— Über das Schöne, Berlin 1887.
Bernhard, Joseph, Empir. Psychologie für Gymnasien. Prag 1892.
Bibliothek der kath. Pädagogik, Freiburg i. Br. 1890 ff.
Biese, A., Grundzüge moderner Humanitätsbildung, Leipzig 1886.
Bleibtreu, K., Zur Psychologie der Zukunft, Leipzig 1891.
Bock, Ed., Volksschulkunde, Breslau 1884.
Böhl, Ed., Allgemeine Pädagogik, Wien 1872.
Boesch, J. M., Der Materialismus und das Verhältnis von Leib und Seele, Antrittsrede, Zürich 1886.

Carnio, L., Die Menschenseele. Ein Beitr. zur Anal. u. Erziehung. Wien 1889.
Carriere, Moritz, Gesammelte Werke, Leipzig 1886 ff.
Claß, Dr., Ideale und Güter, Erlangen 1886.
Curtmann, W. J. G., Lehrbuch der Erziehung, Leipzig, 8. Aufl. 1880.
— Schule und Leben 1842.

Daumer, G. Fr., Der Tod des Leibes, kein Tod der Seele, Dresden 1865.
Deinhard, Ludw., Psychometrie, Braunschweig 1891.
Delff, Hg., Philosophie des Gemüts, Husum 1893.
Diesterweg, Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer.
Diez, M., Theorie des Gefühlsg., Begründ. d. Ästhetik, Stuttgart 1892.
Dillmann, E., Die Mathematik die Fackelträgerin einer neuen Zeit 1889.
Dilthey, W., Einleitung in die Geisteswissenschaften I, Leipzig 1883.
— Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft, Berliner Akademie 1888, 2. Bd.
Dittes, Fr., Schule der Pädagogik, 4. Aufl., Leipzig 1891.
— Über die sittliche Freiheit, 2. Aufl., Leipzig 1892.
Dörpfeld, Beitr. z. pädag. Psychol. Denken u. Gedächtnis, Gütersloh 1890.
— Der didaktische Materialismus, Gütersloh 1890.
— Grundlinien zur Theorie eines Lehrplanes, Gütersloh 1873.
Drbal, Matth., Lehrbuch der empir. Psychol., 3. Aufl., Wien 1882.
Dreyer, E., Der Materialismus eine Verirrung, Berlin 1892.
— Drei psychophysiologische Studien, Leipzig 1891.
Du Bois-Reymond, E., Über die Grenzen des Naturerkennens 1872.
— Die sieben Welträtsel 1880.

Ebbinghaus, Über das Gedächtnis, Leipzig 1885.
Ehrenfels, Chr., Metaphysische Ausführungen im Anschluß an Du Bois-Reymond, Wien 1886.
— Über Fühlen und Wollen, Wien 1888 (Akad. d. Wissensch. 1887).
Eitle, J., Grundriß der Philosophie, Freiburg i. Br. 1892.
Elsaß, A., Über die Psychophysik, Marburg 1886.
Elsenhans, Th., Grundriß der Psychologie und Logik, Stuttgart 1890.
Enoch, W., Der Begriff der Wahrnehmung, Hamburg 1890.
Erdmann, J. E., Psycholog. Briefe, 6. Aufl., Leipzig 1882.
Eucken, R., Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit, Leipzig 1885.

— Die Lebensanschauungen der großen Denker von Plato bis zur Gegenwart, das. 1890.
— Der Kampf der Gegenwart um die Lebensanschauung, ebenda.
Fechner, G. F., Elemente der Psychophysik, 2 Bde., 1860.
— Über die Seelenfrage 1861.
— Vom Leben nach dem Tod, 2. Aufl. 1866.
— Vorschule der Ästhetik 1876.
Fechner und Preyer, Wissenschaftliche Briefe 1891.
Fell, G., Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, Freiburg i. Br. 1893.
Fichte, T. H., Psychologie I. II. 1864. 1873.
Fiske, John, Die Bestimmung des Menschen, übers. von Kirchner, Leipzig 1891.
Flügel, O., Die Seelenfrage, Köthen 1890.
— Das Ich u. d. sittl. Ideen im Leben der Völker, ebenda 1885.
— Das Seelenleben der Tiere, Langensalza 1885.
— Ostermann über Herbarts Psychologie, ebenda 1888.
Focke, R., Über das Wesen der Seele, Leipzig 1886.
Foltz, O., Metaph. Grundl. d. Herbartschen Psychol., Gütersloh 1886.
Free, H., Die Lehre Herbarts von der menschlichen Seele, Bernburg 1885.
Frick, O., Einheit der Schule, Frankfurt a. M. 1885.
Frohschammer, J., Menschenseele und Physiologie, München 1855.
— Über Organisation, Kultur — Erziehung, ebenda 1885.

Gallwitz, H., Das Problem der Ethik in der Gegenwart, Göttingen 1891.
Gille, A., Aufgaben und Methodik der Pädagogik als Wissenschaft, Leipzig 1891.
Gizyki, P. v., Moralphilosophie, Leipzig, Friedrich 1888.
Glogau, G., Grundriß der Psychologie, Breslau 1884.
Göring, H., Über d. gegenw. Stand d. wissensch. Pädagogik, Basel 1880.
Goltz, B., Das Buch der Kindheit, 3. Aufl., Berlin 1869.
Groos, K., Einleitung in die Ästhetik, Gießen 1891.
Günther, H., Betrachtungen über die ersten Sätze der Herbartschen Psychologie, Leipzig 1889.
— Pädag. Berührungspunkte zwischen Locke und Franke, Leipzig 1890.
Gutberlet, C., Ethik und Religion, Münster i. W. 1893.

Häckel, E., Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen I. II., 4. Aufl, Leipzig 1891.
Häckel, E., Der Monismus als Band zw. Rel. u. Wissensch., Bonn 1893.
Hagemann, G., Psychologie, 5. Aufl, Freiburg i. Br. 1890.
Hallier, E., Naturwissenschaft, Religion und Erziehung, Jena 1875.
Harder, Handbuch für den Anschauungsunterricht, 10. Aufl. 1891.
Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewußten.
Hauffe, G., Entwicklungsgesch. des menschl. Geistes, Minden 1886.
Heegaard, S., Über Erziehung, eine Darst. der Pädag. u. ihrer Geschichte, 2 Teile übers. von Gleiß, Gütersloh 1890.
Hegler, A., Die Psychologie in Kants „Ethik", Freiburg i. Br. 1891.
Helmholtz, H., Handbuch der physiologischen Optik. 1866.
Heman, C. F., Zur Geschichte der Lehre von der Freiheit des menschl. Willens, Leipzig 1887.
— Der Ursprung der Religion, Basel 1886.
Herbart, F., Lehrbuch zur Psychologie, herausgeg. von Hartenstein, 3. Aufl., Hamburg 1883.
— Allgemeine Pädagogik 1806.
— Umriß pädagogischer Vorlesungen 1841.
Herding, W., Geschichte der Pädagogik von Montaigne bis Rousseau, Erlangen 1890.

Heymans, G., Die Gesetze u. Elemente d. wissensch. Denkens, Leiden 1891.
Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, 4. Aufl. 1890.
Hochegger, R., Die Bedeut. d. Philos. d. Gegenw. f. d. Pädag., Gotha 1893.
Höffding, Harald, Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung, übersetzt von F. Bendixen, Leipzig 1887.
— Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit, Leipzig 1889.
— Grundlage der humanen Ethik, Bonn 1880.
Horwicz, A., Psychologische Analysen auf physiol. Grundlage, 2 Bde., Halle 1872. 1875 1878.
Humboldt, Wilh., Sprachphil. Werke, herausgeg. v. Steinthal, Berlin 1883.
Husserl, E. G., Philosophie der Arithmetik. Psychologische und logische Untersuchungen, 1. Bd. 324 S., Halle a. S. 1891.

Jäger, J., Entdeckung der Seele, 3. Aufl., Leipzig 1882.
Jerusalem, W., Lehrbuch der empir. Psychologie für Gymnasien, Wien 1890.
Jonas, R., Grundzüge der philosophischen Propädeutik, Berlin 1888.

Kahle, H., Grundzüge der evang. Volksschulerziehung, Breslau 1875 ff.
Kehr, C., Die Praxis der Volksschule, 10. Aufl., Gotha 1887.
Kehrein, J., Handbuch der Erziehung u. d. Unterrichts, herausgeg. von Keller.
Kellner, L., Erziehungsgeschichte, 3 Bde., 3. Aufl., Essen 1880.
— Kurze Gesch. d. Erz. u. d. Unter., 9. Aufl., das. 1889.
— Volksschulkunde, 8. Aufl., Essen 1886.
— Aphorismen zur Pädagogik, 12. Aufl., das. 1888.
Kern, Herm., Grundriß der Pädagogik, 4. Aufl. 1887.
Kirchner, F., Diätetik des Geistes, Berlin 1884.
— Katechismus des Unterrichts und der Erziehung.
— Über das Gedächtnis. Psych.-päd. Studie, Berlin, Nauck.
— Über Gemütsbildung. Deutsche Zeit- u. Streitfr., N. F. III, 36, 1889.
Knauer, Vincenz, Die Hauptprobleme der Philosophie, Leipzig 1892.
Koch, Julius, Die Wirklichkeit und ihre Erkenntnis, Göppingen 1886.
Koch, R., Natur u. Menschengeist im Lichte der Entwicklungslehre, Berlin 1891.
Körner, F., Die Seele und ihre Thätigkeiten, 2. Aufl., Leipzig 1890.
Közle, G., Die pädagogische Schule Herbarts.
Krauß, A., Die Psychologie des Verbrechens, Tübingen 1884.
Kratz, G., Grundzüge der Lehre von Gefühlen, Denken, Willen, Gütersloh 1891.
Kröner, E., Das körperliche Gefühl, Breslau 1887.
Krohn, J., Die Auflösung der rationalen Psychologie Kants, Breslau 1886.
Kromann, K., Logik und Psychologie, übers. von Bendixen, Leipzig 1890.
Kuntze, G. Th., Fechner, ein deutsches Gelehrtenleben, Leipzig 1892.
Kym, A. L., Über die menschliche Seele, Berlin 1890.

Laas, E., Idealismus und Positivismus I, II, III, Berlin 1879. 1882. 1884.
Lange, A., Geschichte des Materialismus, Iserlohn, Bädeker.
— Grundlegung der mathematischen Psychologie, Duisburg 1865.
Lange, K., Über Apperception, Plauen 1889.
Lanzky, P., Abendröte, Psychologische Betrachtung, Berlin 1887.
Lasson, A., Gegenstand u. Behandlung der Religionsphilosophie, Leipzig 1879.
— System der Rechtsphilosophie, Leipzig 1882.
— Zeitliches und Ewiges, Vorträge 1890.
Last, E., Die realistische und idealistische Weltanschauung, Leipzig 1884.
Lazarus, M., Das Leben der Seele, 2. Aufl., 3 Teile 1876—82.
Lazarus u. Steinthal, Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachwissensch. 1860 ff.
Leutz, Ferd., Lehrbuch der Erziehung u. des Unterrichts, 3 Tle., Tauberbischofsheim 1882—85.

Liebmann, Otto, Psychologische Aphorismen in Fichtes Zeitschr. f. Philosophie, Band CI, 1 ff.
— Analysis der Wirklichkeit 1880.
Lindner, G. A., Encyklop. Handb. d. Erziehungsk., 3. Aufl., Wien 1884.
— Grundriß der Pädagogik als Wissenschaft, Wien 1889.
— Lehrbuch der empirischen Psychologie, 2. Aufl., das. 1868.
Lipps, Th., Grundthatsachen des Seelenlebens, Bonn 1883.
— Psychologische Studien, Heidelberg 1885.
Löwenthal, W., Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts, Wiesbaden 1887.
Lotze, H., Medizinische Psychologie, Leipzig 1852.
— Mikrokosmos, 3 Bde., Leipzig 1856—64.
— System d. Philosophie, 2 Tle.; Logik u. Metaph., Leipzig, 2. Aufl. 1880. 84.
— Kleine Schriften, Leipzig 1885.
— 8 Hefte Diktate aus seinen Vorlesungen, Leipzig 1882—84.
Luz, G., Tod des Leibes und Fortleben der Seele, Bernburg 1884.

Maack, F., Versuch einer Philosophie des Gemüts, Leipzig 1885.
Maas, B., Die Psychologie, 3. Aufl. 1884.
Mach, E., Beiträge zur Analyse der Empfindungen, Jena 1886.
Mänel, Über Abstraktion, Güterloh 1890.
Märkel, Die Einbildungskraft und ihre Bedeutung für Erziehung u. Unterricht, Döbeln 1892.
Martig, E., Anschauungspsychologie mit Anwendung auf die Erziehung, Bern, 2. Aufl. 1891.
— Leitfaden der Pädagogik, Bern 1890.
Meinong, A., Philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik, Wien 1885.
Meyer, H., Die Wahlfreiheit des Willens, Gotha 1887.
Meyer, J. B., Probleme der Lebensweisheit, Berlin 1887.
Michaelis, C. Th., Stuart Mills Zahlbegriff, Berlin 1888.
Michelis, Fr., Häckelogonie, akadem. Protest gegen H.s Anthropogenie, Bonn 1875.
Mill, J. St., Lehre von der Erziehung, herausgeg. von Wehrmann, Kreuznach 1890.
Mohr, Jak., Grundlage der empirischen Psychologie, Leipzig 1882.
Montaignes pädag. Ansichten von E. Masius, Leipzig 1890.
Müller, F. A., Das Axiom der Psychophysik, Marburg 1882.
Münsterberg, H., Die Willenshandlung, Freiburg i. Br. 1888.
— Der Ursprung der Sittlichkeit, das. 1889.
— Beiträge zur experimentalen Psychologie, das. 1889—92.
— Über Aufgabe und Methode der Psychologie, Leipzig 1891.
Muff, Chr., Idealismus, 2. Aufl., Halle 1892.
Murry, Mc., Spencers Erziehungslehre, Gütersloh 1890.

Nägelsbach, C. F. v., Gymnasialpädagogik, 3. Aufl. 1879.
Nahlowsky, F., Das Gefühlsleben, Leipzig 1862.
— Allgemeine Ethik, Leipzig 1885.
Nath, M., Die Psychologie Lotzes und Herbarts, Brandenburg, Meyer.
Natorp, W., Einleit. in die Psych. nach krit. Methode, Freiburg i. Br. 1888.
Nitsche, A., Einheitliche Lehre von den Gefühlen, Innsbruck 1886.
Noiré, L., Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe, Leipzig 1885.

Ohler, A. K., Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts, 10. Aufl. 1884.
Oppel, K., Das Buch der Eltern, 3. Aufl. 1882.
Ostermann, W., Die hauptsächlichsten Irrtümer der Herbartschen Psychologie und ihre pädagogischen Konsequenzen, Oldenburg 1888.

Palmer, Chr., Evangelische Pädagogik, bearb. von Gundert, Stuttgart 1882.
Paulsen, F., System der Ethik, 2. Aufl., Berlin 1891.
— Einleitung in die Philosophie, das. 1892.
Pfisterer, G. F., Pädagogische Psychologie, 2. Aufl., Gütersloh 1889.
Pfleiderer, Edm., Eudämonismus und Egoismus, Leipzig 1880.
— Leibnitz und Geulinx, Tübingen 1884.
Planck, K. Chr., Seele und Geist, Leipzig 1871.
— Testament eines Deutschen, Tübingen 1881.
Planck, M., Das Prinzip der Erhaltung der Energie, Leipzig 1887.
— Schulreden, Stuttgart 1891.
Polack, F., Brosamen, Erinnerungen aus dem Leben eines Schülers, 3 Bde.
Prel, Carl du, Die Entd. der Seele durch die Geheimwissensch., Leipzig 1894.
Pressensé, Edm. v., Die Ursprünge. Probleme der Erkenntnis, Halle, 2. Aufl. 1887.
Preyer, W., Die fünf Sinne des Menschen, Leipzig 1870.
— Biologische Zeitfragen, 2. Aufl., Berlin 1889.
— Die Seele des Kindes, Leipzig, 3. Aufl. 1890.
— Die geistige Entwicklung in der ersten Kindheit, Stuttgart 1893.
— Über den Ursprung des Zahlbegriffs aus dem Tonsinn, Hamburg 1881.

Rauhthon, H., Über den menschlichen Charakter, Leipzig 1885.
— Über das Gemüt, Leipzig 1886.
Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik, 4 Bde.
Ree, P., Die Entstehung des Gewissens, Berlin 1885.
Reich, E., Die Geschichte der Seele, Minden 1884.
Reichenbach, A., Welt und Mensch, Vorträge u. Aufsätze, Leipzig 1889.
Rein, W., Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts, 8 Bde. 1886—92.
— Pädagogische Studien, Dresden 1880 ff.
— Pädagogik im Grundriß, Stuttgart 1890.
Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig, 24. Aufl. 1890.
Rohmer, Fr., Wissenschaft und Leben, 3 Tle., Nördlingen 1885.
Romundt, Ein neuer Paulus; Kants Religion, Berlin 1886.
Rubinstein, Dr. Susanna, Psychologisch-ästhetische Essays, Heidelberg 1884.
Rüegg, H. R., Die Pädagogik in übers. Darst., Berlin, 5. Aufl. 1878.
Rümelin, G., Reden u. Aufsätze, 2 Samml., Freiburg i. Br., 2. Ausg. 1889.

Sander, F., Lexikon der Pädagogik, 2. Aufl., Breslau 1889.
Schaarschmidt, A., Über den Unsterblichkeitsglauben, Heidelberg 1892.
Schiller, Hermann, Prakt. Pädag. f. höhere Lehranst., 2. Aufl., Leipzig 1886.
Schmid, E., Begriff und Sitz der Seele, Heidelberg 1887.
— Entgegnung auf die Rezensionen, Moskau 1889.
Schmid, K. A., Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 11 Bde., Gotha 1858—75.
Schmid, Chr., Hauptforderungen der Herbart-Zillerschen Unterrichtslehre, Eßlingen 1889.
Schmid, R., Die Darwinischen Theorien und ihre Stellung zu Philosophie, Religion und Moral, Stuttgart 1876.
Schmid, Karl, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 4. Aufl. 1883.
— Gesch. d. Pädag., herausgeg. von Dittes, 4. Aufl. 1886.
Schmick, J. H., Die Unsterblichkeit der Seele, Leipzig, Spohr 1891.
Schneider, O., Die psychologische Entwicklung des Apriori, Bonn 1883.
Schneider, W., Das andere Leben d. christl. Weltansch., Paderborn, Schöningh.
Schorn und Reinecke, Geschichte der Pädagogik, 14. Aufl.
Schrader, W., Erziehungs- und Unterrichtslehre f. Gymn. u. Realsch., Berlin, 5. Aufl. 1889.

Schubert, G. H. v., Die Geschichte der Seele, 5. Aufl. 1877.
Schuler, G. M., Der Materialismus, Berlin 1891.
Schultze, F., Vergleichende Seelenkunde, Leipzig 1892.
— Deutsche Erziehung, Jena 1893.
Schulze, G., Grundriß der Volksschulpädagogik, 3 Tle., 5. Aufl. 1890.
Schumann, G., Lehrbuch der Pädagogik, Hannover, Meyer, mehrere Aufl.
Schütze, W., Evangel. Volksschulkunde, Leipzig, Teubner, 6. Aufl. 1884.
Schwochow, H., Methodik des Volksschulunterrichts, Gera, Hofmann, 3. Aufl. 1892.
Seydel, R., Religion u. Wissenschaft, Ges. Reden, Breslau, Schottländer.
Siebeck, H., Geschichte der Psychologie, I, 1. 2, Gotha 1880. 84.
— Verhältnis von Leib und Seele in Laz. u. Steinth. Zeitschr. f. Völkerpsych., Bd XVI, H. 1. 2.
Sigwart, Chr., Logik, 2 Bde., Freiburg i. Br., 2. Ausg. 1889.
— Vorfragen der Ethik, das. 1886.
Sigwart, Chr., Kleine Schriften, das. 2. Ausg. 1889.
Smiles, S., Der Charakter, Leipzig 1884.
Sommer, Hugo, Individualismus u. Evolutionismus, Berlin 1887.
— Der christliche Unsterblichkeitsglaube, Braunschweig.
— Das Gewissen und die modere Kultur, Berlin 1884.
Sommer, R., Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie u. Ästhetik, Würzburg 1892.
Spencer, H., Erziehungslehre, herausgeg. von Schultze, Jena 1894.
— Die Prinzipien der Psychologie, übers. von Vetter, 2 Bde., Stuttgart 1886.
Spitta, Heinrich, Einleitung in die Psychologie, Freiburg 1886.
Stein, Lorenz v., Das Bildungswesen in geschichtl. Entwicklung.
— Die Psychologie der Stoa, Berlin 1886.
Steinthal, H., Abriß der Sprachwissenschaft, Berlin.
Stern, M. C., Philos. u. naturwiss. Monismus, Leipzig 1885.
Sterzel, G. F., Comte als Pädagog, Leipzig 1886.
Steudel, A., Über Materie und Geist, Stuttgart 1884.
Stöckl, A., Grundzüge der Philosophie, Mainz 1893.
Stoy, K. V., Encyklopädie der Pädagogik, 2. Aufl. 1878.
Strümpell, L., Grundriß der Psychologie, Leipzig 1884.
— Psychologische Pädagogik, Leipzig 1880.
Stumpf, C., Tonpsychologie, 2 Bde., Leipzig 1883. 90.

Tangermann, W., Natur und Geist, Gotha, Perthes 1894.
Traub, Friedr., Die sittliche Weltordnung, Freiburg 1892.

Uhlig, G., Die Einheitsschule mit lateinlosem Unterbau, Heidelberg 1892.
Ulrici, Hermann, Gott und der Mensch. 1. Teil: Leib u. Seele, Leipzig 1866.
— Gott und die Natur, 3. Aufl., Leipzig 1875.

Velzen, Th. v., Über Geistesfreiheit, Leipzig 1886.
Vogel, A., Herbart oder Pestalozzi? Hannover.
— Mittelschulpädagogik, Gütersloh.
Volkelt, J., Erfahrung und Denken, Hamburg 1886.
— Psychologische Streitfragen in Fichtes Zeitschr., Bd. XC f. CII.
— Einführung in die Philosophie der Gegenwart, München 1892.
Volkmann von Volkmar, Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkt des Realismus, 2 Bde., Köthen 1875. 76.
Vorbrodt, G., Prinzipien der Ethik und Religionsphil. Lotzes, Dessau 1891.
Vorträge, Philosophische, herausgeg. v. d. philos. Gesellsch. zu Berlin, Halle 1882 ff.

Wagner, R., Handwörterbuch der Physiologie, 1842.
Wahle, R., Gehirn und Bewußtsein, Wien 1884.
Waitz, Th., Lehrbuch der Psychologie als Naturwissensch., Braunschweig 1849.
— Allgemeine Pädagogik, herausgeg. von Willmann, 3. Aufl. 1883.
Weber, Th., Metaphysik und posit. Christentum, Gotha, Perthes.
— Emil Du Bois-Reymond Kritik seiner Weltansicht, Gotha 1885.
Weigand, W., Essays. Zur Psychologie der Decadence und des 19. Jahrh., München 1891.
Weiß, L., Idealismus und Materialismus, Berlin 1879.
Wiese, L., Die Bildung des Willens, Berlin, 5. Aufl. 1891.
— Gesundheit der Seele, Berlin 1882.
Wille, L., Das Gemüt, Basel 1887.
Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre, 2 Bde., Braunschweig 1882. 89.
— Pädagog. Vorträge üb. d. Hebung der geist. Thätigkeit durch den Unterricht, Leipzig 1886.
Windelband, W., Geschichte der Philosophie, Freiburg i. Br. 1889
— Präludien und Aufsätze, das. 1884.
— Der Stand der psychol. Forschung. Antrittsrede, Zürich 1879.
Witte, J. H., Das Wesen der Seele in der Philosophie seit Kant, Halle 1888.
— Über die Freiheit des Willens, Bonn 1882.
Wolff, J., Das Bewußtsein und sein Objekt, Berlin 1890.
Wollny, F., Grundriß der Psychologie, Leipzig 1887.
Wundt, W., Grundzüge der physiol. Psychol., 2 Bde., 3. Aufl., Leipzig 1887.
— Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 2. Aufl., Hamburg 1892.
— Ethik, 2. Aufl., Stuttgart 1892.
— Logik, Stuttgart 1893.
— System der Philosophie, das. 1889.

Zeller, Chr. H., Lehren der Erfahrung, Basel.
Zeller, Ed., Vorträge und Abhandlungen, Leipzig.
Ziegler, K., Zum Entscheidungskampf f. d. christl. Glauben, Tübingen 1887.
Ziegler, Theod., Das Gefühl, Stuttgart 1893.
— Die Fragen der Schulreform, Stuttgart 1891.
Ziehen, Leitfaden der physiol. Psychologie, Jena 1891.
Ziller, Tuiskon, Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht, 1865.
— Einleitung in die allgemeine Pädagogik, Leipzig 1856.
— Vorlesungen über allgemeine Pädagogik, das. 3. Aufl. von Just 1892.
— Allgemeine philosophische Ethik, Langensalza 1886.

4. Anhang.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

(Die Zahlen bedeuten Seiten.)

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Berichtigungen.

S. VI 14 o. l. nach Pfisterer: und Heine.
S. 6, 14 u. l. „Sobald“ st. „Sobald sobald“.
S. 18, 9 u. l. „wiedererkannt“ st. „wiederkannt“.
S. 19, 4 u. l. „psychischen“ st. „physischen“.
S. 40, 1 u. l. „empfiehlt“ st. „empflehlt“.
S. 44, 16 o. l. „auch nach der Bibel“ st. „auch der Bibel“.
S. 46, 18 o. l. „Sucht“ st. Ruhe“.
S. 64, 12 u. l. „Zusammenwirkens“ st. „Zusammenwirken“.
S. 73, 15 u. l. „die“ st. „der“.
S. 77, 16 u. l. „andererseits“ st. „anderseits“.
S. 93, 10 o. l. „und hypothetische“ st. „hypothetische und“.
S. 121, 6 u. l. „folgende“ st. „folgelnde“.
S. 164, 16 u. l. „agglutinierenden“ st. „agglutierenden“.
S. 166, 8 o. l. „Wauwautheorie“ st. „Bauwautheorie“.
S. 180, 9 o. l. nach Bildung: vergl. Höffding a. a. O.
S. 182, 1 u. l. „schlechthinige“ st. „schlechthinnige“.
S. 190, 3 o. l. „überlieferten“ st. überlieferte.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

85